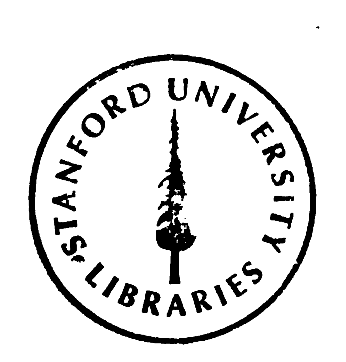





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES







Bibliothek
Deutscher Schriftsteller
aus Böhmen.

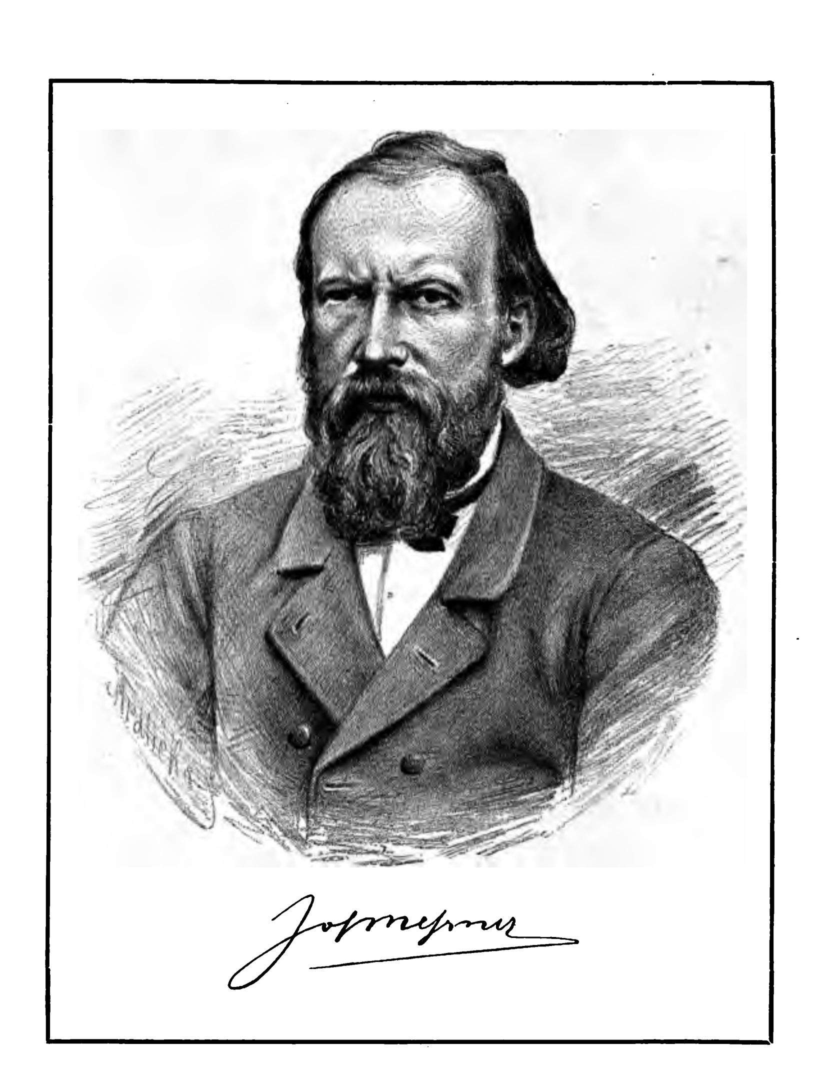
Herausgegeben
im Auftrage der
Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.

Band VII.

Josef Meßner, Ausgewählte Werke.

Prag. F. Tempsky. | **Wien.** F. Tempsky. | **Leipzig.** G. Freytag.

1897.



Josef Meßner,

Ausgewählte Werke.

Herausgegeben und eingeleitet

von

Paul Meßner.

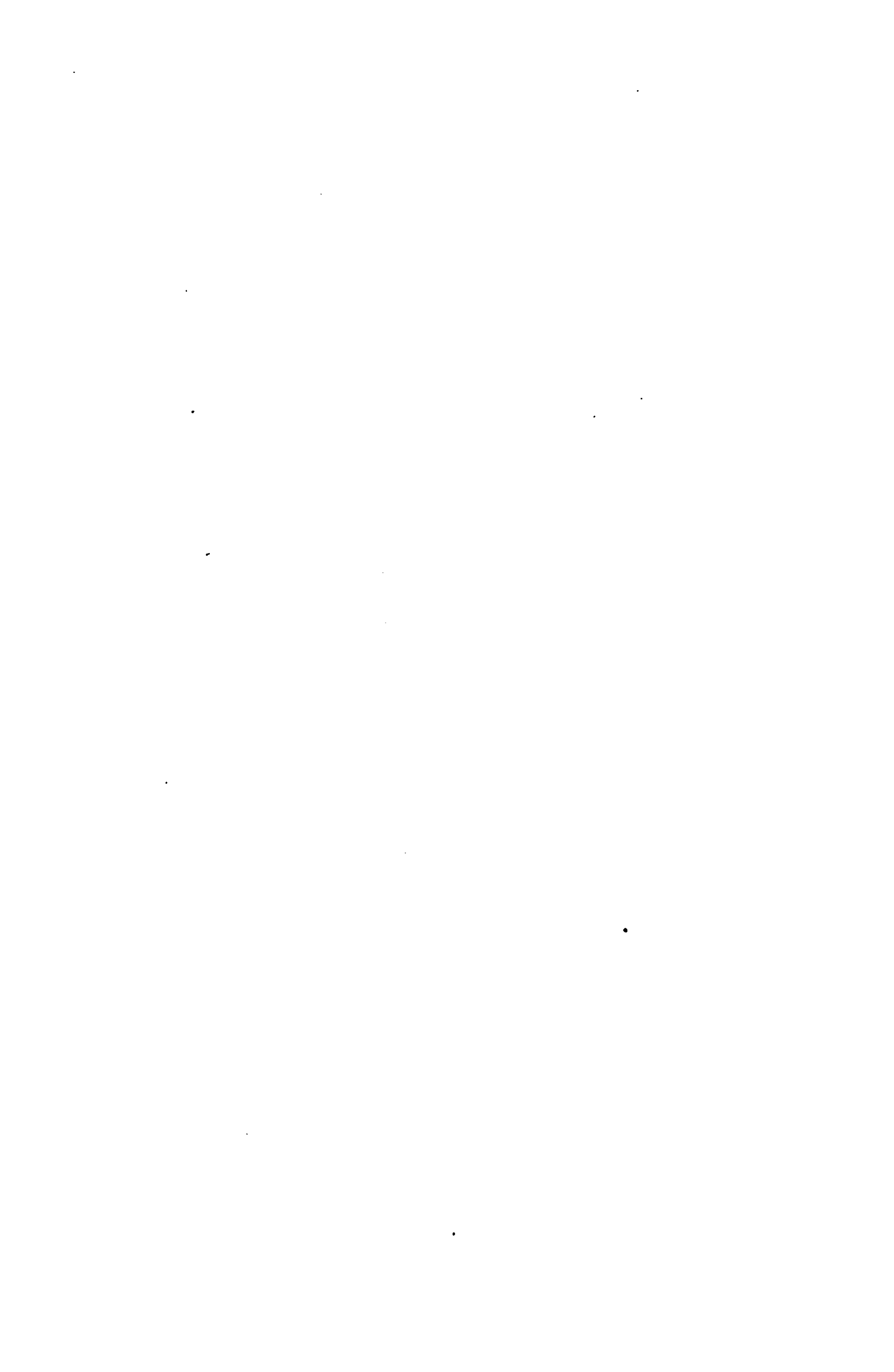
Mit Porträt.

Prag. F. Tempsky. **Wien.** F. Tempsky. **Leipzig.** G. Freytag.

1897.

Druck von Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Inhalts-Verzeichnis.



Einleitung.

In der waldumschlossenen, am Fuße des Böhmerwaldes gelegenen, an historischen Denkwürdigkeiten reichen Grenzstadt Prachatitz, stand die Wiege Josef Meßner's. Hier wurde er als der zweite Sohn eines wohlangesehenen Bürgers am 3. Februar 1822 geboren. Der mit hervorragenden Geistesgaben reich ausgestattete Knabe besuchte in seiner Vaterstadt die Normalschule, worauf er in seinem dreizehnten Lebensjahre zur weiteren Ausbildung an das Gymnasium zu Budweis kam.

Bei sehr guten Studienerfolgen stieg er hier bis zur siebenten Classe auf. Diese Gymnasialstudien sind wohl als der eigentliche Grundstein zu betrachten, auf welchem Meßner in seinem wechselreichen Leben später als Autodidakt an der, uns in seinen Schriften oft überraschenden allgemeinen Bildung und an seinen nicht unbedeutenden Kenntnissen, weiterarbeitete.

Reich an Herz und Gemüth, besaß der phantasievolle Jüngling auch noch erhebliche Mal- und Musik-Talente.

Ein unbeständiges Wesen, ja man könnte sogar sagen, ein Hang zum Leichtsinne, machte sich jedoch schon bei dem Studenten unheilvoll geltend.

Plötzlich schob er das Studieren beiseite und trat im Jahre 1841 als Freiwilliger beim 1. Artillerie-Regimente in Prag in die Reihen des Heeres ein.

Dies war der erste Schritt abseits der geraden Bahn, die ihm seine Fähigkeiten vorgezeichnet, auf welcher er ein erhabenes Ziel hätte erreichen können.

Seine Zugvogelnatur und sein freieres Wesen konnten jedoch mit den strengen militärischen Vorschriften für längere Dauer nicht in Einklang gebracht werden. So kam es denn, dass Meßner nach fünfjähriger Dienstzeit seine Entlassung aus dem Heeresverbande anstrebte, was ihm auch im Jahre 1845 mit Überwindung mancher Schwierigkeiten gelang. Frei vom Militär, nahm er eine Zeichnerstelle beim Welser-Bahnbaue an, die er aber nur wenige Monate inne hatte, denn noch im Jahre 1845 führte er einen höchst eigenthümlichen und für seinen weiteren Lebensgang entscheidenden absonderlichen Gedanken aus, Handwerksbursche zu werden.

Als 23jähriger Jüngling trat er zur Erlernung des Weißgerbergewerbes in seiner Vaterstadt bei einem Meister in die Lehre ein.

Nach kaum zweijähriger Lehrzeit aber ließ er seinem Drange nach voller Ungebundenheit und seinem Wandertriebe vollen Lauf und durchquerte, einem Zugvogel gleich, in den Jahren 1847—51 die österreichischen Alpenländer und einen Theil Deutschlands.

Dass diese Wanderzeit mit den verschiedenartigsten Erlebnissen und vielseitig bildenden Studien für seine schaffende Natur anregend und richtunggebend war, steht außer Zweifel.

Nach mehrjährigem frohen Wandern, beschloss Meßner nun, sich in seiner Vaterstadt als Meister niederzulassen. Im Jahre 1851 machte er diesen Entschluss zur Wirklichkeit.

Das Frühjahr 1852 aber, mit allen seinen Lockmitteln, ließ dem Wanderlustigen neuerdings keine Ruhe. Auf einem Markte wusste er sich durch vollständigen Verkauf der mitgenommenen Waren Mittel für eine weitere lustige Wanderschaft zu erwerben, die ihn für einige Zeit aller Sorgen frei machten und das ungebundene Leben vollauf genießen ließen. Dem Leichtsinne folgte aber die unausbleibliche Strafe allzubald nach.

Noch im Jahre 1852 musste er, durch ein Fieber körperlich stark herabgekommen, in seine Heimat zurückkehren, zumeist nun auf die aufopfernde Unterstützung seines Bruders Johann angewiesen, der in Prachatitz als Kaufmann in guten Verhältnissen lebte.

In peinigendem Zerwürfnisse mit seinen Eltern und im drückenden Bewusstseine eines verfehlten Lebens, verlegte Meßner jetzt erst seine volle Thätigkeit durch mehrere Jahre auf das Gebiet, das auszubeuten von Natur aus sein Beruf allein hätte sein sollen, er wurde Schriftsteller.

Schon seit dem Jahre 1846 hatte er seine schriftstellerische Eignung und dichterische Begabung in kleinen veröffentlichten Schriften kund gegeben; die Zeit von 1852—57 aber ist als die der regsten schriftstellerischen Thätigkeit Meßner's anzusehen. Als Mitarbeiter von dem, bei Kober zuerst in Tabor, später aber in Prag erschienenen „Album deutscher Original-Romane," hielt er sich in dieser Zeit theils in Tabor, theils in Prag und Prachatitz auf.

Im Jahre 1858 begab er sich für einige Monate zu einem seiner Gönner nach Bergreichenstein, von dort zurückgekehrt, verblieb er aber, stets kränkelnd, bis zu seinem Tode im Jahre 1862 in seiner Vaterstadt, wo er in allen Kreisen der Bevölkerung sehr gern gesehen und beliebt war.

Seine poetische Thätigkeit währte eigentlich nur bis zum Jahre 1860, denn in den letzten zwei Lebensjahren ließ ihn der rasche Verfall seiner Gesundheit, eine Folge seines theilweise ungeordneten Lebenswandels, nichts Bedeutenderes schaffen, einige Gelegenheitsdichtungen, sowie ein von ihm selbst geschriebenes Localblatt, von dem 1860 einige Nummern erschienen und zwei nicht vollendete Novellen „Unter den Buchen" und „Im Walde" ausgenommen, welch' letztere den „Wald" seiner geliebten Heimat verherrlichen sollten.

Wehmüthige Todesahnung klingt aus der Vorrede der

ersteren Novelle: „Die geliebten Stätten im Walde und auf weitem, ödem Heidelande, wo ich als Knabe tollte und als Jüngling träumend wandelte: sie sind dieselben noch, obgleich an mir der Wandel des Lebens nicht so spurlos vorübergieng, wie an ihnen; sie grünen und rauschen, wie damals vor vielen Jahren, und ihre schattigen Hallen stehen noch immer so gastlich wie sonst dem Wanderer offen.

Doch heute ist es nicht mehr der rasche Tritt des Jünglings, vor dem sonst das Riedgras mit leisem Geflüster scheu zur Seite wich — vor dem sich Wurm und Käfer ins weiche Moosversteck verkrochen, vor dem selbst die in tiefen Gedanken brütende Schnecke erschreckt und hurtig, nach besten Kräften entfloh; es ist der leise unsichere Tritt eines müden Erdenwallers, der zu seiner Kaaba pilgert vor dem Sterben.

Mein letzter Waldgang! Ich will ihn gehen wie es sich geziemt für einen letzten: ‚gesammelt und feierlich‘ — — —“

Seine innere Ahnung hatte ihn auch nicht getäuscht, denn ein heftiges Lungenleiden warf ihn auf das Todtenbett.

Noch nicht 40 Jahre alt, schied er am 4. Jänner 1862 aus einem Leben, das theilweise wohl ein verlorenes für ihn war.

Meßner's poetische Erzeugnisse waren bei seinen Lebzeiten sehr verbreitet und beliebt.

In gebundener Sprache sind es meist Gelegenheitsgedichte von örtlichem Interesse, die reich an Humor und Witz, ihm in seiner engeren Heimat viele Freunde, manchmal wohl aber auch Feinde verschafften, die sich von dem beißenden Spotte des Dichters getroffen fühlten.

Sonst aber ist es das Gebiet des Romanes, des historischen insbesondere, dann der Novelle und Erzählung, sowie der culturhistorischen Schilderung, auf welchem Meßner sich den Namen eines Roman- und Volksschriftstellers erwarb, hervorragend durch treffliche Charakteristik seiner Heimat und der Alpenländer, worin er eine besondere Gestaltungskraft kund gibt.

Neben gesunder Lebensfreudigkeit herrscht eine elegische Grundstimmung, mit echter Herzenswärme gepaart, vor.

Zu den ersten veröffentlichten poetischen Erzeugnissen Meßner's, ist eine kleine Künstler-Novelle „Katzen-Raphael" zu zählen, erschienen in der Bohemia des Jahres 1846, später auch noch in den „Erinnerungen" des Jahres 1855 abgedruckt, die uns den Entwicklungsgang des Berner Malers Gottfried Mind (geb. 1768 zu Bern, gest. 1814 ebendaselbst) vorführt. Die Bohemia des Jahres 1848 brachte zwei weitere Novellen „Fatum" und „Viola d'amour'", beide mit ihren Stoffen der engeren Heimat des Dichters angehörend.

Bedeutenderes brachte das Jahr 1852 mit dem historischen Romane „Primator", der im „Album deutscher Original-Romane" bei Kober in Prag erschien, das Männer wie Johannes Scherr, Friedrich Gerstäcker, Karl Gutzkow, Karl von Holtei, Alfred Meißner, Robert Prutz als Mitarbeiter zählte. Der geschichtliche Stoff ist den Religionskämpfen des 30jährigen Krieges entnommen, von denen ein Theil sich in der Vaterstadt Meßner's abspielte.

Das nächste geschichtliche Werk, der 3bändige Roman „Zwei Brüder", im „Album" 1853 veröffentlicht, bildet ein hehres Denkmal der siegreichen Kämpfe der österreichischen Waffen in Italien in den Jahren 1848 und 1849 unter „Vater Radetzky".

Im Jahre 1854 erschien im „Album" der Roman „Treu", der uns in einfache bürgerliche Verhältnisse einführt, während die Erzeugnisse des Jahres 1855 sich theils auf historischem, theils auf modernem Gebiete bewegen.

Zur ersteren Gattung gehören die Erzählungen „Jan von Wartenberg", bezugnehmend auf die böhmischen Wirren zur Zeit Elisabeth's von Böhmen, der letzten Premyslidin und „Margarethe Maultasch", einen interessanten Theil der Geschichte Tirols behandelnd, — beide im „Album der Er-

innerungen" von W. H. Landt in Prag erschienen, — während die Novelle „Kleine Götter", in der Bohemia 1855 veröffentlicht, auf modern bürgerlichem Gebiete sich abspielt.

Eine Ueberschwemmungsgeschichte von den Halligen „Jens Trutz", brachte das „Album der Erinnerungen" des Jahres 1856. Außer dieser Novelle erschienen noch im Jahre 1856 im „Neuen illustrierten Volkskalender" (Wien), der auch neben Anderen Beiträge von J. G. Seidl und Jf. Proschko enthielt, „Hantierer im Böhmerwalde", eine Reihe von naturgetreuen Schilderungen eigenthümlicher Elemente des Böhmerwaldes, die freilich theilweise nur mehr auf gewesene Verhältnisse vor nahezu 40 Jahren vollgiltig sind.

Als die besten Erzeugnisse Meßner's aber, müssen wohl die des Jahres 1857 angesehen werden; es sind dies die „Waldgeschichten" und „Handwerksburschen", beide im „Album" bei Kober erschienen.

Sind die ersteren poesiereiche Schilderungen aus dem Stilleben der „Waldleute", so bieten uns die „Handwerksburschen" als „Dichtung und Wahrheit" ein Stück Lebensgeschichte des Dichters selbst, seine Wanderjahre betreffend, durch die objective und offenherzige Schreibweise desselben, einen vortrefflichen Behelf zur Beurtheilung seiner ungewöhnlichen Charaktereigenthümlichkeiten gebend.

Beide Werke krönen Meßner's vielseitiges dichterisches Talent.

Außer allem Erwähnten, wären noch Novellen und Erzählungen anzuführen, welche in verschiedene illustrierte Zeitschriften und Volkskalender Aufnahme fanden, meist die Volkswelt der engeren Heimat des Dichters, des Böhmerwaldes, in mannigfacher Richtung beleuchtend.

Es wären da zu nennen: „Der Hüter der Hausehre", die vaterländischen Erzählungen „Die Franzosen im Böhmerwalde" oder „Ein österreichischer Admiral" oder „Der Kaiser

hilft", sowie „Der Falschmünzer", „Die Rose des Schreinerwaldes" und „Der Narr eines Weibes".

Schließlich erwähne ich noch einige volk- und ortsbeschreibende Aufsätze, Schilderungen von „Land und Leuten im Böhmerwalde", „Wallern und die Wallinger", „Die Maderhäuser", „Maidstein", „Kugelweit", „Bad Grindschädel" und „Alt Budweis".

Der Inhalt dieses Bandes der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen" deckt sich mit dem des ersten Bandes der vierbändigen Ausgabe von Jos. Meßner's ausgewählten Werken, welche der Herausgeber gleichzeitig im Selbstverlage zu Prachatitz erscheinen läßt und deren übrige drei Bände eine weitere Auslese von Jos. Meßner's Werken enthalten werden.



Handwerksburschen.

Bilder aus dem Volksleben

von

Josef Meßner.

1857.
Prag und Leipzig.
Verlag von J. L. Kober.



Seinem lieben Freunde

Herrn

Friedrich Lauseker*)

widmet dies Buch

Der Verfasser.

---

*) Ritter des Leopold-Ordens und k. k. Hofrath des Obersten Gerichtshofes in Wien. Anmerkung des Herausgebers.



Handwerksburschen.



„Wie uneigentlich redet man doch von dem Lebenswandel der meisten Menschen, die da unwandelbar an ihrer Scholle kleben, in ihren Läden feilschen, in ihrem Amte regieren, neben ihrer Eltern Grabe modern. — Wandeln sie durch's Leben? O nein, das Leben wandelt durch sie.“

C. v. Holtei. Die Vagabunden.

Erstes Capitel.

Kein Liedel ist so lahm und dumm,
Es läſst sich fröhlich pfeifen,
Und kein Gesell so zahm und stumm,
Es läſst sich mit ihm streifen!
Wanderlied.

Wird sich schwerlich wer die Mühe genommen haben, sich zu merken oder aufzunotieren, was für ein wunderschöner und warmer Herbstmorgen es war, der des St. Colomanstages anno Eins nach dem Jahre der Confusion, zu Deutsch: am 13. October des Jahres 1849.

Die zwei Wanderburschen aber — wenn sie sonst noch leben, die guten Häute — die an diesem Morgen von Drauburg, aus Oberkärnten her, der tiroler Landesgrenze zumarschierten, die haben es gewiſslich nicht vergessen, welch' freundlichen Morgengruß ihnen das schöne Alpenland bot, als sie an die Stelle kamen, wo das Drauthal sich gen Lienz zu weitet und abdacht: waren sie doch seit ewigen drei Wochen her bereits gar trübselig dahergewandert auf den trübseligen Straßen des trübseligen Kärntnerlandes!

Wohl muſste daher der Anblick der ersten grünen Oase nach so langwierigem Sand und Staub ihre Herzen wundersam erquicken und beleben. Die Sonne war mit ihrer Frühaufgabe, die Kuppen der Berge zu vergolden, längst fix und fertig und bereits in vollem, bitterem Gehader mit den Thalnebeln, die sich trotzig streckten und bäumten und zähe dehnten und zogen, blaſsgrau vor grimmem Aerger, daſs sie doch alle Tage, und gerade wenn sie sich's am wohlsten sein ließen auf der faulen Bärenhaut, auf sollten und davon in alle Winde, und das so naseweiser, dummer Sonnenstrahlen wegen, die mit den Hühnern zu und aus dem Bette kriechen — — half sie aber alles nichts! —

hatten's schon unzähligemale versucht, liegen zu bleiben und just nicht aufzustehen — ja, die kriegten's! Wenn die Sonne sah, dass die jungen, zackigen Strählchen, die ihr voranliefen, nichts ausrichteten, so sandte sie ein paar — nur ein paar — von den erwachsenen, älteren Strahlen, um ihnen einzuheizen und husch! — waren die Nebel beim Teufel!

Heute schienen sie wieder nicht recht gehorchen zu wollen und gaukelten schlaftrunken hin und her im Thale; aber es war dies kein rechter Widerstand und durch ihre langen taumelnden Streifen sah man bereits über und neben dem dunklen Felsenspalt, in dem die Drau — auch so ein trotziges, ungeberdiges Ding — tosend dem Süden zuspringt, ein schmales, langes, sandgelbes Band durchblicken — die Straße nach Tirol.

Und so lustig und guter Dinge zogen die beiden Handwerksburschen unter und zwischen den Morgennebeln die Straße hin, und so eifrig waren sie in hoffnungsheiterem Gespräch begriffen — von baldiger, guter Arbeit, von schönen, verliebten Meisterstöchtern, von den berühmten tiroler Weizenknödeln und Gott weiß was noch für wünschenswerten Sachen, dass sie des Gesellen nicht gewahr wurden, der ein wenig abseits von der Straße unter einem, voll hellrother Trauben hängenden Vogelbeerbaume rastend lag, bis sie sein halb verwunderter, halb zorniger Haltruf auf und nach ihm schauen machte, als sie bereits einige Schritte an dem Baume vorüber waren.

„Halloh! halt!" schrie er, sich halben Leibes erhebend, den Burschen zu: „ist das Manier und Handwerksbrauch bei Euch, Ihr grasgrünen Lecker! an einem alten Burschen so mir nichts, dir nichts vorbeizumarschieren und ihn liegen zu lassen, als wär' er der erste beste Meilenstein oder Straßenhaufen? Ei! Ihr wärt mir recht! heran da und an meine Seit'; es ist mir, als hätt' ich schon seit ewiger Zeit her kein so verlockend grünes und freundliches Ruheplätzchen gesehen, wie dies da — und wenn es Euch, die Ihr allem Anscheine nach auch heraufkommt aus dem kärntnischen Hungerleiderland, nicht auch so vorkommt, so ist's höchstens darum, weil Ihr so was nicht versteht — — oder geht Ihr vielleicht gar in Arbeit?"

In diese plötzliche, schier finster gethane Frage schlug die Standrede des Gesellen unter dem Vogelbeerbaume am Schlusse um, und als er sie that — mehr, als wenn sie ihm unwillkürlich entfahren wäre, als ob er sie einer Beantwortung halber gestellt hätte, richtete er sich völlig auf, um die Angekommenen einer Musterung zu unterziehen, die ihn, den gewiegten Bummler, jeder weiteren ähnlichen Mühe überheben sollte.

Also sah er wenigstens aus: nicht sein schäbiges Äußere, nicht sein Alter, und auch nicht sein unendlich bescheidenes Gepäcke kennzeichneten ihn als einen der urechtesten modernen Weglagerer — gleicht doch kein Mensch in der weiten Welt so sehr jenem Weisen des Alterthums, der die Summe seiner Philosophie mit dem Satze ausgesprochen: Omnia mea mecum porto! als der Wanderbursche — aber, so übel bestellt dieser auch in seinen Hüllen war, seine Seele schien noch ‚abgerissener‘; eine traurige, in Nichtsthun und Noth verkümmerte Seele in einem traurigen, in Noth und Nichtsthun verkümmerten Leibe.

Er mochte einmal ein ganz tüchtiger und sogar hübscher Geselle gewesen sein — aber Gott! wann? — der alte Bursche, der die beiden jungen Wanderer von der Straße an sich gerufen, ehe ihn Wind und Wetter so durchgefegt und die Drang- und Mühsale des Straßenlebens so herabgebracht.

Er stand finster brütend vor den beiden jungen Gesellen, die seinem Rufe scheu und langsam gefolgt waren, und betrachtete ihre frischen jugendlichen Gestalten mit neidisch eingekniffenen Lippen umständlich von den hellen, blühenden Gesichtern an bis herab zu den unzerrissenen Stiefeln. Und als er von ihrem Äußeren genügend Kenntnis genommen, haftete sein stechender Blick lange und durchdringend an den vollen, bauschenden Felleisen derselben, deren Anblick ihn wohl, wenn auch nur vorüberzuckend wie ein Blitz, an eine ferne versunkene Zeit mahnen mochte, da auch er mit vollem Ränzel und dem Segen des Vaterhauses den Weg in die weite Welt hinein angetreten, deren Fluten stets nur den rüstigen Schwimmer tragen, dagegen immer den in die Tiefe ziehen, der sich, die Hände im Schoße, ihrem Treiben überläßt.

„So — Ihr geht in Arbeit!" antwortete er sich selbst nach vollendeter Prüfung des Aussehens der beiden Gesellen und setzte sich ruhig wieder nieder unter dem Baumschatten, den auch die Bursche nun zur Rast benützten: „und wo gedenkt Ihr hin? heute keinesfalls über Lienz hinaus, he?"

„Ne, das fällt uns nicht ein!" gab der eine davon zur Antwort, ein hübscher gutgenährter Bursche, den der Hanfstrang um seine blaue Rolle*) als Seiler bezeichnete; „wir kommen heute schon von Sachsenburg herauf, und unsere Füße brennen wie höllisch Feuer! gelt, Schneider?" Dies sprach und fragte er mit Kundgebung seiner Nationalität in scharf schwäbischer Mundart.

„Das glaub' ich!" sagte der Schneider, ein langer, dürrer, junger Bursche, mit der breiten Aussprache, die das Deutsch der österreichischen und bairischen Böhmerwaldseite auszeichnet: „weiß Gott! ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nicht so sehr danach gesehnt, mich wieder einmal hinter dem Werktisch so recht gehörig auszusitzen, wie diese Tage her! — Vier Wochen auf dem Marsch!" Diesen Ausruf begleitete er mit einem schweren, bitteren Seufzer, worauf er seine Schemnitzer, die tröstende Gefährtin aller Wanderburschen, in Brand setzte.

Der alte Bursche, dessen Heimatland seiner Sprache nach viel weiter oben im deutschen Norden zu suchen war, schlug eine laute Lache über die Klage des Schneiders auf: „Vier Wochen? ei Du lieber Himmel! vier Wochen auf dem Marsche! — hör' mal, Junge, kannst Du Dir ungefähr vorstellen, was Deine arme Schneiderseele für'n Gesicht machen würde, wenn Du sie, wie ich die meine, durch volle zwei Jahre her auf aller Herren Straßen durch aller Herren Länder herumgeschleppt

---

*) Das Felleisen, das auf dem Rücken getragen wird, ist längst von allen ‚gewanderten' Burschen als das beschwerlichste Gepäckfortbringungsmittel verworfen und dafür die Rolle — die Kleidung in zwei aneinandergenähte zunftfärbige Schürzen gepackt und über die Schulter gehängt — gewählt worden. Sehr heruntergekommene Handwerksburschen bedienen sich eines einfachen Päckchens, in der Hand oder auf einem Stocke über der Achsel getragen: Berliner Koffer nennt der Burschenwitz dies letztere.

hättest durch Schnee und Regen, Staub und Koth, Wind und Wetter — he?"

Der Schneider sah bei dieser Mittheilung erstarrt auf und der Seiler stieß einen Schrei des Erstaunens aus.

„Ja, ja, meine Lieben!" bestätigte der Vagabund, „wie Ihr mich hier seht" — dabei streckte er seine schadhaften Ellenbogen und sohlenlosen Stiefel wie zum Zeugnis vor — „wie Ihr mich hier seht, hat meine Hand schon seit zwei vollen geschlagenen Jahren her weder ein Hobelheft noch einen Sägegriff in schnöder Arbeit entweiht — bin ein Tischler nämlich" —

„Um Gotteswillen! und wo kommst Du her?" fragte der Seiler, die Hände verblüfft ineinander schlagend.

Der Gefragte sah ihn scheel nach der Seite an und sagte trocken: „Bist ein Schwab, sonst könntest nicht so dumm fragen! — Woher ich komme, ist nicht leicht zu sagen, und selbst auf die Frage, wie ich hierher komme, wüsste ich nur die eine Antwort: nicht auf dem geradesten Wege; denn zwei Jahre braucht ein Bursche, der gut zu Fuß ist, nicht einmal, um aus China hierherzukommen! Ich gieng wie es in dem alten Gesellenliede heißt:

‚Von Brandeburg, Stettin ins Pommern,
Von Schweden, Dänemark ins Ungern
Und dann wiederum ins Oestreich 'nein —
Juhe — —'

und so weiter!" damit brach er kurz ab.

Die beiden unverdorbenen jungen Gesellen überlief eine dicke Gänsehaut, als sie des alten Burschen absonderliche Rede vernahmen, die sie umsomehr anwidern musste, als sie in scharfem höhnischem und herausforderndem Tone hervorgestoßen wurde.

Der Vagabund merkte diesen abstoßenden Eindruck gar wohl und schnell und er eilte, ihn zu verwischen, indem er lächelnd fortfuhr: „No, habt keine Sorge d'rum, meine Jungen! es ist deshalb so übel nicht und läst sich leben mit mir: es ist das nur die Bittere, welche lange Bummelei in jedewedem Magen ansetzt — die hat mich eben ein wenig aufgestoßen;

und damit Ihr seht, daſs ich auch ganz anständig und aufrichtig sein kann, will ich damit anfangen, Euch zu sagen, daſs ich Euch hier erwartete!"

„Ha! uns?" fragten die beiden und sahen einander verwundert an.

Der Tischler nickte bejahend mit dem Kopfe und sagte mit ernster Miene: „Euch — oder Andere! ich setzte mich hier früh mit dem festen Willen nieder, den ersten besten Burschen, der daher marschiert käme, mit mir zu nehmen hinein ins Land: das heißt, vorausgesetzt, es sei dies kein Muttersöhnchen, kein Gelbschnabel, der, ehe er flügge geworden, vom Neste abgeflogen ist; für die ist unsereiner nichts! Die meinen, die paar Mutterpfennige, die ihnen in der Tasche klimpern, können all' sein Lebtag nicht alle werden und sie damit bis eine Meile hinter Paris wandern."

„Ich thäte meine" — flüsterte der Seiler, über die Kühnheit fast erröthend, mit der er einen Schlag nach dem alten Lungerer zu thun beabsichtigte; „ich thäte meine, g'rad solche wären Euch —"

„Die liebsten, thätest Du ‚meine'!" ergänzte der Tischler in dessen näselnder Redeweise, indem er ihn mit einem kalten Blicke maß; „vergiſs nicht, schwäbischer Heiland! daſs ich das, was Du ‚meine' thust, viel besser weiß und verstehe: merk' Dir, solche Vögel, die zu rupfen wären, fliegen immer nur im Frühjahr vom Zaune, und wir stehen im Herbst!" Nach dieser kleinen Zurechtweisung fuhr er gleichmüthig fort: „Also hier wollte ich warten, bis mir ein Zugvogel ins Netz fliegt — nun es kamen ihrer zwei; aber das thut nichts, wir warten selbander, bis wieder einer angeflogen kommt, was nicht lange dauern kann, ich kenne das, dann machen wir zwei Partien, so 'ne Stunde voneinander."

„Ja, aber was meinen Sie denn eigentlich?" fragte der Schneider, der eine solche Scheu vor dem alten Burschen hatte, daſs er ihn nicht einmal zu duzen wagte nach Gesellenbrauch.

Der schaute auf diese Frage betroffen auf und bald den Seiler, bald dessen Gefährten an: aber beider Gesichter sahen

ihn mit treuherziger Neugier an. „Nein! so was ist mir doch noch nicht vorgekommen!" lachte er endlich auf; „so was nicht, bei meiner armen Seele! so seid Ihr denn wirklich alle beide so erbärmliche Blutfinken, dass Ihr nicht wisst — Ihr habt also Moneten?"

„Mo — — was?" fragten die ‚Blutfinken'.

Der Tischler schüttelte sich voll Entrüstung über so arge Unwissenheit: „Ob Ihr Geld habt, frage ich, soviel Geld, um von Ort zu Ort zu wandern, ohne an der Straße einzusprechen um den üblichen Zehrpfennig auf Zeche und Nachtquartier?"

Der Schneider verfärbte sich und fuhr zurück, als befürchte er im nächsten Augenblicke eine Hand des Strolches an der Kehle und die andere im Säckel zu haben; der Seiler aber antwortete mit aufrichtigem Tone: „Ne, Geld haben wir keins — ich schon gar keins; der Schneider hat ein paar Gulden, die muss er sich aber aufheben, hat ihm seine Mutter geschafft, wenn er etwa krank werden sollt'!"

„So!" sagte der Tischler ruhig, und sein Blick streifte verächtlich über den bleichen Schneider, der über die Unvorsichtigkeit seines Gefährten aufs höchste empört schien. „Na fürchte nichts, Herr Ritter von der Nadel! ich will Deine Muttergroschen nicht; ich that die Frage nur, um zu wissen, wie ich die Deine genügend beantworten könne. Jetzt — hört mal zu!"

Und er begann, von den beiden Gesellen mit erwartungsvoller Neugierde angestarrt, folgendermaßen:

„Geld, meine Lieben! ist kein Capital in meinem Handwerke — ich meine damit nichts weniger als die Tischlerei, sondern das Fechten — das Fechten! — Geld ist der Ruin desselben: denn wenn alle Leute Geld hätten, müsste sein Betrieb ohne weiteres flöten gehn. Zu diesem sind nur jene tauglich, die — das heißt tauglich ist jeder dazu, den die Noth drückt — aber so recht und gründlich, mit Methode, wie mein alter Lehrer sagte, betreibt dieses Handwerk nur der Bursche, der alle Brücken hinter sich abgeworfen hat, der — kurz einer wie ich! — Aber da hat es den Haken — allein geht es

schlecht — oder gar nicht! Man sagt im gewöhnlichen Leben: wenn zwei etwas miteinander thun, kommt auf einen nicht so viel — beim Fechten gilt dies Sprichwort nicht, denn wenn es zwei betreiben, kommt auf jeden mehr, kürzer gesagt: wo der einzelne einen Pfennig kriegt, fällt für zwei ein Kreuzer aus! — ein Unterschied! — das wird Euch einleuchten!"

Es schien so zu sein; die beiden Burschen nickten lächelnd.

„Nun gut; weiter also! fuhr der alte Geselle prahlerisch fort: „Deshalb haben von altersher alle ‚pausierten' Burschen das Fechten immer in Compagnie betrieben, und sind sich gut gestanden dabei; ich kannte zum Beispiele einen alten Fechtbruder — war auch ein Reichskind — aus Anhalt-Köthen — der gab seinem Compagnon für die Begleitung täglich nebst guter Kost, ditto Trunk und Tabak noch vierundzwanzig Kreuzer Reichswährung auf die Hand! Was sagt Ihr da dazu, he?" Er fixierte hiebei die beiden Burschen, die ihn sprachlos vor Erstaunen über so unerhörtes anstierten.

„Ihr wundert Euch? werdet es gleich begreifen!" sagte der Tischler, zum Hauptschlage loslegend: „wenn es soviel tragen soll, muss nämlich der Compagnon nett und ordentlich aussehen, dass man ihn an den Thüren voranstellen kann; denn die Leute überlegen nicht lange und fragen den Teufel nach Wanderbuch oder dergleichen; wenn so ein zerlumptes Menschenkind an ihre Thüre klopft —" hiebei ließ er die offenen Wunden seines luftigen Flauses sehen — „ein Bettelmann! heißt's und man wirft ihm den Pfennig um Gotteslohn als Almosen auf die Schwelle: tritt aber ein sauberer Bursche, der gehörig ‚beinander' ist, mit bescheidenem Spruche voran unter die Thüre, so heißt's: ein Wanderbursche! und ihm ist der Kreuzer als Zehrpfennig gereicht sicher, und obendrein gereicht mit dem freundlichsten ‚G'seg'n Gott'!"

Die beiden jungen Bursche warfen sich nach diesen Worten wie auf einen Ruf einen raschen Blick zu, den der Tischler aber behende auffieng und sofort zu deuten begann — nach dem Erröthen der beiden zu schließen auf richtige Art: „Ihr schaut Euch an, meine guten Burschen!" sagte er mit höhnischem

Lächeln, „und denkt: ‚ei da haben wir ja gewonnen Spiel!‘ obwohl Ihr schwerlich glauben mögt, ich hätte deshalb hier auf Euch gewartet, um Euch diesen Rath zu geben! — Ihr habt es nicht gewusst, welch’ ein Capital Ihr trotz Eurer leeren Taschen mit Euch tragt an Euren hellen Gesichtern und sauberen Röcken! Wohl, das wisst Ihr jetzt — ob Ihr’s aber verwerten könnt — Ihr allein? he!“

Die armen Burschen, die ihre Gedanken so schmählich verrathen sahen, blickten betroffen und schweigend zu Boden.

„Ihr wart noch nie in diesem Lande? habt wohl auch noch nie gefochten?“ fragte der Tischler in demselben Tone.

„Nein — nie! außer um Brod, im Steirischen drunten!“ hauchte der Schneider.

„Pah! das war gebettelt!“ verbesserte der alte Strolch. „Das ist keine Kunst! es hat nicht leicht ein Mensch den Muth oder so wenig Herz, dem Hungernden einen Bissen Brod zu versagen! aber Geld zu machen, das ist die Kunst, und die versteht nur unsereiner, das heißt, einen netten Compagnon muss er zur Hand haben als Klingelbeutel! — Geht zu meinthalben und versucht Euer Glück! Ich fürchte nur, Ihr trefft die rechten Thüren nicht!“ Hier brach der alte Geselle plötzlich ab und ließ seinen scharfen Blick voll Behagen an den verlegenen Gesichtern der beiden Jungen ruhen.

Der Schwabe ermannte sich zuerst und fragte schüchtern: „Was meinst Du denn also, Landsmann!“

„Was ich meine?“ — sagte der Tischler langsam und ernst: „Ich meine, dass Ihr nicht sagen könnt, ich hätte Euch falsch oder hinterlistig angepackt und mit meiner Absicht irgendwie hinter dem Berge gehalten; ich habe Euch aufrichtig gesagt, dass ich einen Kameraden brauche und wozu. Haltet Ihr Euch zu gut dazu und mich zu schlecht — nun gut! zieht Eures Weges, ich werde mich getrösten und warten, bis ein anderer kommt. Wer weiß, ob Ihr nicht einem schlechtern in die Hände fallt über kurz oder lang! Kennt Ihr mich denn? Euch graut vor meinem zerrissenen Gewande! sitzt denn der Mensch im Rocke? es scheint schier so; dann ist aber nicht zu begreifen,

wie die ersten Menschen zu ihrem Namen gelangten, die bekanntlich weder Rock noch Hosen trugen — aber das war freilich im Paradiese! — Meint Ihr in diesem alten Gottfried müsse der Teufel stecken? warum nicht ein guter Kerl? — O die Menschen — die Menschen!"

Er hielt plötzlich inne, sein Ton, der im Verlaufe seiner Fragen immer hohler und unheimlicher geklungen hatte, war zu Ende auf einmal in einen leisen und fast weichen übergegangen, und zugleich erschien sein braunes verwittertes Gesicht von einem milden wehmütigen Strahle überflogen: er legte die Hände nachdenklich übereinander und sprach leise vor sich hin: „Ich habe niemanden auf der Welt — keine Heimat — nichts zu verlieren, nichts zu suchen! Und dennoch ist es mir manchmal, als müsse auch ich — — fort, fort mit diesen eitlen Gedanken!" rief er sich schüttelnd plötzlich aus; „Narretei; seht, darum gehe ich nicht gern alleine; ehe man sich's versieht, hat man eine Schar solcher traurigen Gesellen an der Seite — nun, lasst also hören, was es ist: geht Ihr mit oder nicht?"

Er hielt den Burschen seine breite Hand hin.

Nach kurzem Bedenken schlug der Schneider ein, endlich auch der Schwabe.

„Abgemacht!" sagte der Tischler mit zufriedener Miene. „Aber jetzt handelt es sich um einen vierten —"

Ho! noch einer?"

„Ja freilich! zu dreien geht es nicht; abgesehen davon, dass drei nicht um einen Heller mehr als zweie kriegen, frügen die Leute, wie das hierzulande Brauch ist: he, was kommt Ihr denn nicht mit einer Fahn, wie sich's gehört zur Procession! — ja, das kenn' ich. Wir warten noch auf einen und gehen dann wie gesagt in zwei Partien, so 'ne Stunde voneinander. — Habt kein Bangen um einen neuen Kameraden und merkt Euch: bei uns macht nicht der Rock den Mann! mögen's die draußen in der Welt halten, wie sie wollen, auf der Straße gilt ein anderer Satz; das sollt Ihr seh'n, wenn Ihr mich kennen lernt. — Wenn nur einer käme, der das Land kennt, ein älterer, gewanderter Bursch', dann nähmen wir jeder einen von Euch ins Geleit, und

Es müſste mit dem Teufel zugeh'n, wenn wir nicht Geld machten wie Heu! Laſst uns derweil eine Pfeife rauchen! — bis zum Mittag iſt's noch weit, da kommt ſchon einer des Weges! was immer für einer — wird ſchon taugen; ein altes Liedel ſagt:

'Kein Liedel iſt ſo lahm und dumm,
Es läſst ſich fröhlich pfeifen,
Und kein Geſell ſo zahm und ſtumm,
Es läſst ſich mit ihm ſtreifen.'"

Die beiden jungen, von dem alten Fechter angeworbenen Burſchen lachten und thaten nach deſſen Vorſchlage. Bald ſtiegen aus ihren glimmenden Thonköpfen mächtige ringelnde Opferrauchwolken zu der Sonne, dem freundlichen Geſtirne der Wanderburſchen empor, während der alte Geſelle ſeiner neugierigen Zuhörerſchaft die Regeln der Kunſt des breiteren auseinanderlegte, die ſie heute zum erſtenmale üben ſollten.

Sie waren nicht lange dageſeſſen, als der Schneider plötzlich nach der Höhe des Straßenzuges hinwies und rief: „Da kommt einer!"

Der Tiſchler ſprang haſtig auf und ſah eine Weile, die flache Hand über die Augen gehalten, aufmerkſam prüfend hin, dann ließ er die Hand ſinken, kehrte ſich raſch zu den beiden und ſprach mit freudeleuchtendem Geſichte: „Das iſt der Rechte!"

Zweites Capitel.

Ach, wer den Weg doch wüsste
In das Schlaraffenland!
Mich dünket wohl, ich müsste
Dort finden Ehr' und Stand.
Lieder eines fahrenden Schülers.

Der ‚Rechte‘ war ein rüstiger Bursche von gefälligem, etwas keckem Aussehen; gut, fast modern gekleidet und dem Anscheine nach ungefähr ein Dreißiger.

Er trug das blonde Haar lang und den Bart voll; dem Hute und seiner Rolle nach, zwischen deren Haltriemen er Stiefel, Bürsten und Schmierbüchse stecken hatte, gehörte er zu einem ‚geschenkten Handwerke‘,*) und zwar zur Gerberzunft.

Er kam rasch und leicht die Straße herabgeschritten, ohne von seinem Reisestocke, einem modernen spanischen Rohre, andern Gebrauch zu nehmen, als die helle, frische Luft damit zu durchfuchteln.

Als er die Gesellschaft unter dem Vogelbeerbaum gewahrte, machte er eine rasche Schwenkung von der Straße ab und nahte ihr auf dem grünen Alleeraine, von weiten grüßend: „Guten Tag, Kameraden! ei da habt Ihr Euch ja ein wunderbar schönes Rastfleckchen ausgesucht vor dem Sprunge ins alte Tirolerland! oder haltet Ihr Rath, wohin Ihr Euch wenden sollt, da hier soviele Auswege in Versuchung führen?“ er deutete dabei lachend

*) Geschenkte Handwerke nennt man diejenigen, deren wandernde Glieder bei den Meistern auf das sogenannte Handwerksgeschenk und Nachtlager einsprechen können; es sind dies die Kupferschmiede, Hutmacher, Gerber, Färber, Kaminfeger und andere, bei denen sich noch die alten Handwerksbräuche erhalten haben. Eine Bearbeitung und Veröffentlichung dieser Gebräuche, eines gewiss interessanten Gegenstandes, unterbrach der Tod des leider so früh verstorbenen Volksschriftstellers Ph. Lentner in Meran.

auf die hohen, rundum aufragenden Bergriesen, die nur der Drau und dem Straßenzuge nach Lienz unten Raum ließen.

„Guten Tag, und zugerückt! — woher des Weges?“ fragte der Tischler, den Ankömmling mit freundlichen Augen musternd.

„Ihr geht nach Lienz?“ fragte dieser statt einer Antwort entgegen.

„Ja wohl!“

„Nun dann kommen wir eines Weges, mein lieber Alter! aus dem guten Lande Kärnten, das der Himmel, wenn er die gerechten Klagen armer Handwerksburschen berücksichtigte, längst vom Erdboden vertilgt haben müsste. Na, Gott sei Dank, dass ich da bin! — will mich einmal wieder gehörig ausrasten im lieben Tirol — hab's weiß Gott nöthig!“ sagte der ‚Rechte‘, indem er seine Rolle ablegte und sich neben dem Seiler ins Gras warf.

„Lang auf dem Marsche?“ fragte der Tischler wieder, dessen Augen bei dem ‚einmal wieder‘ des Burschen heller aufleuchteten, da sie ihn vollends überzeugten, dass der Angekommene schon im ‚Lande‘ gewesen, mithin seiner Vorhersagung nach gewiss der Rechte sei.

„Auf dem Marsche? passiert!“ antwortete dieser, „es ist die achte Woche; komme von Oberösterreich her.“

„Von Oberösterreich? I Gott, da bin ich daheim!“ rief der Schneider erfreut.

„So? wo da?“

„Im Mühlviertel!“

„Da bist Du der erste Mühlviertler, der mir so weit von seiner Heimat begegnet; sie gehen sonst nicht gern weiter als bis Linz!“ sagte der Fremde lächelnd, indem er einen jener Witze losließ, die unter Handwerksburschen über gewisse einzelne Volksstammsplitter nach der Überlieferung gang und gäbe sind.

Der arme Schneider erröthete in Ermanglung einer passenden Antwort, und der Tischler, dem daran lag, nichts zwieträchtiges zwischen ‚seinen Leuten‘ aufkommen zu lassen, benützte diese Pause, um den Angekommenen in Kenntnis der Sachlage zu

setzen, was er folgendermaßen that: „Mit Gunst, Gesellschaft!*) ich traf heut' mit den zwei Burschen da zusammen, und wir möchten uns gern in zwei Partien zusammenthun, weshalb wir hier warteten, bis noch einer käme. So frag' ich Dich nun, ob Du mithalten willst — alle für einen und einer für alle?"

„Ei warum denn nicht? geh' auch nicht gern alleine!" gab der Gerber zur Antwort.

Der Seiler, der an ihm Gefallen zu finden schien, legte bei diesen Worten seine Hand mit einer freudigen Geberde auf seine Achsel, was der Tischler mit Missfallen bemerkte, denn er sagte spitz: „ho! der scheint Dir besser zu behagen als ich, he? hat noch einen ganzen Rock! nun, wollen's gleich seh'n, ob Dich das Los ihm zugesellt oder mir; — ist übrigens alleins! — nicht wahr, Gerber, wir zwei losen um unser Theil?"

„Du meinst, welcher von den Burschen mit Dir und mit mir ziehen soll?" sagte der Gerber nachdenklich, „ich bin's zufrieden! Doch denk' ich, wären da zuvor — das heißt, wenn's gelten soll, wie Du sagtest: einer für alle und alle für einen — noch verschiedene Punkte auszugleichen und vorher vollständige Verabredung zu treffen, wie wir es halten wollen mit der Compagnie!"

„Wie wir es halten wollen?" fragte der Tischler erstaunt; „nun, wie es von jeher gehalten ward in solchem Falle; wir gehen zu zweien Ort um Ort ab, kommen an bestimmten Plätzen zusammen, und da wird getheilt, was eingekommen ist!"

„Ehrlich?" fragte der Gerber kurz und mit einem sengenden Blicke über den alten Fechter.

„Du traust mir nicht, Kamerad!" sagte dieser mit gekränktem Tone und legte die Hand aufs Herz: „Ehrlich! bei meiner armen Seele!"

Der Gerber lächelte: „Bist kein Preuße, sonst hättest Du Deine ‚Ehre' verschworen, was ohne besonderes Wagnis geschehen wäre. — Gut also! soweit gilt's, aber wie Du gemeint, in einem

---

*) Mit dem Worte ‚Gesellschaft' pflegen ihres Namens nicht kundige Gesellen einander anzureden.

gewissen Zwischenraume auf einem Wege, das halte ich nicht für gut! Ich hätte einen anderen Vorschlag!"

„Ei? und der wäre?"

„Ich kenne das Land genau, bin durch alle seine Thäler gegangen und weiß, was hier zu ‚machen' ist. Während das offene Thal, das die Straße durchzieht, überlaufen wird von bettelnden Lungerern aller Art, ist in den reichen Gehöften des Mittelgebirges oben ‚ein Arms'*) ein seltener und darum gern-gesehener Gast; wer es sich nicht verdrießen ließe, den Weg über die grünen Berghänge dort zu nehmen, dem wären offene Thüren und Herzen gewiss: darum meine ich, wenn wir schon zusammen wirtschaften wollen, so schlage eine Partie die Straße ein, die andere den Bergsteig; bei jedem Pfarrort führt der Kirchweg von oben nieder, da finden wir uns dann nach Gut-dünken hie oder da zusammen und theilen das Ergebnis uns'rer Fahrt!" So sprach der Gerber und schaute seine drei Genossen aufmerksam um des Eindruckes willen an, den sein Vorschlag gemacht.

Den beiden jungen Burschen schien er ganz einleuchtend zu sein; nicht so dem Tischler, der ihn mit missbilligendem Kopfschütteln anhörte; jedoch war es nicht das Wesen des Vor-schlages, was er verwerflich fand, sondern die freie, barsche, keines Widerspruches gewärtige Art, mit der er gemacht wurde; der Gerber schien ihm in diesem Augenblicke doch nicht so ganz der ‚Rechte', dafür aber ganz der Mann dazu zu sein, ihm seine so sauer erworbene Macht über die beiden jungen Gesellen mir nichts, dir nichts vor der Nase wegzukapern. Diese aufzugeben war er aber keineswegs gewillt; er sprach mit geringschätzigem Tone: „Freund Gerber! Dein Vorschlag mag gutgemeint sein, dahinter aber ist nicht viel; ich bin mit alten Stammgästen dieses und anderer Thäler zusammengekommen, die ein gar trübselig Liedel sangen von den ‚offenen Thüren und Herzen' der Gebirgseinschichten!"

Dieser Schlag nach dem Gerber sollte dem alten Bummler den Stand der Dinge zeigen, denn er konnte nur dann treffen

*) Die landesübliche Bezeichnung für einen Bettler.

und wirken, wenn der Respect vor seiner Ortskenntnis und sein Einfluss den des Gerbers überwog; er schien insofern getroffen zu haben, als die beiden jungen Burschen sich mit gespannter Erwartung nach dem Gerber wandten.

Dessen Antwort fiel kurz aus; sie bestand in der trockenen, an den Tischler gerichteten Frage: „Warst Du oben?"

„Nein! das nicht — aber —"

„Lass nur!" unterbrach ihn der Gerber lächelnd; „es ist erlogen, mit Gunst, was Du da vorgebracht hast; denn glaube mir, der ich den Weg nicht einmal gemacht, es ist ein Stück Arbeit, ihn zu geh'n, und Arbeit, mein Lieber! selbst lohnende ist dasjenige nicht, was Deine ‚alten Stammgäste' suchen!"

Der Tischler biss sich in die Lippen und schwieg, die jungen Burschen aber gaben dem Gerber durch lauten Zuruf ihren Beifall und ihre Zustimmung zu seinem Vorschlage kund.

Dieser aber schien die Sache hiemit noch keineswegs für abgemacht zu halten, denn er sprach zu dem Tischler gewandt also weiter: „Von Dir nicht zu reden, Bruderherz! mein' ich, kann es für jeden dieser zwei jungen Kerle nur ein Vergnügen sein, vom Lose — wie Du es vorgeschlagen hast — für die Bergwanderung getroffen zu werden; denn es ist ein köstlich Wandern durch diese an Naturschönheiten reichen, leider fast gänzlich unbekannten Gebirgsgaue, und ich bin es vom ganzen Herzen zufrieden, wenn mich das Los hiezu trifft; wenn Du also sonst noch gewillt bist, mitzuthun, so schreiten wir beide zum Wurfe: Kopf oder Wappen! Kopf hat den jüngeren der Burschen und das Gebirg — Wappen den andern und die Heerstraße! — Du wirfst zuerst — hier ist ein alter Batzen, der mit mir schon zweimal als Heckpfennig*) den Weg durch Tirol gemacht!" Damit reichte er dem Tischler eine der verrufenen kupferrothen schweizerischen Silbermünzen dieses Namens hin.

Die Sachlage war in diesem Augenblicke augenscheinlich eine andere, und der Viertangekommene offenbar der Leiter der kleinen Bettelgesellschaft geworden; davon zeugte ebensowohl der

*) Nach altem Brauche gibt nie ein Handwerksbursche auf Wanderschaft den letzten Kreuzer aus, sondern behält ihn als ‚Heckpfennig.'

abermalige einverstanden klingende Zuruf des jungen Burschenpaares, als die Widerstandslosigkeit, mit der der alte Fechter den dargebotenen Heckpfennig entgegennahm und mit einem dumpfen: „es sei!“ in die Höhe schnellte.

Der leichte Batzen fiel und tanzte eine Weile im Grase herum, ehe er sich auf eine Seite legte: sie zeigte die abgegriffene Schrift, die bei der republikanischen Scheidemünze die Stelle eines Kopfes vertrat.

„Kopf!“ riefen drei Stimmen zugleich.

Der Tischler musste auf die Berge.

Er sagte nichts, doch sein Blick hieng finster über der ungefälligen Münze.

„Du hast gewonnen, Landsmann!“ sprach der Gerber mit einem leichtem Anfluge von Spott und wandte sich fragend an die jungen Burschen: „Wer von Euch ist der jüngere?“

„Der Schneider mein’ ich! ich bin dreiundzwanzig!“ sagte der Seiler, seinem willkommenen Wandergenossen zulächelnd.

„Ich bin erst neunzehn!“ bestätigte der Mühlviertler mit einem leisen Seufzer.

„So brechen wir auf!“ sagte der Tischler kurz und sprang auf, indem er sein ‚Gepäck‘ aufnahm, das in nichts weiterem, als einer schmalen kleinen Blechkapsel bestand, die er an einer Schnur über der Schulter trug, und die kaum mehr oder etwas anderes, als seine Reisedocumente enthalten mochte.

„Ei mit nichten! wohin denn so früh!“ meinte der Gerber, indem er sich eine frische Pfeife stopfte: „wir haben ja noch gut drei Stunden bis zum Mittag! Das wäre mir die saubere Compagnie, die sich, auf Wochen vielleicht, zusammengethan für Freud und Leid, ohne aller andern gegenseitigen Bekanntschaft, als der vom Begegnen auf der Straße her! Bleib’ sitzen, Tischler! und lass uns ein Stündchen verplauschen! wir müssen einander wenigstens so weit kennen lernen, um, wenn wir alleweile zusammenkommen, auch andere Berührungspunkte im Gespräche zu haben, als die alltäglichen von Wetter und ‚Geschäft‘! lasst uns einander mittheilen von unseren Schicksalen, was leicht gesagt werden kann; es schwatzt sich gar so gut in der Fremde

von der Heimat, in der wohl jeder was liebes rückgelassen hat, dessen er gerne gedenkt! Fang an, Tischler! Du bist der älteste!"

Auch dieser Vorschlag wurde mit Freuden angenommen, selbst von dem Tischler, der dem Gerber leise zunickte und dann eine Weile nachdenklich vor sich niedersah, als ob es ihm mühsam ergienge, langbegrabene Erinnerungen zu wecken — endlich begann er:

„Ich bin ein sogenannter Seestädter und in Wismar daheim, wenn ich den Ort, wo ich geboren wurde, deshalb so nennen darf; denn bald nach meiner Geburt wurde ich durch den Tod meiner Mutter ein Waise. Ich wuchs im Waisenhause auf, ward, als ich groß und stark genug dazu war, in die Lehre gethan und nach den fünf üblichen Jahren frei. Das ist schon lange her — an Trinitatis waren es zweiundzwanzig Jahre." Er hielt inne, als ob er auserzählt hätte, aber sein trauriger Blick, der matt niederglitt an seinem kümmerlich bedeckten Leibe, der nahm das Wort an seiner statt und erzählte, wie es damals gar wohl und gut bestellt war um seinen Eigner, der, ein helles Bild im Herzen, rüstig schaffte in der freundlichen Fremde und emsig Stein auf Stein trug zu einem wonniglichen Hoffnungsbaue bis — bis — —

Er begann selbst wieder zu erzählen: „Nach vier Jahren voll arbeitsamen Schaffens und Sparens kehrte ich wieder heim nach Wismar, wo mein Schatz in Lieb' und Treuen meiner harrte! — ja, in Lieb' und Treuen! — Ich hatt' ein gold'nes Ringlein mitgebracht für sie — ein reicher Mann hatt' ihr Lieb' und Treu' abgekauft mit schwereren kostbaren Ketten und Spangen — ich ließ zur Nacht das arme Ringlein fallen in die tiefe, brausende See, und nicht das Ringlein nur — mich auch! — Doch sank ich langsamer, viel langsamer unter als der gold'ne Reif und — noch bin ich nicht auf dem Grunde!" so sprach der alte Landstreicher mit tiefer, hohler Stimme, das erdfahle Antlitz stier zu Boden gewandt, in kurzen, von schweren Seufzern unterbrochenen Sätzen, die seinen von mitleidigen Schauern ergriffenen Zuhörern wie das Rollen der Wogen vorkamen, die den Unglückseligen trieben, hoben und zogen — hinab.

„Die alte Geschichte!“ flüsterte endlich der Gerber düster
sich hinblickend; die jungen Burschen schwiegen und be-
igten sich mit ihren Pfeifen, die ihnen beiden ausge-
en waren.

„Die alte Geschichte!“ wiederholte der Gerber mit einem
ꞏdigen Blicke auf die verkommene Leidensgestalt des alten
len; dann schüttelte er sich und rief: „Alloh! der zweite
, der ein lustiger Liedel pfeift, Du Seiler!“

Der junge Bursche lächelte verschämt und sagte treu-
: „Ne! Trauriges wüsst' ich mein Seel' nichts zu ver-
, als dass ich kein Vater und keine Mutter und niemand
haben thu' und dass ich in Schwäbisch-Hall am Kocher
auf die Welt gekommen bin, wessenthalben mich die Leute alle-
weil ein' dummen Schwab heißen, und ich kann doch nichts
davor! Aber lustiges weiß ich holt auch nichts, als dass ich
erst dreiundzwanzig Jahr alt bin und — und sonsten weiß ich
aber auch mein Seel' nichts mehr!“

Der helle Blick, den er nach diesen kindlich naiven Ent-
hüllungen über sein armes reiches Leben zu seinen Zuhörern
aufschlug, schreckte jedoch von dem finsteren, neidisch verzerrten
Gesichte des Tischlers zurück, glitt rasch über das ausdruckslose
des Mühlviertlers und blieb erst an dem freundlich schauenden
des Gerbers rastend haften, der lächelnd sprach: „Behüte Dich
der liebe Himmel fürder, Du ehrliches Schwabenherz! dass Du
je was anderes, im schlimmen wie im guten zu ‚verzählen‘
kriegst — und was ist's mit Dir, mein Schneiderlein?“

„Hm, mit mir? na viel besondres weiß ich g'rad' auch
nicht, als dass ich gar viel geflennt hab', als ich in die Fremde
musst' — ja musst', weil's der Vater nicht anders haben wollt',
und eh' meine drei Wanderjahr' nicht vorbei sind auf die letzte
Stund', eh' dürft' ich nicht wiederkommen, meint' er; und als
ich vollends hinter Lambach kein' blauen Fürfleck*) und keine
schwarze Schlafhauben mehr sah, da gieng 's Flennen erst recht

*) Die Nationaltracht der Mühlviertler besteht außer den allerwärts
gebräuchlichen Kleidungsstücken in einer kurzen blauen Schürze (Fürfleck) und
schwarzer Schlafhaube.



von der Heimat, in der wohl jeder was liebes rückgelassen dessen er gerne gedenkt! Fang an, Tischler! Du bist der älte

Auch dieser Vorschlag wurde mit Freuden angenom selbst von dem Tischler, der dem Gerber leise zunickte und eine Weile nachdenklich vor sich niedersah, als ob es ihm sam ergienge, langbegrabene Erinnerungen zu wecken — en begann er:

„Ich bin ein sogenannter Seestädter und in Wis daheim, wenn ich den Ort, wo ich geboren wurde, deshalb nennen darf; denn bald nach meiner Geburt wurde ich d den Tod meiner Mutter ein Waise. Ich wuchs im Wai hause auf, ward, als ich groß und stark genug dazu war die Lehre gethan und nach den fünf üblichen Jahren frei. Das ist schon lange her — an Trinitatis waren es zweiundzwanzig Jahre.“ Er hielt inne, als ob er auserzählt hätte, aber sein trauriger Blick, der matt niederglitt an seinem kümmerlich bedeckten Leibe, der nahm das Wort an seiner statt und erzählte, wie es damals gar wohl und gut bestellt war um seinen Eigner, der, ein helles Bild im Herzen, rüstig schaffte in der freundlichen Fremde und emsig Stein auf Stein trug zu einem wonniglichen Hoffnungsbaue bis — bis — —

Er begann selbst wieder zu erzählen: „Nach vier Jahren voll arbeitsamen Schaffens und Sparens kehrte ich wieder heim nach Wismar, wo mein Schatz in Lieb' und Treuen meiner harrte! — ja, in Lieb' und Treuen! — Ich hatt' ein gold'nes Ringlein mitgebracht für sie — ein reicher Mann hatt' ihr Lieb' und Treu' abgekauft mit schwereren kostbaren Ketten und Spangen — ich ließ zur Nacht das arme Ringlein fallen in die tiefe, brausende See, und nicht das Ringlein nur — mich auch! — Doch sank ich langsamer, viel langsamer unter als der gold'ne Reif und — noch bin ich nicht auf dem Grunde!“ so sprach der alte Landstreicher mit tiefer, hohler Stimme, das erdfahle Antlitz stier zu Boden gewandt, in kurzen, von schweren Seufzern unterbrochenen Sätzen, die seinen von mitleidigen Schauern ergriffenen Zuhörern wie das Rollen der Wogen vorkamen, die den Unglückseligen trieben, hoben und zogen — hinab.

„Die alte Geschichte!" flüsterte endlich der Gerber düster vor sich hinblickend; die jungen Burschen schwiegen und beschäftigten sich mit ihren Pfeifen, die ihnen beiden ausgegangen waren.

„Die alte Geschichte!" wiederholte der Gerber mit einem mitleidigen Blicke auf die verkommene Leidensgestalt des alten Gesellen; dann schüttelte er sich und rief: „Alloh! der zweite Mann, der ein lustiger Liedel pfeift, Du Seiler!"

Der junge Bursche lächelte verschämt und sagte treuherzig: „Ne! Trauriges wüsst' ich mein Seel' nichts zu verzählen, als dass ich kein Vater und keine Mutter und niemand nicht haben thu' und dass ich in Schwäbisch-Hall am Kocher auf die Welt gekommen bin, wessenthalben mich die Leute alleweil ein' dummen Schwab heißen, und ich kann doch nichts davor! Aber lustiges weiß ich holt auch nichts, als dass ich erst dreiundzwanzig Jahr alt bin und — und sonsten weiß ich aber auch mein Seel' nichts mehr!"

Der helle Blick, den er nach diesen kindlich naiven Enthüllungen über sein armes reiches Leben zu seinen Zuhörern aufschlug, schreckte jedoch von dem finsteren, neidisch verzerrten Gesichte des Tischlers zurück, glitt rasch über das ausdruckslose des Mühlviertlers und blieb erst an dem freundlich schauenden des Gerbers rastend haften, der lächelnd sprach: „Behüte Dich der liebe Himmel fürder, Du ehrliches Schwabenherz! dass Du je was anderes, im schlimmen wie im guten zu ‚verzählen' kriegst — und was ist's mit Dir, mein Schneiderlein?"

„Hm, mit mir? na viel besondres weiß ich g'rad' auch nicht, als dass ich gar viel geflennt hab', als ich in die Fremde musst' — ja musst', weil's der Vater nicht anders haben wollt', und eh' meine drei Wanderjahr' nicht vorbei sind auf die letzte Stund', eh' dürft' ich nicht wiederkommen, meint' er; und als ich vollends hinter Lambach kein' blauen Fürfleck*) und keine schwarze Schlafhauben mehr sah, da gieng 's Flennen erst recht

*) Die Nationaltracht der Mühlviertler besteht außer den allerwärts gebräuchlichen Kleidungsstücken in einer kurzen blauen Schürze (Fürfleck) und schwarzer Schlafhaube.

an. Aber jetzt hab' ich's doch schon gewöhnt in der Fremd' und in ein' Jahr geh' ich heim ins liebe Mühlviertel, übernehm' die Wirtschaft meiner Alten und werde Meister und mache Janker (Jacken) und Hosen und —"

„Ehrst Vater und Mutter im Ausgedingstübel, auf dass Du lange lebest und es Dir wohlgehe auf Erden!" unterbrach der Gerber lachend die Schilderung des zukünftigen Stilllebens des bescheidenen Schneiders. — „Bei meinem Bart! wie seid Ihr alle drei doch fertige Leute! Der arme Tischler weiß, dass er endlich doch ‚auf den Grund kommt', der Seiler hat es so gewiss, als er ein ‚dummer Schwab' bleibt, dass er alle Jahr' um eins älter wird, und auf den Schneider warten mit offenen Armen Vater und Mutter, Wirtschaft, Meisterrecht und die Hölle — ich meine die unter'm Werktisch — daheim — aber ich?"

Er legte den Kopf sinnend in die hohle Hand und begann, ohne aufzuschauen, und bloß durch das beredte Schweigen seiner aufmerksamen Zuhörerschaft aufgefordert, mit eigenthümlich scharfem, fast spöttischem Tone also: „Bin auch geboren, wie Ihr seht, und seit dem Tage — ein 5. April war's — etliche dreißig Jahre alt und lang geworden. Es müssen die Lerchen an dem Tage besonders gut aufgelegt gewesen sein und die Finken geschlagen haben, was das Zeug hielt — weiß Gott! ich höre sie immer singen und schlagen und nicht, wie sie's für anderer Leute Ohren producieren, mit Getriller und Pinkpink! nein, mit Text, mit leibhaftigen Worten: ‚Auf! uns nach!' rufen sie, ‚hinaus — hinauf!' — wohin? weiß der Himmel! aber ich horche ihren Worten, wie das Kind dem Wiegenliede lauscht, und folge ihrem Lockruf, wie jenes dem seiner Gespielen! Hm — ist mir spassig ergangen damit, recht spassig. Zuerst hab' ich studiert —"

„Ich ha'n mir's denkt!" flüsterte der Seiler.

Der Erzähler sah nicht auf: — „ein hübsch Paar Jahre: hatt' den Kopf voll lateinischem, griechischem und anderm zopfigen Teufelszeuge — da hört' ich sie verlockend singen und schlagen — ich warf die Bücher von mir und zog ihnen nach. — Dann wurde ich Soldat —"

„Das dacht' ich mir!" brummte der Tischler in sich hinein, indem er die schlanke, sehnigte Gestalt des Gerbers maß.

„— abermals ein hübsch Paar Jahre;" fuhr dieser ruhig fort; „ich war dabei — sine ira et studio, wie der Lateiner sagt, auf Deutsch: nicht kalt, nicht warm und blieb dabei, bis ich sie abermals singen und schlagen hörte; patsch! warf ich den Säbel von mir und —"

„Ja konntest Du?" — fragte der Seiler schüchtern.

Der Gerber sah ihn verwundert an. „Ich wollte!" sagte er ernst. „Dann versuchte ich — dies und das; 's wollte nichts recht flecken, denn wie ich wo warm zu werden anfieng, hoben auch die ihr Singen und Schlagen wieder an und aus war's. Da wurden denn nun meine Alten zuerst verzagt, dann böse über mich — sie glaubten mir's nicht, wenn ich's ihnen sagte, warum ich's nicht aushalten könne auf einem Fleck, und schalten mich einen Träumer, einen Narren — einen Lumpen! — Das focht mich nun zwar wenig an, aber von Stund' an siniert' und spintisiert' ich Tag und Nacht, ob's denn auf der weiten närrischen Welt gar keinen Stand gebe, dem man angehören könne als Träumer, Narr und Lump, und bei dem es nichts verschlüge, ob und wann immer die alten Kameraden ihren Lockruf erhöben! — da schlug's in mich wie der Blitz: Handwerksbursch' wirst Du! — und ich ward's!"

In den Gesichtern der drei Burschen zuckte keine Miene; in ernstem feierlichem Schweigen sahen sie zu dem so kunstlos beredten jungen Mann auf, der ihnen mit förmlicher Prophetenwürde das Evangelium des echten Handwerksburschenthums verkündete, dessen Urwesen, den Wandertrieb, derselbe Himmel in das Herz mancher Menschen gelegt, der dem Zugvogel gebot, heimatlos und ohne Rast über die grüne Erde zu schweifen.

Und sie wagten und versuchten ein Lächeln erst, als der Gerber also fortfuhr: „Und weil mir meine Alten schon lange nicht mehr grün waren, vonwegen des Mangels an Sitzfleisch, so that ich mich nach andern Zugehörigen um, und gieng unter

die sogenannten guten Kerle — eine großmächtige Familie, weit ausgedehnt durch alle Stände und über alle Länder der Erde. Nahmen mich willig und freundlich auf, die guten Kerle, aber gebracht hab' ich's zu nichts in der Welt, wie die meisten von ihnen. ‚Hinaus‘ — bin ich, und rechtschaffen weit, aber ‚hinauf‘ — wie meine Vögel riefen — hinauf gieng's und geht's nicht. Na — ich reiße mir d'rum den Kopf nicht ab: ich denke mir die Menschen hier auf der miserablen Erde in zwei Reihen, wie bei einer Löschanstalt angestellt, die eine, mit leeren Eimern — oder Beuteln — hinab, die andere, mit den vollen, hinauf, und mich — hat's halt zu der ersten Reihe getroffen!"

Mit dieser kleinen Probe seiner philosophischen Lebensanschauung, deren Klarheit und Bündigkeit nur von der ihr folgenden Ergebung übertroffen wurde, beschloss der Gerber die gedrängte Erzählung seines Lebens, von dessen poetischen und prosaischen Kämpfen und Stürmen indess die drei tiefen Furchen seiner markierten hohen, fast kahlen Stirne ungleich mehr verriethen.

Doch der Mann schien nicht geneigt, mehr zu wecken von dem, was hinter jenen Falten lag, als was er eben geboten in eigenthümlich beißender Rede; ob darum, weil er es für genügend hielt, seinen Kameraden einen kurzen ahnenden Blick nach dem hellen, unverlöschbaren Feuerzeichen werfen zu lassen, das Gott auf seine Stirne gedrückt — den Stempel des Genies und — dessen Fluch — oder weil es ein trauriges, schmerzhaftes war?

Er sprach nichts weiter, nahm Ranzen und Stock auf und erhob sich zum Weitermarsche.

Seine drei Gefährten thaten fügsam und schweigend desgleichen; gepaart, wie das Los gefallen, schritten sie langsam über den grünen Anger hin; doch, während das hintere Paar, der Tischler nachdenklich, der Mühlviertler gedankenlos in die Ferne schauten, leuchtete aus den treuen Augen des jungen Seilers der helle Strahl des Vertrauens und des Stolzes seinem Gefährten entgegen, der, raschen Schrittes vorschreitend, wohl

nicht ahnen mochte, dass sich in diesem Augenblicke eine Seele zu Wohl und Wehe in seine Hand gelegt — eine arme, ehrliche Schwabenseele.

Nach kurzem Wandern kamen sie an eine Schleußenbrücke, deren erste Geländersäule eine Tafel mit der Inschrift: Herzogthum Kärnten — Kreis Villach — Amt Greifenburg trug.

Hier machte der Gerber Halt und rief: „Wir sind an der Grenze — hier lasst uns scheiden! — B'hüt' Gott! Kameraden und grüßt mir die grünen Almhöhen! Denk' daran, Tischler! dass ich Dir gesagt, Du werdest es nicht bereuen, den steilen Weg gemacht zu haben. Erzähle den guten Leuten oben ein wenig, wie es aussieht draußen in der närrischen Welt, die der Wahnsinn und die Zwietracht regieren von der Eider bis weit hinter die Tiber hinab zum tyrrhenischen Meere und von der Seine bis zur Weichsel; wie allüberall dort der grimme Schlachtentod blutige Ernte hält, dieweil die guten Almbauern droben sich begnügen, ihre Sensen durchs dürre Maisstroh fahren zu lassen und unempfindliche Kohlköpfe abzusäbeln. Lüg' sie ein wenig an, wenn Dir der Faden ausgeht, 's geht denen draußen auch nicht besser! halt den Schneider brav zur ‚Arbeit' an, und — und so weiter!"

Er reichte den beiden die Hand — — „Halt! noch etwas!" rief er plötzlich lustig auf: „Bruder Schneider! es steht geschrieben, dass jeder ehrliche Christenmensch die Blößen seines Bruders verdecken möge nach Thunlichkeit und Kraft — — darum denke ich: warum sollst Du bei jedem Begegnen vor unserem Anruf: ‚Schneider!' erröthen müssen, da es gewisslich selbst im ‚buckligen' Mühlviertel Christenbrauch ist, jedwedem Menschenkind einen Stiel zum Anfassen — das heißt einen Namen anzuheften bei dem ersten kalten Bade des Lebens! — sprich Schneider! auf welchen Namen hörst Du sonst?"

Der Tischler schmunzelte, der Seiler lachte, der Schneider aber sagte kleinlaut: „Stephan heiß' ich — Stephan Fasching!"

„Oh! Stephan Fasching! ein prunkvoller Name!" scherzte der Gerber mit einem tiefen Kompliment. „Glück auf den Weg

also, Brüder, und fröhlich Wiedersehen übermorgen am Abende in der Herberge zu Bruneck!"

Er ließ, den Hut schwenkend, die Besteuerer des Gebirges an sich vorüber und rechts steigan wandern, dann legte er seinen Arm in den des Seilers, und sie giengen über die Brücke, an deren letzten Pfeilerpfosten zu lesen war:

Gefürstete Grafschaft Tirol — An dem Eisack und im Pusterthale.

Drittes Capitel.

Und bist Du nicht gewandert,
So hast Du nichts paussiert,
Und hast Du nicht gefochten,
So hast Du nichts probiert!
Gesellenlied.

„Kannst Du singen, Kamerad — ja Teufel! ich weiß ja Deinen Namen noch nicht!"

Also begann der Gerber das Gespräch, als er mit seinem Gefährten bereits eine gute Weile in Schweigen vorwärtsgeschritten war.

„Friedrich Ernst Engel ist mein Nam'!" antwortete der Schwabe, ihn freundlich ansehend.

Der Gerber gab ihm den Blick voll zurück und fragte:

„Ist's Dir alleins, wie ich Dich fernerhin heiße: Friedrich, oder Ernst oder Engel? — verflucht hübsche Namen die beiden Jungen!"

„Wie Du willst, mir ist's gleich!" meinte der Seiler; „hast Du vielleicht kein' hübschen Nam'?"

„Hm! passiert!"

„Nu, so sag'n doch!"

„Hecker heißen sie mich!"

„Heißen sie Dich? — dann ist das wohl nicht Dein rechter Nam'?"

Der Gerber blieb überrascht über diese feine Unterscheidungsgabe des Schwaben stehen und murmelte: „Ei ei! Der Bursch' ist nicht so dumm, als er aussieht!" Dann ließ er sich zu folgender Erklärung herbei: „Ich heiße eigentlich nicht so; aber in unserem Handwerke, wo man einander nur bei dem Taufnamen nennt, ist's, wenn dieser ein gewöhnlicher, häufig vorkommender ist, gebräuchlich, dafür irgend einen Spitznamen an-

zuwenden. Da nun meine ‚Alten‘ die Unvorsichtigkeit begiengen, mir einen Namen zu geben, der gewöhnlich ist, wie das liebe tägliche Brod, so musst' ich mir den Spitznamen anhängen und gefallen lassen; bin auch nur unter diesem im Handwerke bekannt und zu erfragen!“

„Hecker — Hecker! der Nam' ist mir bekannt!“ sinnierte der Seiler.

„Glaub's wohl, mein lieber Fritz — so nenn' ich Dich fortan, wenn Dir's Recht ist, so dünkt mir's am kürzesten und geläufigsten — glaub's wohl, dass der Name Dir bekannt ist; für seinen Träger ragen in der Nähe Deiner Heimat heute noch wohl in tausend Herzen ebenso viele Götzentempel auf, als andere tausend seinethalben aus frischen, offenen Wunden bluten und ihn“ — — er brach plötzlich ab und fiel aus dem hohen Tone — nicht zum erstenmale bemerkte der Seiler hier, wie oft seinen Kameraden der Student ‚ins Genick schlage‘ — plötzlich in den derben Volkston herab, den er übrigens vollkommen in der Macht hatte: „Er hat sie in der Tinte gelassen, die guten Schafe, die ihm nachgeblökt und nachgerannt, ist durchgebrannt und hat, wie man hört, den Weg nach Amerika, der Zuflucht der Sünder genommen. Dort kann er sich eine Republik kaufen, wenn er's Geld dazu hat, dort verfertigen sie alle Jahr ein Paar und halten sie feil, wie bei uns den Lebzelten!“

Fritz sah den Gerber scheu von der Seite an; nicht im Misstrauen, aber im Zwiespalte mit sich, in welcher der beiden Formen, in denen sich ihm der Hecker heute gegeben, er ihn eigentlich wünschens- und bewunderungswerter fände; und das Ergebnis seines Erwägens schien kein ganzes zu sein, denn er sagte leise: „Man weiß nicht, wie man mit Dir daran ist!“

Der Gerber schien zu wissen, was Fritz damit meine; er sagte: „Hm, mein Lieber! mach' Dir nichts daraus! es geht mir selbst häufig nicht anders mit mir!“ So lachend er dies sagte, so ernst, fast melancholisch klang es; doch in demselben Augenblicke erhob er auch schon seine Stimme wieder voll und laut zu der Frage: „Doch he, Fritz! was ist's also mit dem Singen? kannst Du was?

„I nu, singen und singen ist zweierlei! kann wohl manch' Liedele — — eins ha'n ich gar so gern!" gab der Seiler, stockend und verschämt wie ein Mädchen, zur Antwort.

„Ei? so lass es los das Liedele, das Du gar so gern hast! ist's ein schwäbisches?"

„Nu freilich! hör — aber bitt' Dich, lach' mich nicht aus, Hecker!"

Der verwehrte sich, seinen Schritt mäßigend, feierlichst vor solch' freventlichem Verrath an so junger Freundschaft, und Friedrich Ernst Engel, Seilergeselle aus Schwäbisch-Hall am Kocher, begann sein ‚Liedele', das er bislang nur schweigsamen Hechelkämmen und verrütteten Flachsschnalzen anvertraut, zum erstenmale vor einem menschlichen Publikum — und was für einem! — hören zu lassen; er sang lustig und frisch:

‚O Tannebaum, Du edles Reis!
Bist Sommer und Winter grün.
So ist auch meine Liebe,
Die grünet immerhin!'

„Hoho! Du Sappermentsschwab! das ist ja vom Uhland?"

„Einem Schwaben — dem besten!" meinte der Seiler stolz und wechselte den Schritt, um mit seinem Gefährten gleichen Gang und Takt zu halten, worauf er leiser, als gelte es, ein verschämtes Geheimnis zu offenbaren, anhob:

‚O Tannebaum! doch kannst Du nie
In Farben freudig blühn.
So ist auch meine Liebe —
Ach ewig dunkelgrün!'

Ob in diesem Thalgaue je eine so spagatdünne, schüchterne, leise, aber dennoch und trotz alledem melodische, treuherzig rührende Stimme erklungen, wer könnte das wissen?

„Die Steine sagten nichts — die Bäume blieben stumm" — der Hecker aber schlug die Hände beifallklatschend ineinander, und als er dies nicht mehr that, verwendete er sie dazu, den vor freudiger Scham blutrothen Seiler zu erfassen, zu umschlingen, an sein Herz zu ziehen und auszurufen: „Schönen Dank, herzlieber Fritz! na, hast Du mir eine Freude gemacht

mit Deinem Singen! Du musst nämlich wissen, dass ich, wie weiland König Saul, des Sangestrostes bedarf in jenen trüben Stunden, da ich, wie gesagt, selber nicht weiß, wie ich daran bin mit mir. Allein singen mag ich nicht — alles in der weiten Natur singt und klingt im Chore ineinander, es schwirrt keine Mücke durch die Luft, es summt kein Käfer zwischen den Halmen, es zwitschert kein Vogel in den Zweigen, dem sich nicht ein Genoss fände, der mit ihm schwirrte, summte und zwitscherte. Nur wenn die Nachtigall anhebt, ihr unbekanntes tiefes Weh auszuströmen in süßen, klagenden, entzückenden Tönen, da schweigen alle Stimmen ringsum und lassen dem einsamen Schmerze sein Recht und der unerreichten Kunst ihren Triumph!"

„Schlägt ihn schon wieder ins Genick der alte Student;" dachte sich der Seiler, als Hecker nach diesem Wortergufs plötzlich abbrach und mit hängendem Kopfe neben ihm einherschritt; doch er unterbrach sein schweigendes Sinnen nicht und verlor sich selber in ein solches, des Zweckes, sich aus den wenigen, aber mannigfachen Zügen, mit denen der für den guterzogenen aber einfachen Burschen hochinteressante Gerber sich theils selbst gezeichnet, theils verrathen, halbwegs ein Bild zusammenzusetzen.

Damit war er bei den ersten Worten desselben in der Frühe im reinen gewesen, dass dies einer der ungewöhnlichsten, jedenfalls seltsamsten Burschen sei, die je ein Ränzel durch den Staub der Heerstraße getragen, und dass er durch Wissen und Erfahrung — auf andern Kampfplätzen des Lebens gesammelt, als dies bei Gesellen gewöhnlichen Schlages geschieht — alle hoch überrage, die ihm bislang auf seinem Wege aufgestoßen, der doch durch das Herz Deutschlands und seiner ‚bürgerlichen' Intelligenz gegangen. Was er sich aber nicht zu erklären und zusammenzureimen wusste, was ihm wohlig zugleich und seltsam lastend das Herz befieng, das war der eigenthümliche magnetische Drang, mit dem es ihn vom ersten Worte an zu diesem Manne hinzog, mit räthselhafter aber unwiderstehlicher Gewalt. Und nicht Zuneigung konnte er es nennen, dieses unerklärbare Gefühl, obwohl es ebenso plötzlich gezündet in ihm und emporgeschossen, wie jene schon zu öfternmalen in seinem jungen Leben; es war

mehr, und er fühlte, dass es ihn mit einer drängenden Macht ergriffen, gegen die er vergeblich ankämpfe und die ihm das Herz aus der Brust reiße, um es auf seine Lippen zu legen und dem fremden Manne mit der schüchternen Bitte anzutragen: da, nimm mich und thue mit mir nach Gefallen — ich bin Dein Eigen!

Sprach er es laut aus, was er dachte? oder verriethen es seine leuchtenden Augen, die wie gebannt an den ernsten Zügen seines Gefährten hafteten, was in und mit seinem Herzen vorgieng? — Der Gerber antwortete ihm darauf.

„Bewahre Gott davor, mein lieber Fritz! Dich und mich!" sprach er leise, mit bewegter Stimme, und sah zur Seite; „lass das — es wäre vom Übel für uns beide. Lass uns beide in Frieden und Freundschaft miteinander wandern, so lang es geht — — Unseliges Geschenk!" — seine Stimme verlor sich in einem tiefen bangen Seufzer.

Der arme Schwabe schritt unendlich betroffen neben ihm her, unvermögend ein Wort zu sagen; so sehr hatte ihn diese unerwartete Unterbrechung seines Gedankenganges überrascht und zugleich mit dem Respecte vor seinem seltsamen Kameraden wuchs auch sein Bedauern, sich von ihm verschmäht zu sehen.

Nach einer langen, stummen Pause, nur unterbrochen von dem Geflüster der Maulbeerbäume an dem Wege und dem Getös der Drau-Katarakte in der Tiefe des Felsenbettes, nahm der Gerber das Gespräch wieder auf: „Du sangst den zweiten ‚Vers' des Tannebaumliedes so — so auf ganz eigene Art: hast wohl ein Schätzel daheim in Hall? nicht?"

„Gehatt, Hecker! — gehatt ha'n ich eins!" —

Dieser fragte nicht weiter und sie schritten wieder schweigend dahin, bis die Rauchfänge des ersten Dorfes wirtlich dampfend vor ihnen aufstiegen.

„Holla, Fritz! da kochen sie für uns — der Mittag kommt!" rief der Gerber, mit dem Stocke nach den Schornsteinen der Verheißung zeigend, und warf seine Rolle und sich hinterher abermals ins Gras nieder. „Setz' Dich, hier warten wir, bis das Glöckel zum Essen oder wie manche meinen zum

Mittaggebet läutet, und dann auch noch eine Weile, denn die Leute lieben es nicht, wenn man sie bei Tische überfällt, weil sie da noch nicht wissen, was ihnen übrigbleibt für unsereinen. Derweil will ich Dich in der Kürze soweit unterrichten in der edlen Kunst des Fechtens, als es nöthig ist, damit Du Dich nicht wie ein Schulbube dabei benimmst und mir Schande machst!"

Der Seiler that, wie ihm geboten war und nebstbei Herz und Ohren der ihm neuen Lehre auf.

„Fechten, mein Lieber" — begann der Hecker ernst und langsam, „ist eigentlich und wahrhaftig ein Gewerbe, und wird ordnungs- und rechtmäßig nur von uns Wanderburschen betrieben. Nur einzelne von uns haben es zur Kunst — zur Geriebenheit sagt man anderswo — darin gebracht, unter welche ich mich mit Stolz rechne. Es wird von Deiner Anstelligkeit und Deinem Eifer abhängen, ob ich Dich in die tiefern Kunstgeheimnisse einzuweihen haben werde oder nicht. — Dass es ein nur uns zuständiges Gewerbe ist, will ich Dir durch ein kleines Beispiel erläutern, welches Dir zugleich zeigen soll, dass es durchaus keine Schande ist, es auszuüben, wie manche beschränkte Köpfe, selbst unter uns, annehmen wollen. Siehst Du: wenn ein Mensch zu seinem Nachbar oder Freunde geht und ersucht ihn um eine Gefälligkeit, ein Darlehn, oder eine wie immer heißende Hilfe, so benützt er dabei das Recht der Nachbarschaft oder Freundschaft, und keinem Menschen wird es einfallen, dies Recht zu bestreiten. Gienge er aber mit seinem Anliegen von Haus zu Haus, ‚klopfen' wie wir sagen, zu wildfremden Menschen, so würde er erstens nichts kriegen und zweitens Gefahr laufen, ‚über unterschiedliche Treppen' geschmissen zu werden, was sehr unangenehm sein soll. — Also: der Mensch im allgemeinen hat bloß die Berechtigung, seinen Freunden und Bekannten lästig zu fallen, im besonderen, der ganzen Menschheit gegenüber, hat man dies Recht nur zwei Classen von Bedürftigen eingeräumt, uns und dann den Bettlern von Beruf. Wir können unser Sprüchlein bei jeder Thüre hineinrufen, die nicht verschlossen ist und selbst an diese klopfen

überall, auf der ganzen weiten Erde, wo ein Hammer klingt, wo ein Hobel zischt, wo ein Spulrad surrt, wo ein Werkstuhl webt, wo sich eine Scheibe dreht, wo Pfriem und Nadel stechen — kurz überall, und wo es keinen Pfennig setzt, tröstet uns ein ‚Helf Gott!‘, ob's nun der Geiz oder die Armut wünscht, das ist alleseins."

Der Schwabe nickte seinem Professor lächelnd sein Einverstandensein mit dieser Einleitung zu, worauf dieser fortfuhr: „Sowie jedes Geschäft gut und schlecht betrieben werden kann, geht es auch mit dem Fechten. Der Bursch', der es ohne Rücksicht auf arm und reich, hausaus hausein angeht und an jede Thüre klopft — weg mit ihm! er ist ein miserabler Strolch, schadet dem Handwerk und macht es zur Landplage. Nur arbeitscheue, nichtsnutzige Bummler thun so — ich fürchte, Fritz! unser Tischler ist einer davon — weit hat er nimmer bis dahin! Der echte Bursch' klopft nie an der Thüre der Armut die Erinnerung an die eigene Noth wach, ebensowenig er an die stolzen Pforten des Reichthums pocht, an denen in der Regel immer die bittersten Feinde der Armut, schmarotzende gemeine Lakaienseelen, Wacht halten; dort wie hier müsst' er sich um des Pfennigs willen tief in die Seele hinein schämen, während er für den, so ihm freundlich gereicht wird auf der Schwelle des behäbigen Bürgers, des warmsitzenden Bauers, des wohlbestallten Pfarrherrn sein ‚Gotteslohn‘ mit geradem Nacken und freiem Herzen sagen kann. Dies, Fritz! sind die Prolegomena (Vorbemerkungen) hiessen wir so was auf dem Gymnasium — des Fechtens. Findest Du was schäbiges daran? sag!"

Der Seiler antwortete leise und fast gerührt: „Nein, Hecker! es ist — wie Du's explizierst — fast schön!"

Der Gerber lächelte zufrieden über dies Schmeichellob und sagte: „Wohl ist es schön — nämlich dass denn doch auf dieser miserablen Erde noch immer die Anweisung ausbezahlt wird, die die Noth dem armen Wanderer auf die bleiche Stirne schreibt! — Also jetzt, mein Junge, zu den Einzelnheiten des Handwerks, das wir betreiben wollen, ehe Dir das Schicksal

wieder den Flachsschnalz und den Hechelkamm und mir das Pfalzeisen und den Beschneider in die Hand drückt!"

Der Seiler rückte seinem Begleiter näher, und dieser begann die zweite Abtheilung seines Lehrvortrages: „Tirol, mein lieber Fritz! ist, was man sagt, nebst Oberösterreich, Salzburg und der Steiermark das beste ‚Gäu' für uns Wanderburschen. Seltsamerweise — es ist dies keine Schmeichelei für Geist, Bildung et cetera — sind dies gerade jene Länder, die zum Sprichwort geworden sind weitum als die Residenzen der Simplicität — der Dummheit, damit Du's besser verstehst."

„Ich könnte nicht sagen, dass ich dies Urtheil bestätigen möchte, und bin doch alle diese Provinzen die Kreuz und die Quere durchzogen; es müsste denn sein, dass ‚Geist, Bildung et cetera' jene Allgemeinheit von Herzensgüte und thätiger Nächstenliebe geradezu ausschlößen, die da Gottlob! herrscht. Ich habe die Leute in den besagten verschrieenen Landen schlicht und recht befunden, einfach nach altpatriarchalischer Vätersitte lebend, Hand und Herz offen — freilich jene ohne Handschuhe und diese nicht eingeschnürt — ich bin auch auf den Grund dieser heiligen Einfalt und hiedurch zugleich auf den ihrer Verketzerung von auswärts gekommen — es ist ihre Religiosität, und das ist der erste Punkt, den wir ernstlich besprechen müssen; Du bist Protestant?"

„Evangelisch!" hauchte der Seiler mit verwundert aufgerissenen Augen; er hätte eher des Himmels Einsturz vermuthet, als dass seine Unterweisung im Fechten mit so tiefgehenden Dingen im Zusammenhange stände; dass sie selbe jedoch durchaus bedingte, nahm er mit blindem Glauben an die Autorität seines Lehrers an.

Der Gerber schnitt bei dem ‚Evangelisch' des Seilers eine Grimasse, die jedem andern als dem armen Schwaben verrathen hätte, was er von einer Unterscheidung zwischen evangelisch und protestantisch halte, und fuhr dann ganz ernst wieder fort: „Es würde sehr schwer halten, wenn es nicht geradezu unmöglich ist, Dir — dem ‚Evangelischen' — einen Begriff von der Art beizubringen, in der man hier — Tirol ist erzkatholisch —

Gott verehrt, obwohl es an sich Wahnsinn ist, über eine Art der Verehrung dessen zu reden, der nur auf das Herz sieht, das sich in Demuth und Einfalt vertrauungsvoll zu ihm wendet. Doch könntest Du — es dürfte sich leicht heut' Nacht schon eine Gelegenheit hiezu bieten — Dich etwa versucht fühlen, den hierlandes üblichen Glaubensbrauch lächerlich zu finden — dem will ich wehren!"

Hätte der Gerber vor den offenen, hellen Augen des Schwaben Mühlsteine verschluckt oder Feuer gespieen, es würde diesen nicht so überrascht und verblüfft haben, als diese absonderlichen Worte. „Mein Lebetag" — das war alles, was er stotternd vorzubringen vermochte; ergänzt wurde dieser verwunderte Anlauf zur Genüge von seinen starren Augen und seinem offenen Munde, die, wenn etwas in der Welt gespannte Aufmerksamkeit auszudrücken vermag, dies auf die auffallendste Art thaten.

Der Gerber fuhr ernst fort: „Wer wäre wohl imstande, den Schlaf und das Träumen eines unschuldsvollen Kindes zu unterbrechen und es zu wecken mit dem Rufe: komm, schlafe nicht und höre auf zu träumen — komm lernen! Nicht leicht jemand, denke ich — und dennoch hat es Menschen gegeben, die den Schlaf und Traum dieses kindlichen Volkes zu stören unternahmen — thut es nicht noch jeder Ruf, der von außen höhnend hereinklingt in dies arme, einfältige und doch so glückliche Land — — sieh zu, Kamerad! und lerne es kennen wie ich, und ich will des Todes sein, wenn Du dann noch ein mitleidiges Lächeln hast für diese ehrwürdige Einfalt, und wenn Du zu sagen wagst: „Thut nicht also — thut wie ich!"

Der Seiler wusste nicht, was er sagen oder beginnen solle; er athmete kaum und harrte mit niedergeschlagenen Augen und bangem Herzen des Verlaufes.

Es schien indes nichts mehr zu kommen: entweder hatte der Gerber nichts mehr zu sagen — aber was zum eigentlichen Fechten gehörte, war ja noch gar nicht vorgekommen — oder hatte ihn der eben verklingende letzte Ton des Dorfglöckleins gemahnt, dass es Zeit zum Aufbruche werde — er nahm sein

Wanderbündel um und sagte freundlich: „Komm, Fritz! eh' wir hineinkommen, ist's nach Tische! Ob Du Dich wohl getraust, nach dem kurzen Unterricht — auf einmal geht's nicht — bei einem tiroler Bauer um ‚ein Bissel was vom Mittagsessen' einzusprechen?"

„Will's probieren!" meinte der Seiler; er wusste selber nicht, hatte er in diesem Augenblicke mehr oder weniger Muth hiezu, als er vordem gehabt, ehe er erfuhr, was das Fechten für eine merkwürdig ernste und schulgerechte Kunst sei.

Sie schritten abermals schweigend nebeneinander hin und dem Dorfe zu; in dem Schwaben arbeitete und rumorte es, dass es ihn zersprengen konnte, aber er brachte es nicht über sich, von den tausend Gedanken einen in Wort und zur Sprache zu bringen, die ihn beschäftigten und quälten, seit der Frühe schon, da ihn das Schicksal dem Gerber zugeführt.

Dieser musste es in den gespannten, nachdenklichen Zügen des Seilers gelesen haben, dass ihn außerordentliches beschäftige und drücke; er fragte ihn mit dem Tone eines Fürsten, der einem seiner Unterthanen gnädigst verwilligt, eine Bitte vorzubringen: „Willst Du was, Fritz?"

„Ja!" — rief dieser erleichtert, und nach einer kurzen Pause, während der er suchend unter der Unmasse von Fragen, die ihm auf dem Herzen lagen, herumgewühlt, holte er gerade diejenige heraus, an deren Beantwortung ihm gewiss am allerwenigsten lag: „Warum gaben sie Dir gerade den Spitznamen: Hecker?"

„Warum?" antwortete der Gerber lächelnd, „weil einer meiner ehemaligen Nebengesellen, der im vorigen Jahre unter dem Commando des großen Mannes stand an dem glorreichen Tage von Kandern, herausgefunden hatte, dass ich ihm außerordentlich gleich sehe!"

„Ei — darum?" —

„Darum!"

Eine kleine Viertelstunde darauf versuchte sich der Seiler zum erstenmale als Fechter.

Er war fast bleich, der arme Junge, und der Angstschweiß stand ihm in hellen Tropfen auf der Stirne, als er in dem ersten großen Bauernhofe des Dorfes den Kopf an dem Pfosten der bescheiden und nur halb geöffneten Thüre in die Stube hineinsteckte und mit wehmüthiger Stimme flehte: „Zwei arme reisende Handwerksburschen bitten um ein Bissel was vom Mittagessen!“

Viertes Capitel.

Kein Weg so krumm und voll Gestein,
Der nicht zur Schenke lenke,
Und, kommt man lustig nur hinein,
Ist's lustig in jeder Schenke.
Wanderlied.

Der ‚Übermorgen' war gekommen, an dem unsere vier Handwerksburschen zum erstenmale seit dem Antritt ihrer vereinten Fahrt einander wieder treffen sollten, und der Zusammenkunftsort, Bruneck, lag mit seinem schönen Schlosse und seinen alten zackigen Mauern, vom Abendroth mit goldenen Schlaglichtern gestreift und in den wirtlichen Rauch eingehüllt, der zum Feierabend so gern und so schön über den Hüttendächern gewerblichen Fleißes aufzusteigen pflegt, den Wanderern mit freundlicher Gastlichkeit entgegenblinkend, in dem tiefen Kessel des Pusterthales da.

Es schlug gerade sieben Uhr, als der Gerber mit dem Schwaben in den Hausflur der Herberge zum ‚Osterlamm' traten.

„Gut gegangen, Fritz! nicht? — es war drei Uhr vorüber, gelt, als wir aus Niederndorf marschierten?" sagte der Hecker unter dem Abstauben seiner Stiefel und dem nöthigen, wie gebräuchlichen Instandsetzen seines äußerlichen Menschen, ehe er an die Herbergthüre klinkte.

„Na! gelaufen, nicht gegangen war das! Gott genade meinen armen Füßen auf weiterhin!" meinte Fritz etwas verdrießlich und that wie sein Begleiter.

„Bin neugierig, wann die Zwei kommen und wie's ihnen ergangen auf den Bergen!" fuhr ‚Hecker' fort, ohne sich das Schmollen des Seilers viel anfechten zu lassen. „Was haben denn wir Zwei ‚verdient' — hast Du's gezählt, Fritz?"

„Einen Gulden, acht Kreuzer, drei Pfennig bairisch netto!" berichtete der Seiler, der, wie es schien, die Casse führte.

„Hm! das geht an! hätt's kaum gedacht in so schwerer Zeit!" brummte der Gerber und warf, nach einem kurzen musternden, zufriedenen Blick über sein und seines Gefährten Aussehen, die Rolle auf die linke Achsel, wie es der Handwerksbrauch beim Einwandern vorschreibt, und stieg die Treppe hinan.

„Schön Dank! grüß Gott, Gerber!" riefen Mutter und Schwester*) der Herberge dem Eintretenden auf den Gruß zu, den er ihnen von dem Tische aus bot, über dem unter Glas und Rahmen und mit bunten Seidenbändern prangend das Handwerksschild der Gerberzunft hieng.

„Rück' nur zu, Kamerad, und thu Dir keinen Zwang an! es wird keinen Fleck auf unsern Schild werfen, wenn sich einmal ein ehrlicher Seilergesell unter seinem Schatten niederläßt!" rief der Gerber dem Schwaben zu, der ihm schüchtern nachgezappelt war und sich vergebens unter den vielen von der Zimmerdecke niederhängenden Handwerkszeichen, zinnernen Stiefeln, Scheeren und Äxten, Miniaturfässern, Hüten, Öfen und dergleichen nach den Abzeichen seines edlen Gewerbes, dem Triebrade und Hechelkamm, umsah.

„Die Seiler haben also keine Zunft hier in Bruneck?" fragte er endlich und ohne der Einladung Hecker's zu folgen.

„Nein! es ist nur ein einziger da im Orte!" gab die Herbergsschwester freundlich zur Antwort; „aber das thut nichts! sind ja leere Tische genug hier und wenn's dem Gerber recht ist —"

„I freilich, Närrchen! komm nur heran!" rief Hecker über den Tisch hin, hinter dem er sich bereits bequem und breit gemacht hatte.

Der Seiler, der die eigenthümlichen Herbergssatzungen so gut kannte wie einer, gab endlich widerstrebend nach und nahm an dem Tische der Gerber Platz.

Und kaum hatte die ‚Schwester' den spiegelblanken zinnernen Bierkrug mit dem üblichen „Wohl bekomm's" vor sie hingepflanzt,

*) Die Herberghälter führen diese familiären Namen: die Wirtsleute heißen Herbergs-Vater und -Mutter, die Kellnerin Schwester, der Kellner Bruder.

gieng auch die Thüre auf und hereintrat der Tischler mit dem Schneider, beide berechtigte Gäste in diesen Hallen ‚vonwegen des Handwerchs!‘

Grüßen, Danken, Zubringen und Zutrinken nahmen die ersten Augenblicke des Wiedersehens der vier Gesellen hinweg und ließen keine wie immer geartete Rührung aufkommen. Erst als sich mit der Vertilgung der Neige des Bierkruges der Abgang anderweitiger nützlicherer Beschäftigung herausstellte, gieng das gegenseitige Gefrage um die Erlebnisse und Erträgnisse dieser zwei Fechttage an, mit deren Beantwortung selbstverständlich der Gerber, der stillschweigend anerkannte Leiter der kleinen Gesellschaft begann.

Er erzählte nach einer kurzen Einleitung, worin er des Eifers, der Anstelligkeit und Unverdrossenheit seines ihm durch das Los zugefallenen Gefährten, der zu den schönsten Hoffnungen berechtige, mit gebürendem Lobe gedachte, wie sie fechtend über Lienz, Mittenwald, Silian, Innichen und Niederndorf bis hieher vorgedrungen ohne absonderliche Glücksfälle oder Gefährlichkeiten, gab gewissenhafte Auskunft über den Belauf ihrer Einnahmen dieser Tage her, wie über ihre kleinen Ausgaben für Tabak und Branntwein, in welchem letzteren er ein landesübliches Frackele*) für den Tag als Höchstes festgesetzt, und legte dann die erübrigte Summe der erfochtenen Groschen und Kreuzer einschließlich eines eingewechselten Guldenviertels — ‚diese werden bloß bis Bozen angenommen,‘ bemerkte er hiebei — auf den Tisch.

Die Augen des Tischlers strahlten in reiner Freude, als er von so ersprießlichem Geschäftsbetriebe hörte und dessen ansehnliches klingendes Ergebnis gewahrte, und er würde sich in diesem Augenblicke vielleicht ebenso unglücklich gefühlt haben, wie damals zur Nacht, als er — das bewusste Ringlein in die brausende See warf, wenn er mit seinem Berichte, was die Einträglichkeit seiner und des Schneiders ‚Arbeit‘ auf den Bergen anbelangte, hinter jenem des Hecker hätte zurückbleiben müssen.

---

*) Frackele ist die Benennung eines Achtelmaßes in Deutschtirol.

Dem war aber nicht so, und sein Bericht, dem eines Feldherrn über Kampf und Sieg gleich, in Kürze und Gang bestand in folgendem:

„Nicht ohne, Gerber! Deine Ansicht über die Bergwanderung! gar nicht ohne, sag' ich Dir! wie gemacht zum Fechten diese Wege und Stege, diese Häuser, diese Leute — alles offen! bis auf die Plente*) gute fette Kost in Fülle, Milch — aus Eimern, Käse wie die Bomben — kurz — gar nicht ohne. Und der Schneider — ich versichere Euch — mit einer Unerschrockenheit gefochten, wie die alte Garde, immer vorauf! und hier — ein Gulden und ein Groschen — aber dafür" — er wandte sich mit stolzer Miene zu dem Schneider: „mach' Dein' Ranzen auf, Stephan, und lass seh'n, ob das d'rin nicht die fünf Kreuzer ausgleicht, die unsere Kameraden mehr ‚gemacht' !"

Ein Ah! entrang sich gedehnt den offenen Mäulern der Straßenpartie: der Schneider hatte aus seinem Felleisen drei große Stücke fetter Schafkäse und — o Wonne! gut die drei Pfunde braunglänzenden Selchfleisches hervorgezogen.

Welch herz — warum kann doch keine Freude rein sein! — Die Kellnerin, die bereits bei dem Eintreten des Tischlers und seines Gefährten, doch wohl nur des ‚verrissenen' Ersteren wegen, ein sehr verdrießliches Gesicht geschnitten hatte, das seinen Grund in der reinlichen Tirolerin Erbangen für ihre ‚sauberen' Betten hatte, trat in diesem schönen Augenblicke, die gemeine Freude und besonders den Triumph des Tischlers verkümmernd, an den Tisch und fragte diesen so spitz und scharf, als es in der weiten Welt nur einer gewiegten Herbergshebe erbötig ist: „Mit Verlaub! welcher Zunft gehört denn der Herr Bruder an? — muß schon fragen, da man's nach seinem ‚Felleisen' nicht erkennen kann!" Dabei warf sie einen höhnischen Blick nach der Blechkapsel, die des Burschen bewegliche Habe enthielt und deren Beschaffenheit allerdings in ihrem Träger viel eher einen fahrenden Botaniker oder Entomologen als einen Tischler vermuthen ließ.

*) Plente ist der verderbte Name der Polenta im deutschen Tirol.

Der alte Fechter drehte sich ihr langsam zu und keine Miene in seinem verwitterten Gesichte verrieth, wie schmerzlich sein Herz zuckte, da es der Vorwurf der Armut traf, als er kalt entgegenfragte: „Und warum?"

„Weil das der Gerbertisch ist, und es heilig Krawall setzt, wenn einer von den Arbeitsgesellen kommt, und findet so — Einen daran!"

Der Tischler nahm diese Antwort sammt ihrer abermaligen ehrenrührigen Beziehung kalt und schweigend hin und sein Blick richtete sich nach dem Gerber, als ob er dessen Vermittlung erwarte.

Diese blieb auch nicht aus; mit der Miene eines Mannes, der sich auf Ehre versteht und darauf hält, sagte der Hecker: „Mein Kamerad ist Tischler und an meiner Seite, weil ich ihn hergerufen habe; ich denke, es ist Platz genug beim Tische, selbst wenn alle pusterthaler Arbeitsgesellen heut' nach Bruneck zu Biere kommen wollten, was nicht leicht anzunehmen ist!"

„Mir kann's Recht sein; aber — wenn nur — ich dacht' nur" — —

„Ja was denn?" unterbrach der Gerber die Kellnerin: „es wird doch nicht der Teufel in einer Gerberwerkstätte hier in Arbeit stehen, dass die Schwester solche Faxen macht?"

„Nein, aber einer — — Herr Jes'! da kommt er schon!" rief die Kellnerin plötzlich zurückspringend aus, und es hätte ihres erhobenen, nach der Thüre weisenden Zeigefingers nicht bedurft, um die Aufmerksamkeit der Burschen dahin zu lenken, woher schwere, langsame Tritte erklangen.

Der steinerne Gast in Don Juan ist nicht imstande, mit mehr Selbstbewusstsein und Nachdruck aufzutreten, als dies der ‚Arbeitsgeselle' that, der im Werkstattanzuge — weißflanellenem Rocke und Hosen, mit Holzsohlen versehenen Wasserstiefeln — über die Schwelle schritt.

Es war ein großer, starker, ziemlich alter Bursche, von einem Aussehen, das die Befürchtungen der Herbergsschwester genügend rechtfertigte; er ‚roch nach Krakehl', wie die Burschen damals sagten.

Er schritt langsam und ‚seinen‘ Tisch scharf fixierend bis in die Mitte der Schenkstube, wo er, wie um den geeignetesten Schlachtplan zur Bestrafung der freventlichen Besitzergreifung jenes Platzes zu entwerfen, einen Augenblick stillstand, sich dann mit halbem Leibe gegen den Schenktisch wandte und ‚eine Maß‘ zu bringen gebot.

Es geschah, flink und stumm wie von Geisterhänden; eine athemlose Stille lag bange über der Stube, die aller Vermuthung nach im nächsten Augenblicke zum Wahlplatze zwischen dem Verfechter des beleidigten Zunftschildes und den vier Bummlern werden sollte.

In diesem Augenblicke ereignete sich etwas, das mit goldenen Lettern in der Geschichte der Herbergskämpfe eingetragen und aufbewahrt zu werden verdiente: der Schneider nämlich — der Schneider allein — während der Tischler mit neugierig blinzelnden Augen, der Seiler aber mit todtblassem Gesichte der Dinge harrte, die da kommen sollten — der Schneider stülpte die Ärmelklappen seines Rockes kaltblütig um, legte seine Pfeife neben sich und sprach, zu dem Hecker geneigt, das tapferste Wort, das sich je aus dem Grunde einer Schneiderseele erhoben und Schneiderlippen entrungen; er sprach: „Ich bin da, Gerber!“

Es ist kaum anzunehmen, daſs in allen Archiven der Welt ein diplomatisches Actenstück existiert, das die Kriegsbereitschaft einer Hilfsarmee mit so vielsagender Kürze kundthäte, wie diese lakonische Anzeige des Schneiders von seiner Kampfbereitschaft. Sie wurde von dem bedrohten Hecker auch dankbar anerkannt, aber nicht angenommen: „Nicht nöthig, Stephan! ’s ist ein Bekannter!“ sagte er leise und senkte den Kopf wieder auf den Tisch nieder, wie er bereits nach dem ersten Blicke auf den Angekommenen gethan.

Dieser trat, den Maßkrug in der Hand, mit drohendem Gesichte heran, stellte den Krug vor sich und schlug mit der geballten derben Faust nach Handwerksbrauch hallend auf die Tischplatte, wobei er rief: „Hui, Gerber!“

„Verseh’ mich!“ antwortete der Hecker, indem er aufstand und ebenso aufklopfte.

Bei dem Klange dieser Stimme sah der ‚Arbeitsgeselle‘ überrascht auf; der patzige Trotz wich Zoll für Zoll aus seinem Gesichte und plötzlich schrie er auf: „Hecker!“

„Ja wohl, Graf! der Hecker!“ antwortete dieser lächelnd.

„Die große Kanne mit dem Wappen, Schwester! Das ist was anderes!“ rief der ‚Graf‘ zum Schenktische hin, und zum Zeichen, dass er an fernere Feindseligkeit nicht mehr denke, schob er den verwunderten Burschen den vollen Krug mit einem wohlwollenden: „Wohl bekomm’s“ hin; er selbst aber pflanzte sich nach unterschiedlichen Händedrücken seinem Zunftgenossen gegenüber auf.

Die Kanne kam — ein schönes großes Schaustück aus der guten alten Zeit, da das Handwerk noch blühte trotz des ‚schändlichen‘ Zunftzwanges und seiner ‚läppischen‘ Gebräuche. Nachdem die beiden einander kräftig zugetrunken, sahen sie sich eine gute Weile ernsthaft an und brachen dann in ein herzliches Gelächter aus.

„Haha! Der Hecker auf dem Marsche nach Tirol!“

„Haha! Der Graf in Arbeit zu Brunecken!“

„Wo willst Du hin? hast Du Lust zur Arbeit?“

„Nicht übel! möcht’ ein warmes Winterquartier!“

„Das kriegst Du nach Gefallen, Hecker! ’s ist überall was los, in Sterzing, Brixen, Bozen, Meran —“

„Gut! dann wähl’ ich Brixen; da bin ich noch nicht ‚gestanden‘! aber sag’ mir nur, welcher Sturm Dich nach Bruneck verschlug?“

Der Graf zuckte die Achseln: „Hm! Die närrische Zeit ist Schuld daran! mein Lieber, Du würdest Dich wundern, wenn Du heute nach Wien kämst; alle Fabriken auf dem Hund! kein Mensch trägt Dir mehr einen Handschuh, kaum der zehnte einen Hosenträger, sonst zählt man sie zur Reaction! — wenn sich der gute Jaquemar nicht einen Absatz nach Rußland oder nach den Seeräuberstaaten eröffnet, wo die Knechtschaft und Glacéhandschuhfabriken noch blühen sollen, so ist’s aus mit seiner Firma! rein aus!“

„Aber die Lederfabriken: der Trimper, der Abbot, der —“

„Ja die gehen wohl, aber da mag sich der Teufel hinstellen zu der Hundearbeit! nichts als Rindsleder, für die Monturscommission zu Kuppeln, Riemzeug und dergleichen; eine heidnische Rackerei und miserabler Lohn! — Hätt's wohl dennoch probiert; aber ich hab' ja Händchen wie ein Schneider von der langjährigen feinen Arbeit! 's gieng nicht!"

„Und hier in dem langweiligen Bruneck bist Du sitzen geblieben?"

„Hm, es dürft' am längsten gedauert haben hier, werd' bald weiter machen! Langweilig ist's freilich hier und es wäre zum Verfaulen, wenn nicht dann und wann ein Fremder käme und —"

„Dir manchmal Gelegenheit böte, nach Gesellenbrauch zu ‚schauen', wie Du's heut' im Sinne hattest!" unterbrach ihn der Hecker lachend.

„Ja, weiß Gott, das hatt' ich im Sinn, als ich den Tisch so besetzt sah; wollt' einmal ein kleines Exempel statuieren; denn es geht ohnedies aller Brauch sichtlich flöten, seit die neue Ordnung aufgekommen ist!" sagte der Graf mit aufrichtiger Trauer.

Hecker führte jetzt seine Kameraden in aller Form auf und erbat für sie die Bewilligung, an dem Zunfttische zu zechen, die er unter andern Umständen wohl schwerlich ohne heißen Kampf errungen hätte.

Sie wurde gnädig gewährt, und jetzt spielte sich vor den erstaunten Augen der armen drei Burschen, die freien Gewerben anzugehören das Unglück hatten, das Ehrfurcht gebietende Schauspiel eines ceremoniösen ‚Ausschenkens' ab.

Zwei brennende Kerzen, zwei Päcke Fidibus und ein Teller voll schwarzen Dreikönigs wurden vor den gefeierten Gerber gestellt und wohl mehr als ein sauerverdienter Wochenlohn des gerbenden Grafen rann auf dem Wege der ‚großen Kanne mit dem Wappen' in die durstigen Kehlen hinab, die nach gehöriger ‚Durchspülung' sich endlich auch zu edlem Sange aufthaten und eine Masse alter Handwerksburschenlieder durch die lauschende

Schenkstube ertönen ließen, unter denen das Hecker's den Preis davontrug, der mit tiefer starker Stimme sang:

Ein Heller und ein Batzen, war'n allzwei beide mein:
Der Heller ward zu Wasser, der Batzen ward zu Wein!

Die Mädel und die Wirtsleut' die rufen beid': o weh!
Die Wirtsleut', wenn ich komme, die Mädel, wenn ich geh!

Mein' Stiefel sind zerrissen, mein' Schuh, die sind entzwei,
Und draußen auf der Heiden, da singt der Vogel frei.

Und gäb's kein Landstraß' nirgends, da säß' ich still zu Haus,
Und — gäb's kein Loch im Fasse, da tränk' ich auch nicht d'raus.

Darauf wollt' keines mehr recht klingen, es war auch schon tief in der Nacht; da ließ denn der Graf die große Kanne zum letztenmale — zum Stehtrunk füllen, stimmte das althergebrachte: „Lebet wohl, lebet wohl, Ihr Freunde!" an und schied nach dem allerletzten „Lebet wohl auf Wiederseh'n!" mit dem Versprechen, seinem Meister in nächster Zeit den ‚Schuss zu geben' *) und dem Hecker nachzukommen, von der durch das starke Bier lustig und den Sang melancholisch gewordenen Gesellschaft, die sich darauf unverweilt in den Herbergsschlafsaal begab, um nach langer Zeit wieder einmal den Unterschied zwischen der Wonne eines reinlichen, weichen Federbettes und unterschiedlichen Heu-, Haber-, Erbsen- und Kukuruzstroh-Lagern zu kosten, die ihnen bisher an der Heerstraße ihren gastlichen Schoß geboten.

Den Seiler schien wieder verschiedenes zu drücken: nach mehreren misslungenen Anläufen fragte er endlich seinen Kameraden auf dem Marsche wie jetzt in der Schlafstelle, die zweispännig war, wie in allen Herbergen: „Du, Hecker! ich ha'n gemeint, in Tirol sagen alle Leut' einander Du, und 's ist doch nicht so!"

„Ja freilich nicht!" sagte dieser lachend: „'s mag wohl einmal so bestellt gewesen sein, im lieben Tirol, doch ist das

*) ‚Schuss geben' und ‚kriegen' nennt man die Arbeitaufkündigung, je nachdem sie vom Gesellen oder Meister ausgeht.

jedenfalls schon gar lange her; heutzutage ist's hier wie überall: die Leute sind sonst mit niemandem allgemein per Du, als mit dem lieben Hergott; der hält auf solche Faxen nichts, wie's scheint! — willst Du sonst noch was, Fritz?"

„Nein — nichts!"

„Nun, dann gute Nacht! morgen schlafen wir in Brixen — will's Gott! — das heißt, wenn Du Arbeit dort bekommst, so nehm' ich auch welche — na, werden's ja seh'n!"

„Gut' Nacht!"

Und sie versanken beide, ohnedies nach der ermüdenden Tagreise und dem langen Wachen dessen bedürftig, in einen tiefen Schlummer, aus dem sie neugestärkt bei vorgerücktem Tage schon erwachten und munter ihre Reise gen Brixen zu antraten.

Fünftes Capitel.

Wo für Dich nichts mehr zu schaffen,
Was weilst Du nur am Ort?
Wach' auf und schnüre Dein Bündel
Und wandre, wandre fort!

Wanderlied.

„Wenn wir an das Ende dieser Mauer kommen, dann schau rasch hinab ins Thal — unter uns an dem Eisack liegt Kloster Neustift, eine Prälatur, die ihre Bewohner noch im vorigen Jahre für das achte Weltwunder ausgaben, obwohl es da bereits viel verwunderlicheres gegeben hat, draußen und selbst hier im Lande, als so ein steinernes Ungeheuer!" rief der Gerber, um die Mittagszeit des anderen Tages von der Nalserhöhe thalabwärts wandernd, seinem Kameraden zu.

Fritz hastete sich, den angedeuteten Punkt zu erreichen und ließ sein Auge erstaunt über den ausgedehnten, großartigen Bau mit seinen blinkenden Kuppeln und Thürmen hinschweifen, dennoch aber fragte er: „Warum heißen sie's aber 'n Weltwunder, Hecker?"

„Hm! wer wird das wissen — — lassen wir ihnen die Freude! eins aber wäre ich wirklich geneigt, für ein Wunder zu erklären — — werden's ja gleich seh'n!"

„Was denn, Hecker!" fragte der Seiler neugierig.

„Was? — in diesem Stifte erhielt sonst jeder zuwandernde Bursche einen Silbergroschen — jeder, Fritz! selbst wenn's ein Ketzer war, wie Du, und nebstdem in der Küche, wo bekanntlich in keinem ehrlichen Kloster das Feuer ausgeht, eine tüchtige Schüssel Warmes!"

„I Sapperment! nu — Du sagst ‚erhielt sonst'! also heut' nicht mehr?"

Der Gerber zuckte die Achseln: „Das möcht' ich eben wissen und wenn es heute noch so gehalten wird dahier, nachdem die Revolution sogar den Klöstern und Stiften Zehent, Robot und dergleichen abgesprochen hat, so lass ich Neustift willig für ein Weltwunder, meinethalben für das erste, gelten!"

Der gute Schwabe, der in Sachen der Politik und Welthändel ein vollkommenes Kind war, verstand nicht, was der Gerber meinte, und trottete dem gewaltig ausgreifenden neugierig durch drei oder vier weite Höfe nach, bis dieser endlich vor einem hohen Thore hielt, dessen eiserner Flügel eine Tafel mit der Aufschrift trug: „Wahrhaft Dürftige und Wanderburschen haben sich um ein Almosen an den P. Schaffner zu wenden oder in die Gesindküche zu begeben."

„Bei meiner Seele, sie theilen noch aus!" murmelte der Hecker verwundert; „alles wie vor'm Jahre, bis auf das ‚oder'; da war ‚und' gestanden, dies soll uns jedoch nicht abhalten, sowohl dem P. Schaffner als der Küche einen Besuch zu machen. — Also, Fritz! wenn Dein lutherisch Gewissen vor einem gut katholischen Groschen nicht zurückbebt, mir nach!"

Damit schritt er dem Seiler in den Conventsgang voran, bis ihn abermals eine Thürtafel belehrte, dass hier der Säckelmeister des Stiftes wohne.

Der Groschen ward in echter Christenliebe dem einen wie dem andern ohne Unterschied der Confession gespendet, und ebenso tolerant erwies sich der Geist, der die Räume der Gesindküche durchwehte.

Eine freundlich blickende dralle Magd nahm auf den Gruß der Burschen eine große eiserne Schüssel von dem Geschirrsimse herab und begann sie hurtig aus einem großbauchigen, dampfenden Kessel zu füllen.

„Was ist's denn? was hast Du denn?" flüsterte der Schwabe dem Gerber erstaunt zu, der plötzlich jach erblasste und wie von einem Gespenste erschreckt mit abwehrend ausgespreizten Händen und am ganzen Leibe schaudernd dastand.

„He, Hecker! was ist Dir denn?" fragte der Seiler abermal und dringender.

Der Gerber sah starr nach einem Punkte, dem dampfenden Kessel, hin und erhob langsam den Zeigefinger seiner bebenden Rechten. „Hörst Du?“ flüsterte er.

Fritz horchte auf: Bum! Bum! erscholl es dumpf durch das Zischen der aufqualmenden Suppe in der Schüssel, wie vom Falle schwerer dareinfallender Körper. Dies hörte er, sehen konnte er nichts; die qualmenden Dampfwolken hielten den Herd, wie die Maid, die daran hantierte, dicht eingehüllt.

„Da habt's! G'seg'n Gott!“ sprach sie wohlwollend, als sie den Burschen die Schüssel auf die Wandbank stellte.

Hecker ließ sich unter schmerzlichem Ächzen daneben nieder.

„Aber so rede doch! was hast Du denn?“ fragte der Seiler voll Bestürzung über das ungewöhnliche Gebaren seines Freundes.

„Was ich habe? — o Du hast es auch! Fritz!“ stöhnte er endlich; „das sind Plentenknödel! — entsetzlich!“ Er neigte sich zu dem erstaunten Schwaben und raunte ihm geheimnisvoll zu: „Hast Du nie gehört, dass es in anderen Welttheilen Menschen gibt, die Schwalbennester, Heuschrecken, Spinnen, Kröten, sogar Schlangen essen? nun, die Plentenknödel sind die Schwalbennester, Heuschrecken, Spinnen, Kröten und Schlangen Tirols, sie sind die entsetzlichste Küchen-Ausgeburt, die — genug wenn ich Dir sage, dass sich selbst Dein deutscher Magen vor ihrem Genusse empört verschließen wird!“ Damit zog er seinen Blechlöffel — den jeder anständige Fechter in seinem Gürtel führt, wie der Bandit seinen Dolch — hastig hervor und fuhr damit in die Schüssel, in der das Auge des sprachlosen Seilers nichts als eine trügerische Decke grauen, trüben Suppenwassers gewahrte.

„Hier! das ist ein Plentenknödel!“ rief der Gerber schaudernd — auf seinem Löffel lag ein schwarzer, runder, rauchender Knollen.

„So sieht er aus — jetzt warte, wie er ist!“ sprach er mit grimmigem Tone, legte den Knödel auf die Bank neben sich, zog und öffnete sein Taschenmesser und stieß damit nach ihm, kräftig wie nach einem Todfeinde.

Der Plentenkloß hielt den Stoß aus, wie ein Mann; das Messer glitt an seinem Gallertpanzer machtlos ab.

Der Seiler machte tellergroße Augen und sein Erstaunen stieg auf den Gipfel, als ihm der Hecker das Messer mit den Worten in die Hand drückte: „Da, thue mit ihm, was Du willst! steche, stoße, schabe, schneide — esse ihn, wenn Du es kannst — ich schüttle den Staub von meinen Füßen und gehe!"

Er stand keuchend auf —

„Nu, was ischt's denn? schmecken Euch die Knödle nicht!" fragte die Küchenmagd herzutretend mit zornrothem Gesichte.

„Mir nicht, meine liebe Kitsch*)!" sagte der Gerber feierlich; „wisse, ich bin nach Tirol gekommen, will hier fechten, arbeiten, beten — alles! aber Plentenknödel essen — nimmermehr!" und er verließ wie von den Furien verfolgt die Küche.

Der Seiler kam ihm eben nach, als er an der eisernen Pforte des Conventes an die vorerwähnte Tafel folgende Apostrophe hielt: „O Ihr guten Väter dieses Hauses! jetzt erst weiß ich, welche menschenfreundliche Absicht Euch leitete, statt dem alten ‚und' dies ‚oder' herzusetzen! und wenn es auf der Welt ein Mittel gibt, Lungerern wie mir die Lust zu vertreiben, fremdes Mitleid unrecht auszubeuten, so habt Ihr das wirksamste gewählt — Plentenknödel!"

Er fuhr mit der Hand über die heiße Stirne und fragte: „Hast Du ihn doch gegessen, Fritz!"

„Ne! ich ha'n ihn eingesteckt!"

„Ah — ich bitt' Dich, laß mich ihn nie sehen! — Weißt Du, wieviel ihrer waren?"

„Klöße? ne! hast Du sie gezählt?"

„Ich hörte zwölf fallen!" Dies sprach er mit einem Tone, als ob er diese Zahl für genügend halte, einen Riesen ohne Mühe aus der Welt zu schaffen und — dann lange nichts mehr, bis sie an den Punkt kamen, wo die Straße vom Brenner her mit der pusterthaler zusammenläuft.

---

*) So nennt man im Pusterthale und bis Brixen ein lediges Mädchen.

Hier blieb er stehen und einen raschen, hellen Blick in das schöne, freundliche Thal vor ihm werfend, in dessen Tiefe die alte Bischofsstadt liegt, sagte er: „Brixen, Fritz! — liegt schön die Stadt!"

„Recht schön!" meinte der Schwabe, der nicht um alles in der Welt einer andern Ansicht gewesen wäre, als ‚sein' Hecker.

„Und merkwürdig, mein Lieber!" fuhr dieser fort; „merkwürdig für uns Wanderburschen, wie keine Stadt in der Welt!"

„Hoho! wie das?"

„Hier — eigentlich im nahen Bayerdorf — ward der berühmteste Wanderbursche geboren!"

„Der berühmteste! ja welcher denn? wie heißt er denn?"

„Sein Name — hast Du ihn wohl gehört einmal draußen? ist Fallmerayer!"

„Ho! nie gehört! und was hat er denn für'n Handwerk?"

„Er ist — Fragmentist."

„Fragmentist?" wiederholte der Seiler erstaunt.

„Glaub's wohl, dass Dir dies Handwerk unbekannt ist," lachte der Gerber, „er hat's, denk' ich, selber erst erfunden. — Doch da schau' hin —" sie waren währenddem in den Stadtbann gekommen, auf dessen linker Straßenreihe sich ein langer, schindelgedeckter offener Gang hinzog; diesen bezeichnete der Gerber mit erhobenem Stocke: „Da spinnt einer, denk' ich!"

„Wahrhaftig! da spinnt einer!" sagte der Schwabe langsam nach.

„Nun, geh hin und grüße das Handwerk! vielleicht weiß der Bursch von Arbeit, ich bliebe gleich in Brixen!" meinte der Gerber und warf seine Rolle ab. „Ich warte hier!"

Der Seiler nickte zustimmend, strich sich durch das bestaubte Haar, klopfte seinen Rock ein wenig ab und gieng, das Handwerk zu grüßen.

Sein Kamerad hatte sich kaum leidlich zurechtgelegt auf dem staubigen Rasen der Straßeneinfassung, als er sich auch schon gerufen hörte, rasch und freudig; er sah auf, da kam auch schon der Schwabe sammt dem Seilergesellen, der dort unten gesponnen hatte, auf ihn zu.

„Ich ha'n schon Arbeit, wenn ich will!" rief Fritz von weitem entgegen.

„Nun, so nimm sie an, Hansnarr! — ist das der Meister?"

„Ne, der Werkführer! bei 'ner Witfrau, die aber nur mit einem Gesellen arbeitet!"

„Mit eben diesem?"

„Ja! 's ist ein Baier, aus dem Ansbach'schen, 'n halber Landsmann von mir — er will fort!"

„Dann hat er's leicht, Werkführer zu sein, wenn er allein ist!" sagte der Gerber lächelnd. „Was hat's denn aber dann für eine Bewandtnis mit Deiner ‚jungen Witfrau', Landsmann, dass Du fort, und so 'nen jungen Lecker ins Nest setzen willst? — nichts zu machen gewesen mit ihr?"

Der Ansbacher wurde blutroth im Gesichte über diese unumwundene Frageart. „Sie hat — ich hab' nur gewartet, bis ein Fremder kommt, mein Wille war's schon lang zu geh'n!" stotterte er.

„Der Gerber sah ihn mitleidig an: „Schon lang wolltest Du geh'n? — ei, setz Dich her eine Weile zu uns, Landsmann! Dein Spinnrad läuft Dir nicht davon, und erzähle uns, wenn's angeht, Deine Leidensgeschichte. Sie kann, wenn Du schon fortwillst, für meinen Kameraden da von Nutzen sein, der, soviel ich weiß, zum erstenmale Werkführer bei einer jungen Witfrau werden soll!"

Der Ansbacher, ein ganz hübscher, wenn auch etwas abgetragener Bursche, ließ sich seufzend nieder und sprach traurig: „Warum sollte ich's nicht sagen, was mich wegtreibt von hier — ach wär' ich lieber nie hergekommen!"

„I, das verwindet sich — alles, lieber Seiler!" tröstete der Gerber und wies lachend auf den Schwaben, der schweigend und in sich gekehrt nachdenklich vor sich niedersah: „Da schau', was der da jetzt schon für Ängsten hat vor Deinem Ach und Weh; der denkt nicht anders, als dass des Werkführers bei einer jungen Witfrau nichts, als die abenteuerlichsten Drangsale und Gefährlichkeiten warten; so sag' ihm denn, was daran ist, lass los!"

Der Ansbacher nickte traurig mit dem Kopfe, als ob er sagen wollte: Ja, Du hast leicht lachen — aber ich! — Dann begann er zu erzählen: „Ich steh' bereits ins zweite Jahr hier in Arbeit. Der Lohn, die Kost, alles ist, wie man's nur wünschen kann — aber die Witfrau!"

„Nun, des Teufels wird sie doch nicht sein! wie heißt denn das Satansweib?" fragte der Gerber mit einem aufmunternden Blick auf den Schwaben, der mäuschenstill neben ihm hockte.

„Judith heißt sie!" war die Antwort.

„Judith! ein gefährlicher Name! ne, es hat einmal vor Zeiten eine gegeben, die schnitt ihrem Liebhaber, einem gewissen Holofernes, gar den Kopf ab; da ist Deine Witfrau doch gnädiger; die hat Dir den Deinen nur verrückt — denk' ich, he?"

Der Ansbacher erzählte, ohne diesen schlechten Witz Hecker's zu berücksichtigen, leise weiter: „Wie es so kam, dass ich mich — dass es anders wurde zwischen mir und der Meisterin, das weiß der Himmel! — Auf einmal schmeckte mir weder Essen und Trinken noch Rauchen mehr, die Arbeit verdross mich, die Kameraden und die Wirtshäuser ekelten mich an, ich wurde ein mürrischer Kopfhänger, ein närrischer Träumer. Die Frau bemerkte es lange nicht; sie erfuhr es erst von den Leuten, die über meine schlechte Arbeit zu ihr klagen kamen; da nahm sie mich ins Gebet und fragte mich, was mir fehle und redete mir freundlich zu, wieder lustig und alert zu werden — ja, lustig und alert! ich versprach alles, aber es gieng nicht. Was mich drückte, konnt' ich ihr nicht sagen, und wenn ich warten wollte, bis sie — — kurzum, vor drei Wochen sagt' ich ihr, dass ich mein Glück weiter probieren wolle. Es schien ihr leidzuthun; aber sie sagte nichts, als: solange wird's der Ansbacher wohl noch aushalten bei mir, bis ein Fremder zuspricht! — Das war alles. — Nun, Landsmann, Du brauchst nur hinzugeh'n, sie wohnt gleich an dem Thore neben dem Sternwirtshause, und ihr zu sagen, dass ich Dich schicke, so ist die Sach' in Ordnung und ich kann morgen fort von hier wandern! Wo man nichts mehr zu schaffen hat, ist nicht gut zu weilen — na, ich wünsch' Dir

vom Herzen, daſs es Dir besser geht mit der Frau! gewiſs vom Herzen!"

Er stand auf — er hatte auserzählt.

Der Schwabe saß mit gesenktem Kopfe sinnend da; er wuſste nicht, was er thun solle: die junge Witfrau und die Werkführerschaft lockten ihn, die schlimme Judith stieß ihn ab — — doch wozu hatte er denn seinen studierten Kameraden?

„Ich sag' Dir was, Hecker!" rief er plötzlich aufblickend — der arme Ansbacher war bereits gegangen, zum letztenmale der einsamen Werkstelle zu, in der er seine Liebesträume so lange mit hänfenen Strängen ausgesponnen — „ich sag' Dir was: ich thue, wie Du meinst! — Soll ich hingeh'n oder nicht?"

„Hingeh'n — das versteht sich! Du wirst doch nicht glauben, weil sie diesen traurigen Baier verrückt gemacht hat, müsse es Dir auch so geh'n? wer weiß, ob sie Dir gefällt? oder ob Du ihr nicht gefällst? geh' nur hin und nimm die Arbeit an und schau' Dir die Sache an — aber gehörig. Ich stehe auch hier ein in der Stadt; gefällt's uns nicht, so geh'n wir wieder miteinander weiter!"

„Topp, Hecker! 's soll gelten! ich geh' hin!"

„So komm! sie wohnt neben dem Sternwirtshause: dort kehren wir ein, putzen uns beide ein wenig auf zum Einwandern, und ich warte da auf Dich!" —

Es war bereits eine volle Stunde vergangen, seit der Gerber seinen Schwaben entlassen hatte, nicht ohne ihm noch eine Unzahl ersprießlicher und erprobter Lebensregeln mit auf den Weg gegeben zu haben — der Schwabe kam nicht wieder.

Er hatte bereits zwei Fläschchen sauren Brixnerweines auf ‚glücklichen Eingang' in der Stadt ausgestochen, war durch die zuthuliche Schenkin bereits aufs umfassendste über Vermögensstand, Hausführung, Stammbaum, Familien- und andere Geheimnisse sämmtlicher hierstädtischer Meister seines Handwerks unterrichtet worden: der Schwabe kam nicht.

Da fiel es ihm endlich ein, aus Langeweile in diesem bereitwilligen Auskunftskalender weiter zu blättern: er fragte die Schenkin nach ihrer Nachbarin, der Seilerswitwe.

Er erfuhr — da kam der Seiler endlich, strahlenden, glühendrothen Angesichts und ohne Stock und Felleisen — als Arbeitsgeselle, bezw. Werkführer.

„Nun?" rief ihm der Hecker entgegen.

„Ich — ich werde Dich begleiten!" sagte Fritz ausweichend.

Hoho! dachte der Gerber: der hat schon jetzt ein kleines Geheimnis! Das geht nicht übel! — Er nickte bereitwillig zu, zahlte seine Zeche, und sie giengen.

„Nun?" fragte er draußen abermals.

Jetzt überströmte dem Seiler das Herz: „Ach, Hecker! Die ist Dir schön und jung und lieb! sie hat mir gleich Arbeit zugesprochen und hat mir Wein und Kuchen gebracht, ich ha'n aber nichts essen gekönnt; getrunken ha'n ich auf ihr Wohlsein — die ganze Flasch' ausgetrunken, und nachher hat sie gesagt, dass sie nichts davor kann, wenn der Ansbacher fort wolle, und hat mir die Rolle gleich aufgehoben, und nachher hat sie mir meine Schlafstelle gezeigt, ein kleines, wundernettes Stübele unter'm Dach, und nachher hat sie —"

„Und nachher hat sie Dich gebeten, Dich ja gleich in der ersten Stunde in sie zu vergaffen, nicht?" fiel ihm der Gerber in die Rede.

„Ach je! was denkst Du denn, Hecker!" stammelte der Schwabe, plötzlich erbleichend.

„Was ich mir denke? das sollst Du hören, wenn ich ‚vom Umschauen' zurückkomme. Wir sind an der Eisackbrücke, dies Eckhaus „zur goldenen Sonne" ist meine Herberge; da wartest jetzt Du auf mich; ich denke nicht so lange auszubleiben wie Du!" Damit reichte er dem Seiler die Hand und schritt über die Brücke dem an dem Flusse gelegenen Stadttheile, ‚im Stuffers' geheißen, zu, den die Gerber bewohnen.

Bei dem ersten Hause, an dessen Stirnseite ein Gerberschild im Winde schaukelte, hielt er an, warf die Rolle auf die linke Schulter und trat, ohne anzuklopfen, nach Handwerksbrauch mit dem üblichen Gruße ein:

„Mit Gunst! ein fremder Gerber wollt' gebeten haben ums Nachtlager vonwegen des Handwerks!"

Außer einem alten Manne, der in einer Hausbibel lesend, ı dem Fenster saß, war niemand in dem Zimmer; dieser ehte sich auf die Ansprache Hecker's rasch um, nahm die Brille n der Nase, erhob sich langsam aus seinem Lederstuhle und ng, den Blick scharf nach ihm gerichtet, gegen ihn zu.

Nachdem er ihn von oben bis unten genugsam beschaut, te er zufrieden mit dem grauen Kopfe und sagte freundlich: g' ab, Gesellschaft, und nimm vorlieb bei uns. Der Sohn 's gleich kommen! Mach Dir's commod!"

Der Gerber ließ sich dies nicht zweimal sagen, und als amit fertig war, war auch der Alte aus dem Zimmer verunden. — „Der geht mich anmelden!" sprach er leise vor hin und ließ den Blick neugierig durch das mit Holz gelte Zimmer schweifen: „Ganz hübsch hier, recht freundlich! — 's versuchen!" Er setzte sich bescheiden auf die blanke Ofenk und vertiefte sich in Betrachtung der wundersamen Schnörkel, nit ein tiroler Künstler das grellgelbe Getäfel der Zimmerıde verunziert hatte, als auch schon die Thüre rasch aufgieng den jungen Meister, einen robusten, hübschen, etwas weinhen Mann einließ.

Der Bursche warf sich eilends in Positur und wollte nen Spruch ums Nachtlager zum anderenmale anbringen, nan ihn jedoch der Meister freundlich hinderte, indem er ihn agte: „Woher des Weg's, Gesellschaft?"

„Aus Kärnten durch das Pusterthal."

„Dort gearbeitet? — wo zuletzt?"

„Zu Freistadt in Oberösterreich, beim Böck."

„'Ne gute Werkstatt die; dann kannst Du auch was! ist Du Lust, Arbeit zu nehmen bei mir, Gesellschaft?"

„Warum nicht, Meister?"

„So sprech' ich Dir zu nach Handwerksbrauch auf vierhn Tage!"

Also schloss das kurze Zwiegespräch zwischen Meister d Gesellen; der eine hielt die Hand hin, der andere schlug n; darauf gieng der eine, seinen Leuten zu verkünden, dass

er einen neuen Hausgenossen aufgenommen habe, der andere, dem Seiler anzuzeigen, dass auch er in Arbeit stehe.

„Nun?“ fragte der diesmal.

„Abgemacht!“ antwortete Hecker, „ich bin beim Unterberger im Stuffers in Arbeit eingestanden.“

„Bravo! jetzt müssen wir aber eins trinken auf Glück in der Arbeit und —“

„Und so weiter!“ ergänzte der Gerber ernst, füllte sein Glas und stieß mit dem Schwaben auf ‚gut Glück und treue Kameradschaft‘ an. Dann zog er ihn nieder neben sich und flüsterte ihm im Fluge zu, was er im Stern von der Witfrau erfahren, alles liebe und gute bis — auf ihren unbändigen stadtbekannten Stolz; worauf er dem jungen Werkführer unterschiedliche Verhaltungsregeln mit dem ständig wiederholten Satze: Nur nicht verlieben! hörst Du! einschärfte und ihn endlich mit der Weisung entließ, ihn Sonntag nach dem Segen hier zu erwarten.

Sie schliefen beide, die Werkstattgewänder bereits hervorgesucht und unter dem Kopfe, müde und erregt bald ein und schliefen gut und süß.

Dem Seiler träumte, dass ihn Frau Judith mit Plentenknödeln zu Tode gesteinigt habe; der Gerber hörte im Traume die Lerchen und Finken an die Scheiben seines Schlafkammerfensters picken und pochen und ein trauriges Abschiedslied singen — —

„Zieht nur zu!“ brummte er beim Erwachen leise vor sich hin, „diesmal will ich mich warm sitzen auf der Scholle!“

Sechstes Capitel.

Ach wenn's nur schon wiederum Sonntag wär,
Und ich bei meiner Laurentia wär!

Altes Gesellenlied.

Man nennt den Sonntag den Tag des Herrn, und es mag diese Benennung im allgemeinen leicht und genügend begründet werden können; bei der arbeitenden Classe aber, besonders bei dem Handwerksgesellen, als bei Leuten, deren ganze Woche ‚des Herrn' ist, mit Ausnahme eben nur dieses Tages, gilt diese Bezeichnung nimmer; nicht nur dem ‚Herrn' schlechtweg, sondern selbst dem lieben Herrgott gegenüber, der gar kein lieber Herrgott wäre, wenn er den einzigen Tag der Woche, der diesen armen Leuten ohne die Mahnung anbricht, in dem harten Joche der Arbeit zu ziehen, für sich in Anspruch nehmen wollte.

Und dennoch bleibt diese Benennung bei Recht!

Am Sonntage ist der Arbeiter sein eigener Herr! Nun, wenn die ganze lange Woche hindurch das alte Sprichwort seine Geltung hat, daſs ‚Herrendienst geht vor Gottesdienst', so müſste es keine Logik mehr geben auf der Welt, wenn es sich nicht auch auf den Sonntag anwenden lieſse.

Der Sonntag ist also der Tag des Arbeiters! Der liebe Gott, der ja selber einmal sechs Tage hintereinander hart gearbeitet und geschafft, der weiſs was das heiſsen will und wird sich trösten darüber.

Dennoch gibt es eine, und zwar eine nicht unerhebliche Gattung von Arbeitern, deren Sonntag, die erste Hälfte desselben wenigstens, weder Ruhe- noch Feiertag genannt zu werden verdient, die Lehrjungen nämlich, deren Sonntag-Vormittag durch die schnöde Aufgabe entheiligt wird, ‚ihre' Gesellen in Wichs zu versetzen.

Was wissen die Leute, die Pflastertreter von Profession, auf deren breitgetretenen Pfaden des Sonntags plötzlich, wie Pilze nach dem Regen, absonderliche Gestalten aufschießen, die Stiefel und Hüte blankgewichst, die Röcke glattgebürstet, dicke Stöcke oder Röhre in den schwieligen Fäusten, glühende Glimmstengel oder qualmende Pfeifen in den bebärteten Mäulern, dralle, geputzte Mägdelein am Arme — was wissen die, wieviel Lehrjungenköpfe gezaust, geknufft und gebeutelt worden, und wieviel Lehrjungenthränen geflossen, um sothanes Begegnis zu ermöglichen?

Ihr Sonntag schlägt erst nach dem Mittage, wenn der Meister sich in den stillen Kreis seiner Häuslichkeit zurückgezogen und die Gesellen, heute ‚auf stolzen Rossen‘ hinausgezogen sind in die Herberge oder zu den Liebsten; da erst ist es ihnen vergönnt, sich zusammenzuthun nach Landsmannschaften, um die Zeit bis zum Nachtmale mit ‚Anmäuerln‘, Ballschlagen und dergleichen auszufüllen oder selbe, durch edlere Triebe geleitet, bei der dampfenden Pfeife, die ihr Helotenthum nur heimlich zu führen erlaubt, zuzubringen, von einer Zeit träumend, da es auch ihnen freistehen werde, die argverpönte offen im Maule zu tragen und ihre Rauchwolken der Welt keck ins Angesicht zu blasen.

Um diese Stunden gehen indes in den Herbergen ‚bei offener Lade‘ jene handwerklichen Freigedinge los, die ‚Auflagen‘ genannt und allen Nichtwissenden unzugänglich sind.

Unter dem Vorsitze der Altgesellen wird hier Recht und Urtheil gesprochen, wogegen es keinen Appell und Recurs auf Erden gibt, werden Meister und Gesellen, die irgendwie an den Zunftsatzungen gefrevelt, in ‚Verschiss‘ gethan — geschimpft — und endlich vorkommendenfalls an freigewordene Jünglinge die Weihen der ‚Gesellschaft‘, des Bundes ertheilt, der wie die Freimaurerei verbreitet ist bis an die letzten Marken der civilisierten Welt.

Der Gerber hatte kaum die unerläßlichen Ceremonien abgethan, die seiner Beglaubigung als echter Geselle und Bursche voran- und nachgiengen, als er auch die Herberge seiner Zunft

mit eiligen Schritten verließ und, froh, des ekeln, verrosteten Formzwanges loszusein, seinen fidus Achates, Fritz Engel aufsuchte, der seiner, der Verabredung gemäß, im Schenkzimmer harrte.

Hatte der Gerber sein möglichstes gethan, um seinen äußern Menschen in feiertägliche Verfassung zu setzen — es gieng dies nur vermittelst verschiedener Wasch-, Färbe- und Bürst-Geheimmittel, die seinem Marschrocke, leider seinem einzigen, auf wunderbare Art zu einem ganz anständigen Aussehen verhalfen — so war auch der Seiler nicht zurückgeblieben, was er jedoch auf viel einfachere Art ermöglichte, indem er seinen Leib mit dem ‚Feiertagsgewande‘ anthat, das er auf dem Marsche sorgsam in den tiefsten Falten seiner Rolle verhüllt getragen hatte.

Sie sahen ganz schmuck aus, die beiden Burschen, und es blieb dies nicht unbemerkt von den kichernden Mädchengruppen, die zu sonntäglichem Tritschtratsch unter den Lauben zusammengekommen waren, an denen die beiden fremden Gesellen auf dem Wege von der Herberge in die innere Stadt vorüberkamen.

„Wohin geh'n wir denn eigentlich?“ fragte der Seiler, der wieder verschiedenes auf dem Herzen zu haben schien, was er immer durch leises, kurzes Hüsteln und Räuspern zu verrathen pflegte.

Der Gerber sah ihn lächelnd an und sagte: „Ich werde Dir einen Vorschlag machen, Fritz! — wir gehen in irgend eine stille, heimliche Kneipe, wo Du mir ungeniert von Deiner stillen, heimlichen Liebe — na! brauchst nicht roth zu werden! — ‚verzählen‘ kannst, soviel Du magst: dann aber, mein Lieber! mußt Du meiner Passion nachgeben und in ein Kaffeehaus mit, wo eine Zeitung aufliegt; es brennt mir die Seele ordentlich nach Neuigkeiten, deren es in Hülle und Fülle gesetzt haben muss seit der Zeit, da ich das letzte Blatt las — in Villach, glaub' ich, war's.“

Der Schwabe nickte zufrieden und sie flanierten schweigend durch einige Gassen, bis sie an ein großes, hohes, klosterähnliches

Gebäude kamen, dessen Frontschild sie belehrte, daſs sie vor dem Stadtbräuhause ständen.

„Da hinein, Bruder!“ rief der Hecker lustig; „hier laſs uns Hütten bauen, den rothen Brixner Rachenputzer schlampen wir die Woche über zur Genüge: beim Biere geht dem Bierländer das Herz am besten auf!“ und er schritt von seinem Instincte geleitet quer über den Hof der rechten Stiege zu, die zu dem Gambrinustempel*) in Brixen führte.

In der Schenkstube wimmelte es von Soldaten, die aus der nahen Franzensveste herübergekommen, und von Bauernburschen der nahen Dörfer, die nach dem Gottesdienste hier eingekehrt waren, um die Aufregung, in die sie die nachmittägige ‚Segenpredigt‘ versetzt, durch einige ‚Töpfchen‘ zu dämpfen.

Diese Stube, über der der Geist der Gemeinheit auf Galgenknaster- und Bierdunstwolken ruhte, ließ der Gerber mit stiller Verachtung liegen und schritt seinem Kameraden in ein daranstoßendes, noch leeres Extrazimmer voran: „Hier sind wir ungestört!“

Sie setzten sich, und nachdem der Kellner beide mit Bier, dem Sorgenbrecher des Nordens, versorgt und sie — „nie ohne Toast!“ meinte der Gerber — angestoßen hatten auf ‚gut Glück in der Fremde‘, da ihm gerade kein anderer Trinkspruch zur Hand war, redete er dem Schwaben ein, daſs er das Wort habe, und dieser nahm es sofort.

Er fieng selbstverständlich da zu ‚verzählen‘ an, wo er zunächst in der Herberge abgebrochen hatte, nur fand er vorerst für gut, nochmals zu erwähnen, wie hübsch und jung und lieb seine Meisterin sei. Dann ergieng er sich des Breiteren in feurigen Beschreibungen ihrer schönen, weißen Hände und neckischen Schürzen, ihres reichen braunen Haares und ihrer wunderkleinen, netten ‚Stieferln‘, wodurch sich der Gerber bewogen fand, sich anerkennend und gnädig über das offenbar tiefe, eifrige Studium und die scharfe Beobachtungsgabe des Schwaben auszusprechen.

*) In den Weingegenden Tirols wird Bier nur in den Braustätten und den Kaffeehäusern geschenkt. Die Wirte führen bloß Wein.

Was darauf kam, war jenes unerquickliche Hin- und Herreden, das man ‚um den Brei gehen‘ heißt, und das der Gerber, der längst wußte, wieviel es geschlagen, endlich aus Langeweile und Mitleid mit dem Seiler durch die trockene Behauptung unterbrach: „Kurz und gut! Du bist verliebt!“

Der Seiler sah ihn flehentlich und blutroth im Gesichte an.

„Und denkst Du, dass sie — dass sie Dich mag?“

„Ja, wenn ich das wüsst'!“ seufzte der Schwabe.

„Na — Du bist ein hübscher Bursch, ein guter Arbeiter, denke ich, ein goldtreues Herz, weiß ich: es müsste doch mit dem Teufel zugehen, wenn Deine Witfrau nicht herum zu kriegen wäre!“ tröstete Hecker; „aber seufzen darfst Du nicht! es gibt wohl Weiber, die sich am liebsten was vorjammern und vorseufzen lassen, aber von denen ist Deine Meisterin nicht: das kann ich mir denken; denn daran hat es Dein trauriger Landsmann, der Ansbacher, sicher nicht fehlen lassen. Die wird von einer andern Sorte sein! Hier in Tirol geht es überhaupt praktisch zu, mein lieber Fritz! und Rührseligkeit ist hier 'ne faule Waare. Die Tirolerin denkt: was man gern möcht, darnach wagt man wohl einen kecken Griff! und sie hat Recht, mein' ich! — Weißt Du was? ich werde Dich am Abend heimbegleiten und mir die Witfrau anschauen, dann — dann trau' ich mich Dir aufs Haar zu sagen, ob sie Dich mag; so was sieht ein unbefangenes Aug' auf den ersten Blick!“

Der Seiler schloss die Augen vor Seligkeit und schnappte nach Athem. Wenn sich ihm ein König als Brautwerber angetragen hätte, so wäre er minder in Zuversicht gewesen, als da sein Orakel versprochen, ihm aufs Haar zu sagen, ‚ob sie ihn mag‘! — Und schon abends sollte er es erfahren! — „Wahr wird es sein und fest wird es steh'n, was der Hecker sagen wird, der trügt sich nicht“ — dachte er sich — „aber wenn er nein sagt — Gott! das wäre mein Todesurtheil!“ und seine Phantasie begab sich sofort daran, einen Hanfstrang zu drehen, der in diesem Falle seinem Leben ein Ende machen sollte.

„Na, speculiere Dich nicht zu Tod' und trink, jetzt kommt die Reihe an mich!“ sagte Hecker und leerte sein Glas; was

wusste er, dass in diesem Augenblicke beschlossen wurde, es von seinem Ausspruche am Abende abhängig zu machen, ob die Welt noch ferner mit Stricken in Verbindung stehen solle, gesponnen von der kunstgeübten Hand des Seilergesellen und Werkführers Friedrich Ernst Engel aus Schwäbisch-Hall am Kocher? —

Sie giengen — der Gerber zu erfahren, wie weit es die Welt draußen herum indes gebracht im Revoltieren, Parlamentieren, Pacificieren und anderen Irren und Wirren, der Seiler, um — an seinem Stricke weiter zu spinnen.

Je länger es dauerte, desto gewisser ward es ihm, dass ihn die Witfrau nimmer mögen könne und er bestimmt sei, endlich selbst in eine der Schlingen zu fallen, die er bisher für andere gedreht.

„Du, ist denn der Tischler nicht zu Dir gekommen? bei mir war er nicht!" fragte der Gerber im Gehen.

Fritz unterbrach schaudernd die Vorbereitungen zu seinem Selbstmorde und sah auf: „Ja — er war bei mir, mitsammt dem Schneider!" antwortete er: „sie getrauten sich nicht zu Dir; der Tischler meinte, in den Gerberwerkstätten stinke es so sehr, und dann seien die Gesellen von den ‚geschenkten' Handwerken so ‚brotal'!"

„Hm! aber's Geld hat er doch genommen?"

„Das glaub' ich! als ich ihm sagte, dass wir ihm unser erfochtenes Vermögen überlassen wollen, weil wir Arbeit hätten und es entbehren könnten, da machte er ein Gesicht, als ob er fast weinen wollte."

„Und der Schneider?"

„Ei, der brauchte es nicht; er hatt' einen Verschreibbrief hier liegen gefunden auf seiner Herberge, nach Klausen, zwei Stund von hier auf der Bozner Straße, mit dem gieng er in Arbeit."

„So ist der Tischler wieder allein! wo gieng er denn hin? sagt' er Dir was?"

„Er sagte, dass er mit dem Gelde einen Weg machen

wolle, den er schon lange gern gemacht hätte, übers Gebirge und durchs Wippachthal nach Triest."

„Nach Triest? — da kommt der arme Teufel wieder ans Meer!"

Sie standen vor einer Schenke, über deren Eingange ein holzgeschnitzter Mohr, eine blanke Kaffeekanne und ebensolche Schale in Händen, an einem kurzen Kettchen schmählich aufgehangen hin und her baumelte.

„Hollah! hier wird Kaffee geschenkt!" rief der Gerber anhaltend, „lass uns schau'n, ob's auch eine andere Nahrung und Erquickung für mich da drinnen gibt, so ein Gericht ‚Augsburger Allgemeine' oder ein Wiener Blatt" — er klinkte rasch auf und sie traten ein.

Das Zimmer war nicht groß, aber ungewöhnlich sauber eingerichtet und appetitlich, was man sagt.

Kleine, schmale Tischchen für je zwei Personen standen an den Wänden, deren polierte Huthakenrahmen fast sämmtlich mit Zeitungen in feinen Reisstrohhältern behängt waren. Im Hintergrunde des länglichen Zimmers stand der Schenktisch, hinter dessen mit blanken Gläsern und funkelnden Rumcaraffinen besetzter Platte eine Frau in einem Buche lesend saß.

„Heureka!" schrie der alte Student fröhlich auf, als sein Blick auf die Menge Zeitungen an der Wand fiel, deren Blätter, von dem Luftzuge der geöffneten Thüre bewegt, wie um ihn zu grüßen, aufflatterten. „Hurrah, Fritz! das wird ein Fressen werden! da bringen mich nicht alle Ochsen, die im Pusterthale im Joche ziehen, vor zwei geschlagenen Stunden vom Fleck — Holla! zwei schwarze!" rief er sich die Hände reibend, hieng seinen Hut auf und griff nach der ihm zunächst hängenden Zeitung.

‚Innsbrucker Zeitung' leuchtete es ihm in großen, fetten Lettern entgegen.

„Donner und Doria! — die Innsbruckerin!?" rief er verwundert auf. „Fritz, wenn Neustift das achte Weltwunder ist, so ist diese Kneipe das neunte! — Die Innsbruckerin, das heidnische, mit Anathema, Interdict, Excommunication und wie

sie alle heißen mögen die — Dinger, belegte, nichtsnutzige Blatt in Brixen, der Stadt „päpstlicher als der Papst" — bei helllichtem Tage, einem Sonntage obendrein aufliegend — nein das geht über alles! — Die Leute muss ich kennen lernen, die das wagen —"

„Zweimal schwarz!" erklang eine tieftönende, weiche Frauenstimme neben ihm; er wandte sich um und sah die Frau, die lesend hinter dem Schenktisch gesessen, mit dem glühenden Mokhatranke vor sich stehen.

Sie sah leicht erröthend auf zu ihm, ehe sie die Gläser niedersetzte, und sprach lächelnd: „Sie wollen die Leute kennen lernen, die es wagen, in Brixen die ‚Innsbrucker' zu halten? nun, ich bin die Tochter —"

Der Seiler traute seinen Augen kaum; er sah seinen ‚Baal' erbleichen, erzittern, wanken, sah die Zeitung seinen Händen entgleiten und ihn langsam, die Augen starr an dem Mädchen hängend, das längst wieder hinter den rothen Vorhängen saß, auf seinen Stuhl niedersinken.

„Hecker, was hast Du denn!" fragte der Schwabe besorgt.

Der Gerber antwortete nicht; er athmete tief auf, dann ergriff er das volle Wasserglas, das vor ihm stand, und leerte es auf einen Zug.

Fritz sah darein wie ein Narr; hatte ihn schon der Gallimathias, den ihm sein Freund über die ‚Innsbrucker Zeitung' vorgeschwatzt, verwundert und verwirrt, so that dies dessen nunmehriges Gebaren noch mehr.

Hecker hob nämlich rasch die Zeitung auf und vertiefte sich in ihre Spalten, ohne von ihm weiter eine Notiz zu nehmen; dabei trank er den Kaffee, ohne ihn gesüßt zu haben, bis auf den letzten bitteren Tropfen rasch hintereinander aus. Hätte er sich erinnert, dass auch er, als er zum erstenmale seiner Witfrau bei Tische gegenüber saß, die Suppe mit der Gabel zu essen versuchte, so hätte er leichtlich einen Schlüssel zu dem sonderbaren Beginnen seines Kameraden gefunden. Doch auf so gemeinen Wegen glaubte er dem großen Geiste Hecker's nimmer zu begegnen; er verlor sich in ein Labyrinth von aben-

teuerlichen Vermuthungen, unter denen ihm die wahrscheinlichste schien, die „Jungfer' habe ein sogenanntes böses Auge und habe den armen Hecker damit getroffen und bezaubert.

„Mein Gottele! 's ist richtig so!" rief er mit gepresster Stimme vor sich hin, als er den Gerber, der bislang von der ersten Seite der Zeitung nicht aufgeblickt hatte, die er schon hundertmal durchgelesen haben konnte, plötzlich den Kopf erheben sah und flüstern hörte: „Sie ist das schönste Weib der Erde!"

Der dumpfe hohle Ton, mit dem der Gerber dies sagte, der stiere, glühende Blick, den er dabei nach dem Schenktisch hinschoss, die Abwesenheit jeder Gefühlsäußerung für ihn, kurz die ganze plötzliche Verkehrtheit des Wesens seines Freundes bestärkten den Schwaben in seiner vorgefassten Meinung; wie Perlen an einem geschwungenen Faden, reihte sich Erinnerung an Erinnerung an in seinem Geiste und er hätte schwören mögen, dass seine Großmutter selig so und nicht anders die Wirkungen des ‚bösen Auges' beschrieben: anhebend mit der Liebesklage des Mundes, begehrend mit dem Blitze des Auges und endend mit dem Verglühen des verschmähten, verbrannten Herzens. „Gewiss ist's — die Jungfer hat ihm's angethan!"

Die „Jungfer', die gar kein Mädchen hätte sein müssen, wenn sie den Eindruck, den sie auf den Fremden gemacht, nicht auf den ersten Blick gewahrt hätte, saß indes, kurze Unterbrechungen abgerechnet, die das Kommen und Gehen der Gäste bedingten, immer still und lesend unter den befransten rothen Vorhängen des Schenktisches.

Was sie wohl las? und ob sie mit mehr Nutzen und Aufmerksamkeit las als — —

Der Gerber schien dies erfahren zu wollen: er stand rasch auf, schritt auf den Schenktisch zu und im Augenblicke darauf sah ihn der Seiler im flüsternden Gespräche mit der Tochter des Cafetiers begriffen.

Er fühlte sich recht unglücklich der arme Schwabe! Es schien ihm, als wäre sein Herz zerspalten in liebende Angst um den Hecker, der so sorglos und blind seinem Verderben entgegenrenne, und in Eifersucht, in wahrhaftige Eifersucht, dass jener

dies thun und sich so plötzlich und gänzlich von ihm abwenden könne.

Er sah betrübt und kummervoll nach den beiden hin.

Das musste er sich gestehen: schön war das Mädchen, so schön, dass er sich nicht einmal einen Vergleich zwischen ihm und seiner Judith anzustellen getraute — und doch war seine Liebe erst fünf Tage alt oder jung, also noch überschwänglich genug!

Das Mädchen war von mittlerer Größe und wunderbar feinem schlanken Wuchse; die Büste edel und voll geformt, und darüber ein Hals — schneeweiß und schlank! und darüber ein Kinn — ein Nest voll Liebesgötter! und darüber ein Mund — eine aufgebrochene Pfirsichblüte! und darüber ein Näschen — fein und lang! und darüber ein paar Augen — ach! ein paar ‚böser Augen‘! und darüber — o weh! armer Hecker! — eine Fülle glänzender, duftender weicher, goldbrauner Locken — —

Der Gerber kam an den Tisch zurück.

Er bemühte sich, gleichgiltig auszusehen; aber das gelang ihm schlecht, nicht einmal bei dem Seiler, der gar wohl bemerkte, wie feurig sein Auge schaute, wie klar seine sonst gefurchte Stirne, wie glänzend sein sonst trübaussehendes, bärtiges Gesicht war. „Nun, gehen wir, Fritz?“ fragte er leicht.

„Schon? es ist ja kaum fünf Uhr! und Du hast ja noch so gut wie nichts gelesen!“

Der Gerber lächelte und setzte sich wieder zu seinem Freunde nieder: „Doch — doch!“ sagte er leise: „ich habe gelesen, und zwar in einem Buche, wie es kein Dichter der Erde noch erahnt und wie es nur Gott der Herr allein zu schreiben versteht: in dem schönsten Antlitze, in den schönsten Augen, in dem schönsten Herzen!“

Der Seiler stöhnte vor Angst und Entsetzen; er sah nicht auf, als diese Worte, heiß und rasch wie der siedende Quellenstrahl aus glühendem Erdenschacht hervorgestoßen aus dem berückten Herzen Hecker's an seinem Ohre vorüberrauschten; er sah nicht auf und nicht hin nach dem Mädchen, er fühlte den zauberischen Strahl dessen böser Augen sengend an sich vorüber-

fahren: er vertiefte sich abermal in dem Wirrsal seiner Jugend-erinnerungen — es kam ihm vor und fiel ihm nicht anders ein, als dass seine Großmutter jedesmal die Sage vom ‚bösen Auge‘ mit einem traurigen: „Und das war sein Tod!“ beschlossen habe.

Las sein Kamerad in seinen Gedanken, oder hatte er es ausgesprochen, was er gedacht? — Der Gerber sah ihn erstaunt an, stand plötzlich auf, zahlte und entfernte sich rasch, als ob der Boden unter seinen Füßen brenne. — Er schaute sich nicht um, als ihm ein freundliches ‚Bald wiederkommen‘ aus dem Grunde des Zimmers zur Thüre hin nacherklang, er ließ die Thüre für den Seiler offen und diesen lange nachtrotten, ehe er stehen blieb.

Der Schwabe erwartete nichts anderes, als dass sein verhexter Kamerad sofort über ihn herfallen und ihn ‚der Erde gleich machen‘ werde, doch der that nichts dergleichen; er blickte ihn ernst und fast traurig an und sprach: „Was hast Du damit gemeint, als Du vor Dich hinflüstertest: und das war sein Tod?“

„Ich, ah — Unsinn! — ich wollte nur — ich dachte nur“ — —

„Sag' es nur heraus! ich kann mir's fast denken“ —

Der Seiler beichtete; wie ihm gleich im Anfange, als die Jungfer kam und der Hecker so confus geworden, eine schlimme Ahnung überkommen, und er sich nicht erwehren gekonnt habe, in Furcht zu gerathen um ihn; wie ihm im Augenblicke die alten Fabeln seiner Großmutter selig eingefallen, von den schönen, gefährlichen Weibern eines südlichen Landes — das könne leicht Tirol sein, da sogleich dahinter das Meer liege — von denen die Sage geht, dass der, den sie einmal angeschaut mit dem bösen Auge, nie und nimmer wieder des heißen Blickes vergessen könne, der ihm das Herz versengt — und verbrennt bis zur Asche. — „Es kam mir vor,“ schloss er, „als müsse ich Dich halten und fortzieh'n aus dem Bereiche dieser Augen; ich hasste die Jungfer sogleich, als ob sie Dir schon übles gethan hätte und — ach! das that mir am meisten wehe, dass

ich Dich vor ihrem Blicke erbeben sah, Dich, der, wie ich glaubte, durch alle Noth und Pein der Welt ruhig und ohne zu erzittern hinschreiten würde!"

„Das hast Du geglaubt, mein guter Bursch', und warum?"

„Ich — weiß es nicht; es kam mir vor, als müsse es so sein!"

Der Gerber sagte lange nichts darauf und gieng schweigend neben dem beängstigten Schwaben dahin; dann ergriff er plötzlich dessen Arm und sprach ernst aber freundlich: „Du hättest immer also glauben sollen, mein Fritz! denn ich bin ein schwacher, schlechter Mensch — gleichwohl hätte ich Dir gesagt, dass Du Dich bitterlich täuschest, wenn Du mich für recht und gut hältst, sobald Du mich darum befragt hättest. Dennoch — wenn Du Recht gehabt hättest — hättest Du darum den Glauben an mich nicht verlieren sollen, weil Du mich erbeben sahst vor dem schönsten Weibe, das je mein Auge erschaut. Dass ich erzitterte, als es zu mir trat, erfüllt mich mit unnennbarer Freude, und ich möchte es hinausjubeln in alle Welt, dass ich noch ein Herz habe, dass es nicht verdorrt und erstorben ist, wie ich meinte, dass es noch in heißen Wellen aufzuwogen vermag, wenn es der Sonnenstrahl reiner Schönheit erwärmend trifft — — doch lass uns hinaus ins Freie, die Häuser, die Menschen beengen mich und — ich habe Dir noch vieles zu sagen!"

Obwohl sich der Seiler sagen musste, dass er die Eröffnungen seines Freundes etwas klarer und viel ‚niedriger' stilisiert wünschenswert fände, stand er doch keinen Augenblick an, sich bereit zu einem Spaziergang ‚draußen' finden zu lassen.

Es ist nirgend weit hinaus in einer kleinen Stadt wie Brixen.

Sie standen bald auf freiem Wiesenplane, weitum allein — und der Gerber hob an: „Aus dem wenigen, was ich Euch droben im Draut hale von mir mitgetheilt, magst Du entnommen haben, dass ich ein leichtsinniger, unsteter Mensch bin — ein echter Vagabund, und ich fürchte, ein unverbesserlicher. Was es ist, das mich dazu macht, das mich treibt, ohne Ruh und Rast, fort und hinaus, ich weiß es nicht: aber das weiß ich

dass es stärker und gewaltiger ist als Heimat, Glück, Liebe — und wie die Klammern alle heißen mögen, die Herzen an Herzen, und Menschen an der Scholle festhalten. — Ich weiß es noch — ich denke manchmal schaudernd d'ran — wie ich als Knabe das Vaterhaus freudig verließ, wiederkam ohne Reue und es wiederverließ ohne Schmerz; wie ich als Jüngling von der Liebsten gieng leichten und fröhlichen Herzens, — ach, sie war fast so schön wie jenes Weib! — wie ich als Mann von guten treuen Freunden schied, ganz vergnügt, als fände man sie wie die Kiesel an der Straße! Sie hatten mich alle und überall gern, überall streckten sich mir liebende Arme sehnend entgegen, überall schauten mir thränende Augen traurig nach — ich that, was ich nicht lassen konnte: ich gieng. Und wenn sie heute alle hier zur Stelle wären, die mein in Liebe gedenken und bäten mich: komm zu uns! bleib' bei uns! — ich gienge nicht! — ich könnte nicht und möchte nicht!"

Der Seiler stieß einen leisen Schrei des Erstaunens und — des Grauens aus.

„Sie sagten, ich weiß es," fuhr der Gerber fort, „dass ich kein Herz habe! — Warum? es ist nur kein so weiches, hausbackenes, wie man sie gewöhnlich trifft unter Leuten meines Standes. Ich habe schon ein Herz — ich fühle es nur zu oft in einsamen, trüben Stunden, da es mir zerspringen zu wollen scheint vor — nein, vor Reue nicht — vor mitleidigem Schmerze um die Armen, die in Liebe steh'n zu mir. Ich habe dies schon oft und anhaltend empfunden, habe versucht, mich irgendwo anzuklammern, festzuhalten, festzusetzen — umsonst! wenn der Ruf zu ziehen in mir erklingt, muss ich, und säße ich dem Glücke im Schoße, und läg' ich im weichen Arme der Liebe — muss ich mich losreißen und — auf und davon."

Er hielt eine Weile inne, dann sprach er leiser weiter:

„Und dennoch wäre es möglich, dass — wenn — — wie nie in meinem Leben trat heute die Versuchung an mich, die Versuchung, zu wünschen, dass die Schwingkraft des Zugvogels endlich erlahme und er sich niederlasse zu Rast und Ruh' — zu wünschen, dass die Liebe, die sonst wie ein Fluch ihn ver-

folgte auf seinem Fluge, ihn auch hier mit offenen Armen empfienge — — wenn ich wüßste! — gleichviel! ich will es versuchen — zum letztenmale!"

Er schwieg. Der Seiler wußste auf diese Erklärung nichts zu sagen; sie war rasch und wild an ihm vorübergeklungen und verrauscht, wie ein wildes Traumgesicht; nur das eine wußste er, dass der Gerber mit seiner Erzählung sich keinen Stein im Brette bei ihm gewonnen habe, obwohl er sich trotzdem gestehen mußste, dass auch er, wenn es einmal ans Scheiden kommen sollte, mit Trauer und Kummer von dem seltsamen Menschen lassen werde, den ihm das Schicksal zugesellt. — Sie lenkten wie in schweigender Verabredung wieder der Stadt und der Wohnung des Seilers zu.

„Nun! so lass mich Deine Herzliebste sehen!" sprach der Gerber endlich, wieder so fröhlich und ungezwungen wie beim Ausgange, als sie vor dem Hause der Seilermeisterin standen; „die meine kennst Du also, und zwar so lange als ich selber!"

„Ja — so liebst Du sie wirklich, Hecker!"

„Nun — pah! zum Lieben gehören Zwei, sagt das Sprichwort; frage mich in vier Wochen wieder!"

Der Seiler lachte. Vor der Zimmerthüre machte er noch einen kurzen Halt und raunte seinem Freunde zu: „Halt' nur die Augen offen, Hecker! und pass' mir auf!"

Der Gerber nickte freundlich und sie traten ein.

Die Witwe war eine kurze, hübsche, dralle Gestalt mit einem feinen Gesichte von jenem intelligenten Schnitte, der die Tirolerinnen jenseits des Brenners auszeichnet.

Der Gerber stand, nachdem er sie gesehen, keinen Augenblick mehr an, die Verzweiflung des Ansbachers, wie die Verliebtheit seines Schwaben ganz begreiflich zu finden, und er bestrebte sich, diese seine Ansicht dem Seiler auf eine verblümte Art durch eine zustimmende Verbeugung kundzugeben, die ein tiefes Wohlgefallen für seinen Geschmack enthielt.

Die Witwe war freundlich, der Gerber sprach wie ein Buch, der Schwabe war selig.

Die Witwe brachte Wein und kalte Küche, der Gerber
hm die Bewirtung mit der Artigkeit und der Miene eines
viegten Weltmannes auf, der Schwabe war glückselig.

Und als der Gerber endlich aufbrach, und die Witwe ihn
undlich einlud, ‚den Fritz‘ bald wieder heimzusuchen und ihm
zur Stiege das Geleit gab, war der Schwabe überselig.

Und erst, als der Hecker ihn beim Kopfe nahm und ihm
das Ohr flüsterte: „Ich will hängen, wenn die nicht ge-
ɔssen ist in Dich, und wie!“

„Ach, Hecker! meinst Du?“

„Narr! das sieht ein Blinder! — aber halt Dich dazu:
ːle getrost den Holofernes, bei dieser Judith setzt Du nichts
’s Spiel! — Apropos! weißt Du, wie — die meine heißt?“

„Ne, wie könnt’ ich das wissen?“

„Sibylle!“ rief der Gerber, warf dem Namen eine
ıalzende Kußhand nach in die Luft und schoß von dannen,
alte Lied summend:

„Ach wenn nur schon wiederum Sonntag wär,
Und ich bei meiner Laurentia wär“ — —

Siebentes Capitel.

„— die Noth ist vergessen, die Lust wirkt nach. Sie überfällt mich bisweilen, dass ich nur gleich aufspringen und davonlaufen möchte, über alle Berge hinaus. — Man ist nicht umsonst Vagabund gewesen."
C. v. Holtei. Die Vagabunden.

Vier Wochen waren vergangen.

Indes mochte der Tischler schon längst über die Alpen ins Wippachthal niedergestiegen und leicht nach Triest und — ans Meer gekommen sein, und der Schneider ein paar Dutzend grünausgeschlagener Lodenröcke für die Klausner männliche Welt gefertigt haben; der Gerber war inzwischen ein täglicher Gast in der Schenke geworden, über deren Thüre der Mohr mit seiner blanken Kaffeekanne schwankte, und als der Seiler, der bereits seit langem mit seiner Judith im reinen war, ihn nach Ablauf des gesetzten Termins abermals fragte: „Nu! liebt sie Dich denn?" gab ihm der Hecker ein volles, freudiges Ja zur Antwort.

Von da ab trat aber eine sonderbare Änderung des herzlichen Verhältnisses zwischen den zwei Gesellen ein, sogar ihre Charaktere schienen vertauscht und verkehrt.

Während der Seiler ernst und fleißig seiner Arbeit nachgieng und erst selten, dann ganz unsichtbar wurde in den Schenken, Herbergen und Tavernen, auf denen seine Standesgenossen sich gewöhnlich herumtummelten, fieng der Gerber, der inzwischen eine stadtbekannte und allgemein beliebte Persönlichkeit geworden war, ein lockeres, wüstes Leben an; begünstigt von der damals durch die Kriege bedingten, herrschenden Gesellennoth fieng er bei den Meistern, nicht nur bei dem seinen, sondern bei allen seinen wunderbar schnell gewonnenen Kameraden anderer Gewerbe nach Zugeständnissen zu experimentieren an und brachte

es endlich dahin, daſs blaue Montage — bisher ein in Brixen unerhörter Gräuel — endlich da gang und gäbe wurden, wie in den Hauptsitzen gewerblicher Industrie.

Wen er nicht zu verführen suchte — oder wagte, das war zur allgemeinen Verwunderung sein bester Freund, der Seiler; diesen ließ er ruhig und unversucht hecheln und spinnen, dieweil er mit seinen Genossen tief in die Nacht hinein luderte. Er kam auch selten mit ihm zusammen, und wenn es geschah, erschien es verwunderlich, den, der bisher den Starken und Gönner gespielt, scheu und wortkarg vor dem Seiler stehen zu sehen, der indes, seit ihm die Liebe im Herzen eingesessen, zum klaren, ernsten Manne geworden war.

So kamen die Weihnachten heran.

Es war am heiligen Abende, spät nach dem Essen, als die Glocke an dem Fenster der Witfrau mit raschem, gellendem Geklingel um Einlaſs rief.

Fritz und die Meisterin saßen schweigend und weit auseinander, sie am Fenster, er beim Ofen, allein im Zimmer. Die Magd war zeitlich zur Mette gegangen. Es schien nicht licht zwischen den beiden zu sein: sie las ernsten Aussehens in dem abgegriffenen Evangelienbuche, er saß finster und mürrisch da.

Die Witfrau erhob die Augen, als der Glockenton erklang: „Ei, wer kommt denn heut' noch zu uns!"

„Das ist der Hecker!" rief Fritz aufspringend mit vollem, freudigem Tone; er hatte in diesem Augenblicke an ihn gedacht, und es war ihm, als habe jener seinen Ruf vernommen und sei herbeigeeilt — —

Er sprang der Thüre zu und über die Treppe hinab.

„Bist Du's, Hecker?"

„Ich bin's, Fritz! magst Du eine Weil' mit mir geh'n?"

„Recht gern! wart', ich hol' mir Rock und Hut!"

Er trat keuchend ins Zimmer und zog sich rasch an.

„Wohin denn noch so spät, Fritz! ist der Hecker unten?" fragte die Witwe sanft.

„Ja! wir geh'n auf eine Stunde mit'nander!" erwiderte der Schwabe kurz und gieng.

Die Witwe sah ihm traurig nach: „Das wende Gott zum Guten!" flüsterte sie dann und — las weiter.

Die Schenken und Buschen*) waren alle öde und leer, wie es sich geziemt an diesem heiligen Abende, dem Feste der Erinnerung und stiller Häuslichkeit.

Die Burschen wählten nicht lange und traten in ein Gasthaus, so leer und stille, als sie es nur wünschen konnten zu heimlichem Zwiegespräch.

„Wein! starken, weißen!" rief der Gerber, sich an einem Tische niederlassend.

Jetzt erst bemerkte der Schwabe, dass sein Kamerad auffallend bleich und aufgeregt sei, seine Haare hiengen unordentlich um die hohe gefurchte Stirne, und sein Bart stand wirr und struppig auseinander. Seine Augen glühten in wildem, unheimlichem Feuer — er schien betrunken zu sein!

War es dieser Anblick, oder war es die eigene Noth — der Seiler fühlte plötzlich alles versinken, was ihn bisher von seinem Freunde fern gehalten, und die alte Liebe zu ihm sieghaft wieder auftauchen in seinem Herzen; er ergriff die kalten, feuchten Hände des Gerbers und fragte mit dem Tone liebender, inniger Besorgnis: „Was ist Dir, Hecker? red'! ist Dir was zugestoßen?"

Der sah ihn starr und kalt an und antwortete lange nicht, dann verzog sich sein Mund plötzlich zu einem frostigen höhnischen Lächeln und er sprach — es klang hohl und dumpf: „Hm! was alle Tag' geschieht, ohne dass ein Hahn darnach kräht!"

Es kam der verlangte Wein. Hecker stürzte ein volles Glas hinunter und ein zweites darauf.

Der Seiler spürte schaudernd, wie sich die Fühlhörner seiner frischerwachten Neigung wieder einzogen.

Da, plötzlich — der Gerber fuhr mit der Hand über die heiße Stirne, durch Haar und Bart — war er ein ganz anderer, oder vielmehr der Alte, mit dem der Seiler im Schatten des

---

*) Buschen heißen die Weinbergbesitzer, die nach dem Lesen und im Winter zu schenken befugt sind.

Waldes und im Staube der Landstraße so manch' liebes Stündchen lustig verplaudert: sein Auge blickte wieder hell und freundlich, seine Hand zitterte nicht mehr und legte sich ruhig auf den Arm des Schwaben. „Hast Du gehört," fragte er, „daſs ich fort wollt'!?"

„Wohl! doch glauben wollt' ich's nicht! zu mir wärst Du ja doch gekommen, wenn Du so was im Sinn gehabt hättest!"

„Zu Dir? warum? Du wärst ja doch nicht mitgegangen!"

Der Schwabe senkte den Kopf und sagte seufzend: „Ach, damals freilich nicht, aber heute —"

„Hoho? Fritzchen! so hast Du die Vöglein auch singen und locken gehört, wie ich?"

„O nein! aber — ich fürcht', 's ist aus mit mir und der Judith!"

„Hm! und warum? wie wäre das gekommen?"

„Ich werde Dir's schon sagen. Doch sag' Du mir zuerst, warum Du nicht mehr bleiben willst? — Du hast die beste Werkstatt und das schönste Mädel in der Stadt, was fehlt Dir hier?"

„Was mir fehlt? ja siehst Du, Fritz! das ist eine Sache, die schwer zu beschreiben, bin ich mir doch selbst ihrer kaum recht klar bewuſst, das heißt, wie und woher sie gekommen; aber daſs sie da ist und fest steht, weiß ich bestimmt."

„Ja, das versteh' ich freilich nicht!" meinte der Seiler traurig.

Der Hecker dachte eine Weile nach, dann legte er den Kopf zwischen seine Hände und sagte: „Ich will es versuchen, Dir die Geschichte zu erklären. Siehst Du — es ist richtig alles so, wie Du gesagt: die beste Werkstatt, das schönste Mädel, meine Nebengesellen haben mich gern, auch andere Leute noch — aber alles das kann überall vorkommen. — An ihr, an Sibyllen hätte ich den Halt finden müssen, nach dem ich bislang vergebens in der weiten Welt herumgetappt, in ihr hätte ich alles das finden müssen, was ich bis nunzu fruchtlos in der Weite gesucht, in der Liebe zu ihr hätten alle die begehrenden bösen Gedanken und Träume aufgehen müssen, die mich bisher ruhe-

los von Ort zu Ort gejagt. War das nicht, so lag der Wandertrieb in meinem Herzen nur für Augenblicke betäubt und eingeschläfert, und er musste erwachen, stärker, gewaltiger als je, je länger ihn die grünen duftenden Kränze des Glückes und der Liebe im Schlummer niedergehalten auf dem üppigen Lager. — Kränze? — Kränze sind Ringe und Ringe bilden Ketten, wenn ihre Glieder auch Rosen überdecken."

„So liebt Dich Sibylle nicht?"

„Hm! sie liebt mich, wie sie eben zu lieben imstande ist. Sie findet Gefallen an mir, sie streichelt mir die Wangen, sie küsst mich, sie drückt mich an ihr leichtes, warmes Herz und lächelt stumm dazu, wenn mich der Strom ihrer Reize flutend überwogt — ist das Liebe, so hole sie der Teufel!"

„Aber, Hecker! was willst Du denn dann?" fragte der Seiler erstaunt und fast empört.

„Was ich will? — denke daran, was ich Dir damals sagte, als ich, das Herz zum Zerspringen voll von dem Eindrucke, den Sibylle auf mich gemacht, an die Möglichkeit dachte, in dieser Liebe, in ihrem Herzen den Baustein zu finden, der einem steten, ruhigschönen Leben zur Grundlage dienen sollte. — 's ist nichts damit, ich habe alles versucht: wenn ich ihr von der Zukunft sprach, von dem, was, und wie ich werden wolle, so hielt sie mir lachend den Mund zu und betheuerte mir, dass sie mich gerade liebe, wie ich bin, und weil ich so bin, und dass sie sich vor mir fürchten und mich hassen müsste, wenn ich so ein trockener, hausbackener Spießbürger werden würde. Und weißt Du, was sie sagte, als ich ihr neulich kundthat, dass ich weiter wolle, weit fort von hier —"

„Nun, was sagte sie also?"

„Ungefähr so, wie es in dem alten Liede heißt:

‚Geh Du nur fort, ich hab' mein Theil,
Ich lieb' Dich nur aus Narretei!
Ohne Dich kann ich schon leben,
Ohne Dich kann ich schon sein!'

— und es ist auch so! sie ist jung, schön — ihr wird's an Tröstern nicht fehlen!"

Er lachte, als er dies sprach, aber wild lustig, fast ingrimmig.

Der Seiler athmete hoch auf, es war ihm, als ob ihm ein Stein vom Herzen fiele, als er sah, dass Hecker schwieg und wieder nach dem Weine langte. Es war ihm so unheimlich geworden während der Erzählung des Gerbers, dass er sich fast fürchtete vor ihm. Dennoch fragte er mit freundlichem und bekümmertem Tone darauf: „So willst Du also wirklich fort!"

„Ja wohl! je eher, je lieber! — ich habe mich die vorige Woche bereits bei dem Meister ‚der Arbeit bedankt', aber weiß der Teufel, was sie für einen Narren gefressen haben an mir, alle, der Meister, die Meisterin, die Kinder, die Nebengesellen, die Mägde — sogar der Alte, des Meisters Vater: sie wollen mich nicht fortlassen und vierzehn Tage muss ich ‚zuarbeiten' nach Handwerksbrauch, derweil soll mir der Rappel vergeh'n, meint der Meister — ich meine aber nicht!"

„Aber um Weihnachten! mitten im Winter!"

„Pah! das ist alleseins!" was ficht den echten Wanderburschen Regen und Wind, Schnee und Sturm an? Das ist gerade recht! alles, nur kein angenehmer Marsch nach erträglicher Arbeit! Der verdirbt einem noch das einzige, was man mit hinausnimmt in den Staub und Koth der Landstraße, das Bisschen Erinnerung!"

„Und wo willst Du hin?"

„Wo immer hin! hinaus halt und fort! ein paar Wochen herum in der Welt und dann mein'thalben wieder ins Geschirr; um Arbeit ist keine Noth. — Aber was ist's denn mit Dir, Du hast doch nicht auch Verdruss gehabt mit Deiner schönen Judith?"

„Ach wenn es nur das wäre!" seufzte der Seiler.

„Wenn es nur das wäre? — das ist ein spassiger Wunsch! ja, was ist's denn hernach?"

Der Seiler stöhnte schmerzlich: „Ich bin ja evangelisch!"

„Alle Hagel!" rief Hecker, sich vor die Stirne schlagend, „das hab' ich bei meiner armen Seele ganz vergessen!"

„Und ich auch, wer hätte —"

„I nu, Dir brauchte nicht sehr bange sein darum, Du Ketzer!" fiel ihm der Gerber ins Wort. „Du konntest es ganz zufrieden sein, wenn die schöne Judith Deine arme Seele ins Schlepptau nahm. Aber dass ich nicht daran dachte — und wie kamt Ihr denn endlich darauf?"

„Wie? nun erst heute! Sie musste bisher geglaubt haben, ich sei katholisch; natürlich, seit vorigem Jahre steht in den Wanderbüchern: Religion — Null! weiß Gott, was sie damit sagen wollen, die Herren, die die neue Ordnung der Dinge erfunden haben. — Nun heute meinte sie, ob ich nicht mit ihr zur Christmette gehen wolle. Ich sagte natürlich ja; ich gienge meint'halben mit ihr in die Hölle. Dann erzählte sie mir verschiedenes darüber, und wie schön hier die Feierlichkeiten in der Kirche gehalten werden, und dann fragte sie mich, wie es bei uns daheim gehalten werde zu dieser heiligen Zeit. Du lieber Himmel! was konnte ich ihr denn viel sagen? Nur das beantwortete ich ihr, weil mir das am meisten aufgefallen war: dass hier alle Geistlichen den Tag drei Messen lesen; da sagte ich denn, wie's auch wahr ist, dass unser Pfarrer gar niemals keine nicht liest; aber da hätt' ich's getroffen: sie fieng zu weinen und zu schreien an, und wenn ich ihr's hundertmal beweisen wollte, dass die ‚Evangelische' ebensogut Christen seien, wie die ‚Katholische' — nicht's half's und sie hieß mich einen Ketzer, Heiden, Türken und Ungar nach dem andern; und nachher hat sie gesagt, dass sie keine Stunde länger mit mir unter einem Dache wohnen könne, und dass es nur ein Mittel gebe, wenn ich bleiben wolle, — und dabei hat sie immer geschrieen: O was die Nachbarn sagen werden!"

„Und was ist denn das für ein Mittel? hat sie Dir's gesagt?"

Der Seiler wurde bleich und rang nach Worten; endlich kam es stockend heraus, dass die Witfrau ihn aufgefordert hätte, das ‚Glaubensbekenntnis abzulegen', was er aber nun und nimmermehr thun wolle.

Über das fahle Gesicht des Gerbers flog ein heller Schein, als sein Kamerad, das bleiche Antlitz in den Händen bergend,

also schloss, und er streckte seine Hand rasch und mit einer triumphierenden Geberde über den tiefgebeugt dasitzenden aus, als nähme er jetzt — und erst jetzt — Besitz von ihm.

„Ich gehe nicht allein — ich leide nicht allein!" flüsterte er höhnisch; darauf blieb es lange still zwischen ihnen.

Als der Seiler wieder aufsah, hatte er die Augen voller Thränen.

Der Gerber sah es wohl; und er sah tiefer, bis in das gemarterte Herz seines Kameraden hinab, das von dem unnatürlichen Zwiespalte der Liebe und des Glaubens zerrissen, aus tiefen Wunden blutete; aber seine Seele fühlte kein Mitleid mit dem armen, weichmüthigen Schwaben; an seiner Hand hätte sich der ihm blindergebene Bursche leicht und stark aufgerichtet, aber er bot sie ihm nicht dar, er — — verflogen war plötzlich der schadenfrohe, höhnische Zug um seine Lippen, und die freventlich nach dem Bedrückten ausgestreckte Hand langsam niedergesunken: ernste, große Gedanken stiegen in seinem Herzen auf und mahnten ihn an seine Pflicht als Freund und Mensch.

Er sann, er kämpfte — sein böser Dämon rang die lichten Liebesgedanken nieder und er murmelte: „Nein! — warum soll er glücklich sein? mit muss er!"

Er stand rasch auf und rief, seine Hand auf die Schulter des Stillweinenden gelegt: „Auf, Fritz! schäme Dich und sei kein altes Weib! wir gehen zusammen, frisch und lustig, wie vor 'nem Vierteljahre! auf — trink! ein anderes Städtel, ein anderes Mädel!"

Der Seiler mochte nicht anklingen; er sprach leise: „Wenn ich nur schon draußen wäre!"

„Na wart', das läst sich bald machen. Du kannst gehen, wann Du willst?"

„Zu jeder Stunde!"

„Gut! morgen haben wir Feiertag, übermorgen auch. Also in drei Tagen, Dienstag — wandern wir!"

„Ja wirst Du denn können, Hecker?"

„Gewiss! es bleibt dabei!“ er reichte dem Schwaben die Hand und sie giengen.

Der Seiler suchte sein stilles, einsames Kämmerlein, um sich sattsam auszuweinen, der Gerber strich noch eine Stunde durch die öden Gassen, ehe er über die Brücke ins Stuffers gieng.

Es war noch keiner seiner Mitgesellen daheim.

„Wo sind denn die heut' so lang?“ fragte er, an das Lehrbubenbett tretend, in dem sich etwas bewegt hatte, als er eingetreten war.

Es war der jüngere Lehrbube, Weißenhahn genannt. Er reckte auf die Frage seinen schwarzen Kopf und sein pfiffiges Gesicht in die Höhe und sagte: „In der Metten, Herr Hecker! und nachher werden's wohl noch wo einfall'n auf ein' klein' Zwicker um Maronen oder Nussen!“

Der Hecker sagte nichts darauf, zog sich schnell aus und legte sich nieder.

Aber er konnte nicht einschlafen, sein Blut kochte, sein Herz schlug übermächtig gegen die starke Brust, der Polster lag auf ihm wie glühendes Blei.

Er warf ihn von sich und setzte sich im Bette auf. „Betrüg' ich mich nicht, wenn ich mir einrede, Sibylle trage die Schuld daran, dass ich wieder weiter will? — ist's nicht dennoch nur mein heißes unruhiges Blut, meine Zugvogelnatur, was mich Glück, Liebe und alles, wornach anderer Menschen Streben geht, nach kurzem Genusse hinzuwerfen und zu verlassen drängt, mächtig und unabweisbar? — Gleichviel was! ich muss fort!“

„Der Staub der Straße ist abgeschüttelt und abgewaschen, die Füße brennen nicht mehr, die Noth ist vergessen! vergessen? nein — ich sehne mich nach ihr! Doch wie komme ich nur fort von diesen vermaledeit freundlichen Leuten?“

„Ich wüsst's wohl, Herr Hecker!“ klang es ihm antwortend von dem Bette der Lehrjungen her entgegen.

„Was! wer ist — — bist Du's, Weißenhahn?“ fragte der Geselle fast erschreckt.

„Ja wohl, mit Gunst, Herr Hecker!“ antwortete der Bube flüsternd, kroch aus dem Bette und trat zu dem Hecker's.

„Hab' ich denn laut gesprochen?"

„Ich hab' alles gehört, aber nur 's letzte verstanden!"

„Nun was — schläft der andere?"

„Wie erschlagen!"

„Nun, so lass hören, was Du weißt, kleiner Weißenhahn!" Ich muss Dir gestehen, dass Du auf diese Art mehr weißt als ich."

„Da müssen's 'n Licht machen, Herr Hecker."

Dieser that es, verwundert über den Jungen und noch mehr über sich, der sonst nicht gern mit dergleichen zu spassen pflegte.

Als das Licht brannte, rief er barsch:

„Nun?"

Der schwarzkopfige Tirolerbub antwortete darauf mit einem verschmitzten Lächeln und indem er mit dem Finger nach der großen Schwarzwälderuhr wies, die in der Ecke stand.

„Ja was soll's mit der Uhr? willst Du mich narren, Junge?"

„Der Wecker!" flüsterte der Lehrbube.

„Der Wecker?" wiederholte Hecker erstaunt.

Der kleine Bursche erklärte sich: „Wenn Sie fort wollen, Herr Hecker — die Meistersleut' lassen Sie sein Lebtag nicht weiter, weg'n die Kinder, denen Sie immer was aufzeichnen und ausschneiden — so müssen Sie mit den Gesellen uneins werden; wenn die nicht krawallisch werden, so geht's allweil nicht!"

„Wahr, Du hast Recht; aber was soll der Wecker dabei?" fragte Hecker nachdenklich.

„I Herjes!" rief der Weißenhahn, über die Begriffstützigkeit seines studierten Gesellen verwundert, „was der Wecker dabei soll! zurückrichten sollen Sie'n um 'n paar Stund, — dann schau'n Sie zu" —

Der Gerber schoss wie der Blitz nach der Uhr; er hatte früher weder sie noch den Mechanismus ihres Weckers beachtet; er leuchtete hinauf und versuchte den Dorn, der auf fünf, die gewöhnliche Aufstehstunde, wies, zurückzudrehen — es gieng. Er versuchte und ließ die Stunden bis Eins schlagen — auf

diese Stunde hatte er den Dorn des Weckers gerichtet — mit dem Schlage Eins surrte der Senkel so klingend und gellend zu Boden, daß der andere Lehrjunge instinctmäßig auffuhr und nach dem Lichte glotzte.

Der Geselle blies es rasch aus und flüsterte dem Buben zu: „Schweig, so Dir Deine Ohren lieb sind. Du hast einen Zwölfer bei mir zugute."

Wie die Schatten huschten beide in die Betten, und als die Gesellen heimkamen, tönte ihnen ein geschnarchtes Trio entgegen, das insofern einen Achtungserfolg errang, als es weder durch einen fallenden Stiefel noch durch sonst ein geräuschvolles Entkleidungsmanöver unterbrochen wurde.

Achtes Capitel.

— Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Dass ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben —
Von Einer aber thut mir's weh!
L. Uhland.

Jeder Handwerker, selbst der faulste, wird es erfahren haben, wie langweilig und eklig mehrere nacheinander kommende Feiertage sind, wie man sich förmlich sehnt nach der Wiederkehr der Arbeit und wie freudig und eifrig man dann an selbe geht.

Diese Erscheinung hat ihren Grund weniger in dem Mangel an Geldmitteln, die Feierzeit gehörig todtzuschlagen, als in der Gewohnheit, der zweiten und manchmal stärkeren Natur des Menschen, als seine erste.

So gieng es auch den Gesellen des Gerbers Unterberger im Stuffers zu Brixen — mit Ausnahme Hecker's, der diese Nacht außerordentlich lang geschwärmt hatte — als Dienstags früh der Wecker und darauf die Stimme des Altgesellen ein hallendes „Auf! zur Arbeit!" rief.

Sie sprangen auf, und fünf Minuten darauf — ins Werkstattgewand schlüpft sich's leicht — rumorte es bereits unten in der hellerleuchteten Werkstatt laut und eifrig, was das Zeug hielt.

Eine gute Stunde mochte vergangen sein, während die vier Gesellen einander die kleinen Abenteuer dieser Feiertage erzählten, die durch ihre Länge und ihre landesübliche, kostspielige Begehungsweise den kleinen Capitalien der Gesellen gar empfindliche Schäden zugefügt.

Es verlief eine zweite Stunde — die Frühstückglocke rührte keine Zunge.

Der Altgeselle, ein griesgrämiger, schweigsamer Mann, er war in Hohenstadt in Mähren daheim, sah bedenklich nach dem Himmel und fragte: „Die Uhr ist doch recht gegangen?"

„Ganz recht! ich habe sie gestern selbst aufgezogen!" sagte der Hecker leicht.

Die Gesellen arbeiteten schweigend fort. Das leise Gezische der Eisen auf den starren Häuten dünkte Heckern wie das höhnende Gelächter kleiner böser Geister über die genarrten, um den Schlaf betrogenen Gesellen.

Endlich — es mochte bereits wieder eine Stunde vergangen sein — legte der Altgeselle das Schabeisen ernst auf den Baum und verließ die Werkstelle, um nachzusehen, was heute die Frühstückstunde so auffallend aufschiebe.

Der Hecker glaubte ein leises Gekicher hinter sich zu hören, er wandte sich rasch um — der Weißenhahn stand an der Pumpe und hielt sich den Bauch.

Hecker verlor kein Wort an den Jungen, aber er versetzte ihm einen kräftigen Schlag, der ihn zu Boden streckte und kehrte, als wäre nichts geschehen, zu seinem Baume zurück, um wieder fortzuschaben.

Doch das sollte nicht lange dauern.

Der Altgeselle kam zornbleich mit der Nachricht zurück, dass es noch stockfinstere Nacht draußen, und im ganzen Hause außer ihnen keine lebendige Seele wach sei.

Ein Schrei der Entrüstung schlug gellend an die Gewölbdecke der Werkstätte, sämmtliche Hände feierten und aller Augen richteten sich nach dem Altgesellen, der zornfunkelnden Blickes nach den Lehrbuben starrte: diese mussten die Verbrecher sein.

Doch wer beschreibt das Erstaunen der Gesellen, als der Hecker langsam sein Eisen in das Leimleder warf, aus dem Schutzgestelle, in dem die Lederarbeiter stehen, heraustrat und laut rief: „Ich hab's gethan, Hohenstädter! Die Buben sind unschuldig!"

„Hecker — Du? — und aus welcher Ursache?"

„Ihr wisst, Kameraden!" sprach der Besagte hervortretend, „dass ich schon vor den Feiertagen die Arbeit verlassen wollte.

Der Meister und Ihr selbst wolltet es nicht haben — nun, es blieb mir kein anderes Mittel übrig, als mich in der Werkstatt unmöglich zu machen! Das hab' ich hiemit gethan: ich habe gestern den Wecker auf Ein Uhr gerichtet — ich hoffe, Ihr werdet nicht mehr arbeiten mit mir, nachdem ich Euch das geboten!"

Die Gesellen sahen einander eine gute Weile schweigend und fragend an, dann entschied der Gerichtshof einstimmig also: „Der Meister muss ihn geh'n lassen!"

Dieser Ausspruch bewegte und rührte Heckern aufs tiefste. Er kannte, wie einer, was in solchen Fällen überall für gerecht befunden worden und geschehen wäre und hatte sich auf einen stürmischen Auftritt gefasst gemacht; obwohl er wusste, dass ihm seine Nebengesellen gut waren.

Dass dies aber in einem hohen Grade der Fall wäre, dass sie diesen Frevel an der ‚Gesellschaft', der einen Schlag ins Gesicht an Kühnheit bei weitem überbot, also hinnahmen, das ergriff ihn so mächtig, ihn, der sonst derlei Kundgebungen als selbstverständlich und als einen ihm gebürenden Tribut hinnahm, dass er, die Hände aufs Herz gelegt, sich tief vor den Gesellen neigte und mit weichem Tone sprach: „Ich wusste mir nicht anders zu helfen, Brüder! und bitt' Euch, mir zu verzeihen. Ich verlasse heute noch das Haus!"

Die Gesellen sprachen nichts; sie blickten ihn traurig an und boten ihm die Hände.

Er gieng, sein Ränzel zu schnüren.

Die Gesellen saßen beim Frühstück. — Der Meister wusste bereits, was geschehen war, da that sich die Stubenthüre langsam auf und Hecker trat ein.

Er sah bleich aus und seine Stimme zitterte, als er den Spruch hersagte, mit dem der Geselle vom Meister Abschied nimmt.

Der Meister sah ihn nicht an und reichte ihm schweigend die Hand.

Der Alte, die Meisterin, und die Kinder waren nicht da. Hecker bat, sie alle von ihm herzlich zu grüßen, trat dann vor

die Gesellen und sprach in dem herkömmlichen halb singenden Tone: „Mit Gunst, Gesellen! sag' Euch geziemenden Dank für freundliche Aufnahm' und gute Kameradschaft und alles, was Ihr an mir gethan habt. Sollt' heut' oder morgen einer von Euch zu mir kommen, so will ich an ihm thun, wie Ihr an mir gethan."

„Spar' Deine Wort', Gesellschaft," gab der Altgesell im Namen der andern zur Antwort „und denk', 's ist gern gescheh'n" — — er sagte seinen Spruch nicht weiter her, aber indem er ihm die Hand reichte, sprach er: „B'hüt Gott, Hecker! 's ist alles gut zwischen uns, Du warst uns allen ein lieber Kamerad! Glück zu!" *)

Jetzt trat der Meister vor und rief: „Bleib, Hecker! Die Gesellen haben Dir Dein Stückl verzieh'n — musst Du denn geh'n?"

„Ich muss!" sagte Hecker bestimmt, rief allen noch ein herzliches ‚Glück zu' zu und verließ das Haus.

— „Ei, Gerber! nicht möglich! was ist denn da geschehen?" rief die Herbergsmutter verwundert, als er marschfertig als ‚fremd' bei ihr eintrat, um, bevor er den Seiler holte, das Ränzel abzulegen und eine kleine Stärkung einzunehmen.

„Was wird denn geschehen sein? fremd bin ich!"

„Ei Du Liebe Gottes! saß gestern noch ganz lustig und fidel unter den Burschen da!"

„Ja, Mutter! Das war gestern: gut Rath kommt über Nacht!"

„I Blitz! gut Rath? Dass nur der Hecker nicht einmal noch leidlich an die Unterberger-Werkstatt denkt! und was wird denn die Sibylla sagen?"

„Hm! Lebwohl wird sie sagen, wenn sie so gut erzogen ist, wie es scheint!"

„I verdunnerter Hecker!" rief die Wirtin kopfschüttelnd und gieng nach Weine.

„Merkwürdig! wenn das, was niemanden Recht ist, Unrecht

*) Mit ‚Glück zu' grüßen die Gerber, Kupferschmiede und Hutmacher.

ist, so hab' ich jedenfalls Unrecht, oder kein Recht, fortzugeh'n, wann ich will — das bitt' ich mir aus!" brummte der Gerber, warf seine Rolle auf eine Bank und gieng mit großen Schritten in der Stube auf und ab, um nachzudenken, wie allen Möglichkeiten, die sich etwa für das Hierbleiben des Seilers ergeben sollten, wirksam begegnet werden könne.

Er stürzte den Wein rasch hinunter und machte sich auf den Weg.

Die Witfrau empfieng den Freund ihres Ketzers kalt und zurückhaltend. „Der Gesell" — nicht einmal Fritz sagte sie mehr — „der Gesell hechelt nebenan!" sie wies auf die Kammerthüre.

Hecker schien dies gespreizte Benehmen ebensosehr nach seinem Geschmacke als nach seinem Wunsche zu finden, er lachte vergnüglich in sich hinein, als er in die Kammer trat, und rief dem Schwaben, der traurig an einem Hechelkamme lehnte, schon unter der Thüre zu: „Feierabend, Fritz! ich bin ‚fremd'."

Der Seiler ließ den Hanfschnalz, den er in der Hand hielt, fallen und band die Schürze los. „Komm!" sagte er dann und schritt dem verwundert schauenden Gerber voran in das Zimmer seiner Herrin, die nicht hätte vom ‚Handwerk' sein müssen, wenn sie nicht schon beim Eintreten des Gerbers gewusst hätte, was da kommen würde.

Sie nahm die Aufkündigung ihres Gesellen kalt und mit Würde entgegen und sprach die Hoffnung aus, dass er sie nicht ‚ausrichten' werde in der Fremde, was der Schwabe fast weinend gelobte. Endlich bat sie ihn, ehe er gienge, noch auf einen ‚Sprung' hereinzukommen.

Bisher hatte sich der Seiler ziemlich zur Zufriedenheit seines Kameraden aufgeführt; als sie aber in das kleine Gesellenstübchen kamen, in dem Fritz so süße, minnigliche Träume geträumt, da warf er sich laut schluchzend auf das Bett und sein tiefes, schweres Liebesleid that sich kund durch heißes, bitteres Weinen.

Der Gerber sah nachdenklich nach ihm hin; ihm fieng zu bangen an um seine Marschgesellschaft; der eigenthümliche,

höhnische Zug um seinen Mund erschien wieder und er sprach leise: „Wenn ich den anschaue, so weiß ich, dass ich wirklich niemanden liebe — nicht einmal mich! — Armer Teufel! wie er da weint? wenn er nun noch den ‚Sprung‘ zu der schönen Judith macht, allein, ohne meinen Beistand, so wird er ein Feueranbeter, wenn sie's verlangt!“

Uebrigens ließ er dem armen Schwaben genügend Zeit, sich auszuweinen, lehnte sich ins Fenster und sah aufmerksam nach dem Dachfirste hin, auf dem sich ein zwitscherndes Spatzenpaar, unbekümmert um die unter ihnen rumorende Welt und den über ihnen blinkenden hellen Mittaghimmel, mit den unanständigsten Späßen die Zeit vertrieb.

Endlich — der Seiler machte noch immer keine Miene, sich einer anderen nützlicheren Beschäftigung zuzuwenden, als bitterlichem, einförmigem Weinen — ward es ihm zu viel und er erklärte, dass er gewillt sei, wenn er schon warten müsse, dies an einem anderen, erquicklicheren Orte zu thun, als welchen er die Herberge an der Eisackbrücke angab. „Doch werde ich Dich recht sehr bitten,“ sagte er im Gehen, „es zu versuchen, ob sich Weinen und Bündelschnüren nicht vereinigen lassen — dann, wenn Du den Sprung zur Frau Judith machst, kurz und bündig zu sein — langes Adieu thut hundertfach weh — und kurz, mich nicht lange allein sitzen zu lassen. Bis Klausen dürfen wir heut' noch spielend kommen: wenn es geht, nehmen wir dort den Schneider mit, obwohl nicht viel an ihm ist, wie ich meine!“

Der Seiler nickte ihm zustimmend zu, und er gieng.

Der gute Bursche schritt nun auch wirklich zu der härtesten Arbeit seines Lebens — seine Rolle zu packen! es war ihm, als grabe er sein Grab!

Als er fertig war damit, und sie umhieng, wollte ihm das Herz brechen. „Der Hecker hat Recht: langes Ade thut hundertmal weh! — fort also, mit Gott!“ rief er wehmüthig, warf noch einen raschen Blick voll Liebe durch das Kämmerlein, das nun beziehbar wurde für einen andern, rechtgläubigen Seilergesellen und wankte über die Treppe hinab.

Jetzt kam der ‚Sprung‘.

Als er die Thüre leise aufklingte, sah er auf den ersten Blick, dass auch die Witwe sich indes die Zeit auf eine ähnliche Art vertrieben habe, wie er. Er fand sie, was man sagt, in Thränen gebadet oder schwimmend.

Als er eintrat, empfieng ihn der laute Jammerruf: „Ach, Fritz! wenn Du es nur gleich gesagt hättest!“

Konnte es ihm die ‚schlaue Witwe‘ deutlicher sagen, dass sie ihn noch immer und trotz allem liebe und dass die Herzenswunde, die ihr sein Ketzerthum geschlagen, eine unheilbare sei? durfte sie ihm um ein Jota mehr sagen, wenn sie nicht ihres Seelenheiles unwiderruflich verlustig gehen wollte?

Kein anderer als ein Schwabe hätte dies verkannt; und kein anderer hätte darauf geantwortet, was der unsere:

„Oh! Frau Meisterin!“

Das war alles, was er sagte, und als sie ihn darauf lang und innig anschaute mit ihren schönen dunklen, ach! jetzt so trüben verweinten Augen, senkte er seinen Blick scheu zur Erde, und als sie ihm die volle weiße Hand bot — wusste er denn ob zum Abschiede? — beugte er sich schluchzend darüber nieder und ließ eine heiße Thräne darauf fallen und dann — fand er sich plötzlich, ohne zu wissen wie, auf der Gasse, bereits weitab von dem Hause der Witfrau.

Der Hecker schlug einen Heidenrandal, als die trübselige Gestalt des Schwaben in der Herbergsthüre erschien.

„Nun? Der Sprung vorüber? glücklich abgelaufen?“ fragte er in offenbarer Weinlaune. „Nun, geh'n wir heut' noch weiter, Fritz?“

„Ich — ich möchte mich am liebsten schlafen legen!“ sagte der Seiler traurig und müde.

„Hoh — ich dachte gar sterben! na mein'thalben! schlafe Dich aus und morgen in frischer Früh brechen wir auf nach Bozen!“

„Nach Bozen? und von da?“

„Nu — weiter! nach Meran, ins Vintschgau, nach Baiern und so fort: 's führen ja alle Wege nach Rom! — nun lass

uns aber ein ehrliches Valet trinken, Bruderherz! auf das Andenken von Brixen!"

Diesmal stieß der Seiler herzhaft an, dass es weithin klang, erhob das Glas hoch und seine Lippen bebten, als flüsterten sie einen heimlichen Toast — dann trank er rasch aus.

Der Gerber lächelte über diesen Trauergottesdienst seines verliebten Freundes, doch sagte er nichts.

Er gieng bald darauf, wie er sagte, von Sibyllen Abschied zu nehmen.

Der Schwabe, den das laute, geräuschvolle Treiben der Schenke qualvoll anwiderte, ließ sich bald auf das Zimmer führen, das ihn und seinen Kameraden zum letztenmale beherbergen sollte in der Bischofsstadt, und that, als ob er schlafen wolle.

Der Gerber kam spät in der Nacht. Fritz war noch auf.

„Nun, wie hast Du Dich von der schönen Sibylle beurlaubt?"

„Hm, gut! — Ich sagte: leb' wohl, Kind, ich gehe! und sie sagte: ‚Wirklich?'"

„Wie? und sonst nichts?"

„Sonst nichts fragt der Narr! was denn noch sonst? — Hast Du schon Dein Lebtag einmal so ein ‚wirklich?' gehört? gewiss nicht, o, es liegt eine Welt von Gedanken in so einem ‚wirklich'!" Der Ton, mit dem er dies sprach, klang hohl, unheimlich und wild.

Der Seiler fragte nicht weiter, und bald darauf wurde es stille in dem Zimmer; beide schienen zu schlafen.

Mit dem Morgengrauen des andern Tages brachen sie auf.

Sie mussten an dem Hause Sibyllens vorüber.

Der Gerber hielt an daselbst und warf einen seltsamen, glühenden Blick nach den Fenstern empor, hinter denen sie schlief.

„Muss ihr doch ein kleines „Stammblatt" hinterlassen!" sagte er, an die weißangestrichene Schenkthüre tretend, zog

einen Bleistift hervor und schrieb auf den einen Flügel mit großen scharfen Zügen hin:

,— Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daſs ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben,
Von Einer aber thut mir's weh'!'

„So! schlaf wohl, Sibylle! — Auf! nach Bozen!" rief er, warf den Stift zu Boden, und zog den Seiler rasch mit sich fort. —

Neuntes Capitel.

And're Städtchen kommen freilich,
And're Mädchen zu Gesicht,
Ach, wohl sind es and're Mädchen,
Doch die Eine ist es nicht!
G. v. Schlippenbach.

Sie kamen nach Klausen.

Schweigsam und gedankenvoll waren sie diese zwei Stunden her nebeneinander hingeschritten; es war heller Tag geworden indes, ein schöner kalter Wintertag: auf dem Eisack zu ihrer Linken lagen zwar noch dichte, schwere Nebel, aber der ‚Kuntersweg' vor ihnen glitzerte und funkelte voll zerrinnender Reifthauperlen, und auf den Kuppen der Thalwände lag der wundervollste rosigste Morgensonnenschein.

„Kehren wir ein?" brach endlich der Seiler das bange Schweigen — sie standen auf dem Marktplatze zu Klausen.

„Warum nicht gar?" meinte Hecker, „ich hole mir mein Geschenk in aller Geschwindigkeit, mache einen Sprung zu dem Schneider und zeige ihm an, dass wir morgen in Bozen und übermorgen in Meran sind. Will er mit, ist's gut, aber aufhalten thun wir uns nicht. Geh' derweil langsam voraus! — vor Kollmann weiß ich eine Schenke, wie es weitum im Lande keine zweite gibt; dort rasten wir und halten Mittag; gefochten wird nicht, solange noch ein Sechser im Sacke klingt!"

Er verlor sich in ein Seitengässchen, um den Klausner Gerber um das Geschenk zu ‚strafen'.

Der Seiler gieng langsam voraus.

„Halloh!" rief es nach etwa einer halben Stunde hinter ihm. „Halt Deine Rösser an, Fritz! ich komme schon! — Uff! das heiß' ich gerannt! Na, was neues, Fritz: der Schneider hat eine Nase wie ein Trüffelhund — denk' Dir, er ist — doch

das muss ich Dir mit den Worten seines Meisters sagen: ‚hat sich das Beest! angeschlampt die Feiertäg' in Wein und Bratl, und gestern lauft er davon wie ein Dieb bei g'schlag'ner Nacht, pfui!' Wörtlich so klagte mir der Klausner Schneider sein Leid. Da holen wir den lieben Stephan Fasching, der auf einen Schneider verdammt wenig Sitzfleisch zu haben scheint, in Bozen oder jedenfalls in Meran ein. — Wir nehmen natürlich in Bozen keine Arbeit, wenn sich's träfe?"

„Nein, so nahe nicht! ich wenigstens nicht!"

„Ei, ich auch nicht!"

Damit hatten sie wieder auf eine gute Weile ausgesprochen, wie das schon zu gehen pflegt, wenn man einen Ort verlässt, in dem man sich ein wenig warmgesessen:

‚— — so traurig ist kein Nest,
Wo man eine Woch' verweilet,
Dass es einem nicht das Herz abpresst,
Wann man von dannen eilet.'

sagt das Lied; wenn es nun vollends ein Ort gewesen, an dem man das Herz zurückgelassen!

Sie kamen nach Bozen.

Auf der Herberge erfuhren beide, dass sie Arbeit fänden, sie sprachen daher lieber bei keinem Meister zu und marschierten des andern Tages früh nach Meran weiter.

Von dem Schneider hatten sie nichts gehört.

Es war am Donnerstag abends, als sie in der Meraner Herberge, unstreitig der nobelsten der Welt: zum Erzherzog Johann geheißen, einwanderten.

Jede Herberge, selbst die unflätigste, pflegt der Zusammenkunftsort sämmtlicher Lungerer und Fechter eines Bezirkes zu sein; dass die Meraner Herberge also voll und überfüllt von solchem Straßenungeziefer lag, war nicht verwunderlich: aber dies Stoßen und Drängen, diese Musterkarte von Strolchen aller Sorten und aller Länder, wie die Herberge an diesem Tage aufwies, war so ungewöhnlich und absonderlich, dass selbst der Hecker, der sich doch für vollkommen ‚abgeschossen' hielt, sich nicht erwehren konnte, erstaunt und verblüfft d'reinzuschauen.

„Das sind doch unmöglich lauter Handwerksburschen?“ fragte er sich nach dem ersten Blicke über die vollgedrängte, lange Schenkstube.

Waren’s! mit geringen Ausnahmen waren es alle noch gewesen vor ganz kurzer Zeit, ehe sie Bündel und Wanderstab von sich warfen, verblendet durch das klingende funkelnde Gold des Werbtisches, der droben, Bludenz gegenüber, auf der Schweizerseite des Inn aufgerichtet stand zum Fange lockerer Vögel, die es vorzogen, statt dem harten aber freien Brode der Arbeit und Entbehrung auf heimatlicher Erde das entehrende des Söldners zu essen im fremden undeutschen Lande, dafür aber auch des Soldgebers Lied zu singen.

Schweizer waren es zumeist, die hier Rast hielten auf dem Marsche über Livorno nach Neapel, wohin sie als ‚Futter für Pulver‘ befördert wurden; Schweizer, welche die Freiheit, errungen mit dem Herzblute ihrer Väter, schmählich verkauft um eine Handvoll blinkender Frankenstücke und die jetzt hinabzogen nach dem Süden, der Knechtschaft, dem Heimweh — dem Tode zu.

Eine eigenthümliche Aufregung machte sich in dem Wesen des Gerbers bemerkbar, als er erfuhr, was es hier absetze, und sein Gesicht glühte, sein Auge flammte, als er sich durch die lärmenden, tollenden Haufen nach dem Hintergrunde der Stube drängte, wo an einem gedeckten, wohlbesetzten Tische die Führer des Rekrutentransportes, ein neapolitanischer Capitano in langem blauen, bordierten Überrocke und ein Ufficiale in halb bürgerlicher Kleidung tafelten.

Der Seiler, der sich vor Lärm nicht verwusste, drängte sich ihm traurig nach und setzte sich an seine Seite, als dieser endlich zwei schmale Plätzchen in einer Ecke erobert hatte.

Sie waren kaum warmgeworden auf ihrem Sitze, als sich auch schon ein verschmitzt aussehender ziemlich alter Kerl in blauer Wollbluse zu ihnen gesellte.

Der Seiler schien ihn vorerst zu interessieren; sein Kennerauge musterte dessen kräftige, gedrungene Gestalt und sein lauernder Blick haftete lang an dem traurigen leidvollen Ge-

sichte des Schwaben, ehe er ihn ansprach: „Cosi in lutto, fratello! haben kein Geld? ah, sein nicht traurig, Freund Amadeo bringt vino, birra, l'arrosto — tutto quello, che vuole!“ und er setzte während dem Reden ins Werk, was er versprach, langte behende und auffallend frei von dem Tische der neapolitanischen Herren zwei volle Weinflaschen und einen gehäuften Teller mit Braten herüber, pflanzte selbe vor den erstaunten Burschen auf und forderte sie mit der gewinnendsten Artigkeit auf, ihm den Gefallen zu thun und zuzulangen.

Der Seiler theilte dem Italiener verlegen und stammelnd mit, dass er gar nicht wisse, wie er zu der Ehr' komme, der Hecker aber warf einen scharfen, durchdringenden Blick nach dem Spitzbubengesicht des neapolitanischen „Zubringers', wofür er ihn sogleich erkannte, stand rasch auf, winkte ihm, nachzukommen und drängte sich abermals durch die Stube bis auf den Flurgang hinaus.

„Ho, Gerber!“ rief es in diesem Augenblicke von der Treppe hinauf — der Schneider stand unten, das Felleisen auf dem Rücken, eben angekommen.

Bei diesem Anblicke leuchtete das glühende Gesicht Hecker's noch höher auf, ein leiser Ton, der wie ein wildes Jauchzen klang, entschlüpfte seinen Lippen; er streckte dem Ankommenden die Hand entgegen und rief: „Schön Willkommen, Stephan! hör' mal, ich lass mich anwerben bei den Neapolitanern, so was hab' ich noch nicht versucht! hast Du nicht auch Lust dazu? ist nicht alle Tage Gelegenheit dazu!“

„Warum denn nicht? meinst, ich hätt' keine Courage? — lass mich das Ding näher anschau'n — mein Häusel im Mühlviertel läuft mir nicht davon!“ sagte der Schneider im Heraufkommen lachend.

„Eccomi, mio caro amico!“ klang es hinter dem Rücken Hecker's. Der „Zubringer' war da.

„Geh' nur hinein, Stephan! hint' in der Stube sitzt der Seiler trübselig und allein — ich komme gleich!“ sagte der Gerber hastig und wandte sich, als der Schneider in die Thüre

trat, zu dem Italiener mit der kurzen Frage: „Wie lange muss man dienen?“

„Oh! nur ein' Spann' Zeit! vier kurzer Jahr'!“

„Handgeld?“

„Achsig Franc! halb hier, halb in Livorno auf königliche Schiff!“

„Werbet Ihr hier?“

„Si — perogni dove! nur kein Austriaco!“

Der Gerber lächelte: „Wenn man Euch das nicht sagt, wisst Ihr's ja nicht!“

„A maraviglia!“ rief der Italiener, entzückt über diese feine, pfiffige Rede.

„Gut also! bis Abend mehr!“ Hiemit verabschiedete sich der Bursche und gieng, gefolgt von dem zufrieden lächelnden ‚Zubringer‘, wieder in die Schenkstube. Der Schwabe kannte bereits seinen Kameraden zur Genüge, um zu wissen, dass er vor nichts zurückschrecke, was für ihn den Reiz der Neuheit und Abenteuerlichkeit habe: er ahnte sogleich, wo das hinauswolle, als er ihn mit dem Menschenmäkler verkehren sah, und fühlte sein Herz von unnennbarer Angst und Bekümmernis erfüllt; nicht dass er für den Hecker gefürchtet hätte, in dem hatte er längst einen jener Menschen erkannt, die ‚nirgends verloren geh'n‘ wie man sagt — für sich fürchtete er, und ohne sich über den Grund seiner bangen Ahnung irgendwie Rechenschaft geben zu können, zog er sich scheu vor dem lachend Zurückkehrenden zurück und beschloss, Herz und Augen offen und wach zu halten vor etwaiger Versuchung.

Der Schneider hatte ihn ausgelacht, als er ihm seinen Verdacht mittheilte: „Der wird sich hüten, sich oder andern zu rathen, dem Kalbfell nachzuzappeln;“ meinte er, „er hat's ja selber schon versucht! wär' wohl dabei geblieben, wenn da was zu fangen gewesen wäre! das ist nur sein Spass, glaub' mir!“

„Du kennst ihn nicht! der ist alles imstand' — — sieh'! wie er vergnüglich lacht!“

„Vielleicht hat er den Seelenverkäufer angesetzt!“ flüsterte Stephan leise, denn der Beredete stand bereits an dem Tische bei ihnen.

„Hoh! was soll denn das!“ rief er, „Du hast ja nicht einen Bissen angerührt, und die Flaschen auch noch voll! Das wäre mir das wahre! Trinkt, esst, langt ohneweiters zu, ich lasse mir die Zeche abrechnen von meinem Handgelde!“

Er sprach dies ernst und langsam, wie die volle Wahrheit, und zerlegte dabei den Braten und füllte die Gläser: „Nie ohne Toast! Ihr wisst schon, dass ich's so halte; stoßt also an mit mir: auf gute Fahrt übers Meer und viel Glück in Neapel! — Ich gehe wirklich mit den Strolchen da hinunter in die Heimat der Lazzaroni. Vielleicht kuriert dieser Marsch meine Wanderlust, ein italienisches Sprichwort wenigstens sagt, wer Neapel gesehen hat, könne ohneweiteres sterben!“

„Du wolltest wirklich“ — — „Pah, Hecker! Du spassest!“ riefen die beiden Burschen.

„Ich spasse? ja die Geschichte selbst ist mir ein wahrer Spass, obwohl sie mein voller Ernst ist. Warum sollte ich's nicht versuchen? mich hält nichts, mich bindet nichts, ich habe nichts zu verlieren. Was sind denn vier Jahre! ein Pappenstiel! ich hab's bereits sieben Jahre versucht einmal und bin nur davongegangen, weil mir's zu langweilig wurde! aber heut' ist eine andere Zeit! Krieg überall! Da wird einem die Zeit nicht lang und wenn, so hat man alle Tage die schönste Gelegenheit sich todtschießen zu lassen. — Nun, wollt Ihr's nicht auch versuchen? Du, Stephan, aus Jux und um der Welt zu zeigen, dass auch im Mühlviertel kecke Burschen wachsen, Du, Seiler, aus Liebesgram oder dergleichen. Sucht Euch eine Ursache, wenn Ihr's nicht wie ich aus reiner Passion thun könnt!“

Der Schwabe sah den Schneider ernst an: „Sagt' ich's nicht?“

„Oh! fürcht' Dich nicht, Schwabenherz! ich zwing Dich nicht!“ rief der Hecker mit scharfem Tone; er hatte den Blick des Seilers aufgefangen und verstanden. „Ich treff' den Weg schon allein; lasst nur den Trubel hier ein Bisschen verlaufen,

dann sollt Ihr seh'n, wie kurz ich's mache. Doch genug derweil davon! — Wie kommt's denn, Stephan, dass wir Dich überholten, Du bist doch schon Dienstag aus Klausen fort?"

Der Schneider lächelte, wie von einer angenehmen Erinnerung berührt: „Ja, es wäre nicht geschehen und ich schon gestern hergekommen, aber vor Bozen in Rentsch traf ich einen Landsmann von mir, einen Linzer, den ich eben von dort her kannte, der hielt mich auf und traktierte mich wie ein Graf; er war in Bozen in Arbeit gestanden und nach Brixen verschrieben mit fünf Gulden Reisegeld, die haben wir auch redlich verputzt beim Rentscher Wirt!"

„Nach Brixen? ein Schneider?" fragte Hecker erstaunt.

„O nein! bei uns setzt's kein Reisegeld — 's war ein Seiler und es — Blitz!" unterbrach sich Stephan plötzlich auffahrend und zu dem Schwaben gewendet, „Blitz! der ist sicher an Deine Stell' verschrieben! Heißt die Witfrau nicht Frau Riedeggerin?"

„Judith Riedegger!" stammelte der Schwabe mit bleichen Lippen.

„Richtig! sie ist's! ich habe den Namen auf dem Verschreibzettel gelesen!"

Der Gerber that einen leisen Pfiff und streifte den Schwaben mit einem sonderbaren Blicke: „Was ist's denn für einer, der Linzer?" fragte er den Schneider.

„Ah! ein netter junger Bursch', voll lustiger Schnacken, und singt wie eine Nachtigall!"

„Du — die will nicht lang feiern, Deine Judith!" flüsterte der Gerber mit schadenfroher Miene dem Seiler zu; doch der schien nichts zu hören: er saß mit geschlossenen Augen da und war bleich wie der Tod.

Die beiden Burschen sahen ihn erschrocken an; er seufzte schwer auf und legte den Kopf auf den Tisch.

Stephan sah fragend von dem Seiler zu Heckern auf; dieser verständigte ihn mittelst eines vielsagenden Blickes von dem Herzenszustande des Schwaben und versenkte sich dann in den Wein und in seine Gedanken.

Er bemitleidete den armen Fritz — gewiss, trotz allem; aber er beneidete ihn zugleich — darum, dass er so innig und heiß lieben konnte, dass sein Herz mit solcher Kraft an dem Gegenstande seiner Wahl hieng, dass es von demselben so ganz erfüllt und ausgefüllt war, während das seine sich verzehrte in der fruchtlosen Jagd nach einem wesenlosen, nebelhaften Traumbild! Dieses neidische Gefühl war es, was den Vagabunden drängte, seinen nächt'gen Schatten auf den Weg des harmlosen Burschen zu werfen, was ihn aufstachelte, ihn mit sich zu ziehen, fort und hinaus, wo immer hin: er wusste, dass es der Weg zum Glücke nicht war, den er gieng.

Als der Seiler den Kopf erhob, wies er ein wildes, grauenvoll verzerrtes Gesicht wie einer, der ‚inwendig geweint' hat, wie man sagt, und griff, wie alle schwachen, verlassenen Menschen, nach dem Troste des Weines.

Der Gerber warf dem „Zubringer", der die drei Burschen nicht aus den Augen gelassen hatte, einen Blick des Einverständnisses zu und — schenkte fleißig ein.

Auch der Schneider trank. Flasche um Flasche wurde gebracht und geleert ‚auf Abschlag des Handgeldes', wie der Gerber sagte.

Es gieng auf den Abend, die vollgezechten Rekruten suchten einer nach dem andern ihr Nachtlager auf, und es wurde Raum in der Stube.

Die drei Burschen tranken immer noch; der Seiler zumeist. Er sprach nicht, aber sein stieres, trübes Auge erzählte von seinem bittern, tiefen Herzweh.

Plötzlich unterbrach er den Gerber, der, sichtbar benebelt, dem Schneider haarsträubende Geschichten aus seinem Soldatenleben vorlog, indem er die Hand auf dessen Arm legte und mit kaltem, festem Tone sagte: „Ich geh' mit Dir, Hecker! es ist beschlossen, ich werde auch Soldat!"

„Du, verflucht!" schrie der Schneider verwundert auf; der Gerber sagte nichts, aber aus seinem Auge sprühte ein Blitz wilder Freude.

„Ich hab' mir's überlegt," sprach Fritz weiter; „'s wird so am besten sein, 's mag ausfallen wie's will. So oder so — entweder trifft mich eine barmherzige Kugel, oder in vier Jahren — in vier Jahren kann man viel vergessen!"

„Perle von einem Schwaben!" rief der Gerber aufspringend, „so lass ich mir's gefallen, so spricht und thut der Mann. Aber jetzt — nie ohne Toast! — jetzt lasst uns anstoßen!"

Der Seiler stand wankend auf und hob sein Glas.

Und der Schneider, nicht faul, sprang ebenfalls auf, schenkte sich ein, ergriff das Glas und rief: „Und ich thu' auch mit nach Neapel! hol's der Teufel!"

Hecker schlug ein johlendes Freudengelächter auf — da legte sich eine leichte Hand auf seine Schulter und eine tiefe Stimme flüsterte ihm leise, aber drängend ins Ohr: „Auf ein Wort, Landsmann! um Gotteswillen auf ein Wort!"

Der Gerber sah sich erstaunt und von dem seltsam dringenden Tone fast bestürzt um: vor ihm stand einer der schweizer Rekruten, ein Mann in seinem Alter, von starkem, sehnigtem Baue, aber bleichem, kummervollem Aussehen.

Hecker wollte fragen, was es gebe, aber der Mann ließ ihn nicht dazu kommen; er fasste ihn bei den Rocklappen und flüsterte ihm abermals flehentlich zu: „Nur, eine Minute, Freund! — dann könnt Ihr thun, was Ihr wollt!" und er zog ihn halb mit sich hinaus auf den Flurgang.

„Nun, was soll's? was habt Ihr mir zu sagen?" fragte der Gerber unfreundlich.

Der Mann sah ihm einen Augenblick scharf in das Gesicht, in das unwillkürlich und ahnungsvoll eine leise Röthe stieg, dann sprach er ernst und feierlich: „Weißt Du, was Du thust, Unglückseliger! weißt Du, was Du auf Dein Gewissen nimmst? Mensch! hast Du ein Recht, diese armen Jungen zu verderben?"

Der Gerber trat einen Schritt zurück und erbleichte.

„Sage mir nichts, ich weiß alles!" fuhr der Schweizer hastig fort; ich saß neben Euch, ich hörte jedes Wort Eures Gespräches, und was ich nicht hörte, das las ich in dem trau-

rigen Gesichte des schwäbischen Burschen und in dem Deinen — es ist ein gefährliches Gesicht! — ich kann und darf Dich nicht hindern, zu thun, wie Du willst, aber ich muss es versuchen Dich abzuhalten davon — es ist eine heilige Pflicht, die mich dazu verbindet. Höre mich an — doch wisse vorerst, dass ich nicht Dich abhalten will, der Wälschen Handgeld zu nehmen, nein — ich weiß, dass Du aus einem andern Holze bist, als die Burschen d'rin, aus dem zähen, harten Holze, das nur bricht und nie in Splitter geht, Du magst's versuchen, aber allein! Höre mich, meine kurze, traurige Geschichte, dann thue, was Dir beliebt!"

„Sprich!" sagte der Gerber dumpf.

Der Schweizer trat mit ihm in eine Fenstervertiefung und erzählte: „Ich bin ein Bündner und in Klosters im Prettigathal daheim. Ich hatte früh, als Bub schon, Vater und Mutter verloren und wuchs auf hoch und gerade wie die Bäume unserer Forste, aber auch wild wie sie. Ein Handwerk lernt' ich nie; ich lungerte herum im Nichtsthun, nur wenn die Noth mich drückte, stand ich in einem Hofe zu kurzer Arbeit ein. Da einmal — es sind jetzt fünf Jahre — hört' ich, dass sie in Mayendorf oben werben für die Regimenter in Italien. Das Ding gieng mir zu Kopfe und ich beschloss, es zu versuchen. Aber allein wollt' ich nicht gehen. Da hatt' ich einen Kameraden im Orte, einen bildsaubern Burschen, den fasst' ich aufs Korn und redet' so lange in ihn hinein, bis ich ihn mit auf dem Wege nach Mayendorf hatte. Wir nahmen richtig beide Handgeld und dachten keiner mit keinem Gedanken der lieben Schweiz — solange die Silberstücke aushielten. Dann wurde es freilich anders, aber da half's nichts mehr. — Mein Kamerad aber stand nicht allein in der Welt wie ich; er hatte ein altes Mütterchen daheim in Klosters und einen Bruder, der war halb blödsinnig. Nun, wir hatten beide das letzte Jahr schier abgedient — voriges Jahr um diese Zeit herum — da holten sie meinen Kameraden auf einmal ab bei der Nacht und führten ihn auf das Fort. Es hieß, er habe es mit den Rebellischen gehalten, die den König stürzen wollten. Es war auch richtig



so; er erzählte mir's selber im Gefängnisse, er sagte, die Weiber hätten ihn dazu verführt.

„Mein Gott! da hat's wohl nicht viel gebraucht! Bei uns daheim lernen ja die Kinder in der Schule mit dem Katechismus ganz frei dasselbige, weshalb sie drunt die Leute aufs Schaffot und auf die Galeere schicken. — Er kam aufs Schaffot, der arme Junge! — Damals war ich nicht mehr in Neapel, hatte schon meinen Abschied und war wieder in Klosters daheim. Eines Tages schickte seine alte Mutter nach mir — sie hatte seinen Todtenschein vom Regimente bekommen. — Ich weiß, sie hätt' es ruhig hingenommen, wenn er wie andere Leute auf den Schragen gekommen wäre, aber dass er auf den Schindanger kam, das konnte die alte Frau nicht verwinden, sie starb. Es war kein Segenswunsch, den sie mit erstarrenden Lippen rief über mich, der ihr Kind verführt. — — Nun! es war freilich das Häusel da nach ihrem Tode als Heimat für den armen Trottel, der ja betteln gehen konnte; aber es waren auch einige Lasten da und es sollte versteigert werden, wenn die nicht gelöscht wurden. Das hörte ich, und da ich so nicht mehr taugte unter die einfachen Leute bei uns, das Arbeiten hatt' ich vollends verlernt, so dacht' ich mir: Du gehst hin und nimmst noch einmal Handgeld; damit wird das Häusel schuldenfrei und dem Trottel ist geholfen. Und ich that's. — Ich bin fertig; jetzt geh' und thue, was Du willst!"

Also schloss der Schweizer seine schlichte Erzählung.

Der Gerber hatte ihn schweigend mit tiefgesenktem Haupte und laut klopfendem Herzen angehört; jetzt erhob er den Kopf, schaute den Schweizer mit einem innigen, dankbaren Blicke an und drückte ihm stumm die Hand.

„Gottlob!" rief der Schweizer und trat aus der Fensternische hervor.

Da schlug von der Schenkstube her wildes Gläserklingen und lautes, gellendes Evviva-Geschrei an ihr Ohr.

Des Gerbers bemächtigte sich eine furchtbare Angst: „zu spät!" stöhnte er und sein geistiges Auge sah die Unglückssaat, die er gesäet, aufgegangen zu giftiger Frucht.

Mit einem dumpfen Wuthschrei sprang er gegen die Thür
d riss sie auf — — „zu spät!“ ertönte es traurig klagend
ter ihm: in der Mitte der Stube standen, Gläser in den
nden, blaue, gelbberandete Mützen auf den Köpfen, die beiden
rschen, umtanzt von trunkenen, singenden Gestalten, aus dem
zricht aller Nationen zusammengelesen.

„Halt!“ schrie plötzlich eine mächtig dröhnende Stimme
der Thüre her, und mit kräftigen Fäusten rechts und links
derstoßend, was ihm den Pass verrannte, brach der Gerber
seinen Kameraden durch. „Halt!“ rief er, sie an sich ziehend
schlug ihnen mit einem flinken Schlage die Mützen von den
pfen. „Diesmal werdet Ihr Euch die Lust vergehen lassen
ssen, Herr Ufficiale! Die Burschen sind Österreicher!“

„Diavolo!“ knirschte der Zubringer. Der Capitano
ihn fragend an: der zuckte die Achseln und flüsterte: „Credo
si!“

Der Capitän biss sich in die Lippen und trat zurück: der
irt und mehrere Gäste waren hinzugetreten — an Gewalt
ar nicht zu denken, hier gieng sie auch nicht vor Recht.

Aber die beiden Burschen schienen nicht willens, den
ienst Neapels so schnell zu verlassen: „Ich bin ein Österreicher,
n Mühlviertler, aber ich will Soldat werden!“ schrie der
chneider.

„Ich bin ein Schwab'! ich kann's beweisen, dass ich kein
Österreicher bin!“ rief der Seiler wild und suchte sich dem
Gerber zu entringen. Aber der hielt ihn fest; den Schneider
ieß er los, legte die so freigewordene Hand rasch auf den
reischenden Mund des Schwaben, hob ihn auf wie ein Kind
nd trug ihn im Fluge aus der Stube.

Der Schneider war aus der Hand des Gerbers in die
es Wirtes gefallen, der ihn auf die Seite zog und ihm mit
indringlichen Worten zu Gemüthe führte, dass sein Monarch
enn doch nähere Ansprüche auf seine heldenmüthigen Dienste
abe, als der stockfremde König beider Sicilien, was der gute
Mühlviertler endlich zugab, sowie auch, dass man ihn nach
iner Schlafstelle führe.

Der Gerber aber hatte noch arge Noth mit dem Schwaben, als der Wirt mit dem Schneider in den Schlafsaal kam; Fritz tobte wie ein Toller, schlug und stampfte nach dem Gerber und dem Wirte, bis ihn endlich der Rausch und die wilde Aufregung zu Boden warfen. Jetzt erst gelang es den vereinten Bemühungen der beiden Männer, ihn, angezogen wie er war, zu Bette zu bringen.

„Herr Vater!“ wandte sich dann der Gerber zu dem Wirt der Herberge, „die Zeche, ich meine den Wein, den uns der Italiener bestellt, bezahle ich!“

„Da wärst Du ein Narr, Gerber!“ lachte der Wirt, „werd' ihn den Seelenverkäufern schon anrechnen. Gut' Nacht!“

Der Gerber stand lange sinnend da, dann trat er mit gesenktem Haupte, das Herz voll tiefer, reuiger Trauer an die Lager der Schlafenden und lauschte ihren schweren, unruhigen Athemzügen.

„Vergelt's Gott, Du braver Schweizer! — jetzt will ich schlafen!“ rief er endlich mit einem dankbaren Blicke zum Himmel, blies das Licht aus und warf sich angekleidet auf sein Lager.

Zehntes Capitel.

> Nimm fort in Deine graue Nacht
> Die Erde weit und breit!
> Nimm fort, was mich so traurig macht,
> Auch die Vergangenheit!
>
> N. Lenau.

Er wachte auf — der Wächter blies vier Uhr.

Doch nicht der dumpfe Hornton hatte ihn erweckt, sondern die Stimme des Schneiders, der leise den Namen des Schwaben rief.

Endlich schien diesen der Ton der rufenden Stimme getroffen und erweckt zu haben; er richtete sich rasch im Bette auf und fragte: „Was ist's? wer ruft?"

Der Mond war bereits untergegangen, aber das Zwielicht des anbrechenden Morgen erleuchtete den Schlafsaal sattsam genug, dass der Gerber sowohl die Gestalt des Schneiders erkennen, als auch dessen Beginnen verfolgen konnte.

Der Mühlviertler tappte dem Schalle der Stimme des Seilers nach und schlich an dessen Bett. „Hast Du ausgeschlafen, Fritz?"

„Ich — ich weiß es wirklich nicht; mir ist entsetzlich heiß und übel! — was willst Du denn?"

„Was ich will? — fortgeh'n will ich!"

„Jetzt? es ist ja noch stockfinster!"

„Besser im Stockfinstern allein, als mit dem Gerber, dem schlechten Kerl, bei helllichtem Tag!" sagte der Schneider mit einer Stimme, aus der bitterer Groll und wilder Hass klangen.

Der Seiler gab keine Antwort auf diese Rede.

„Wollt' er uns nicht verschachern, der Judas?" fuhr der Schneider fort, „erst hat er uns betrunken gemacht, dann kam er mit seinen glatten, feinen Reden, denen man, ob man will oder nicht, glauben muss, und so kamen wir in die Schmiere!"



Der Seiler sagte noch immer nichts; er schien nachzudenken, denn schlafen konnte er nicht, der Schneider hockte auf der Kante seines Bettes.

„Mach', was Du willst, Fritz! ich geh' keinen Schritt mehr mit ihm — er kommt mir wie der Teufel vor mit seinen vornehmen, spöttischen Mienen: Ich hab' Dich gewarnt!"

Jetzt erhob sich der Seiler halb im Bette: „Red' nicht so, Stephan! Du weißt nicht, was ich weiß. Der Hecker ist nicht so schlecht, wie Du meinst, und es ist gewiss sein Ernst gewesen, mit den Wälschen zu geh'n — zugeredt hat er uns ja nicht!"

„Ei nicht? was denn nachher?" rief der Schneider spitz.

„Ei, Du weißt ja nicht, was uns beide, ihn wie mich aus Brixen vertrieben hat, 'ne unglückliche Lieb'."

„Dich — ja! aber den — eine unglückliche Lieb'? ha ha!"

„Wahrhaftig, Stephan! ich weiß es ja, und d'rum wollten wir ja beide unter die Soldaten geh'n! er geht vielleicht doch!"

Der Schneider lachte mitleidig: „Na, segn' Gott Dein' Verstand, Schwab'! da ist nichts zu reden, aber soviel sag' ich Dir, Du magst mir's glauben oder nicht: der Gerber ist ein falscher Mensch, dem an nichts was liegt, nicht einmal an seinem Leben, an Dir aber schon gar nichts; denk' an die Wort', wenn er Dich einmal in ein recht's Kreuz bracht haben wird. B'hüt Gott, ich geh' nach Sterzing!" und er gieng sachte hinaus.

Fritz blieb eine lange Zeit unbeweglich in seiner zusammengekauerten Stellung und dachte nach: er ließ die ganze Zeit, die er mit dem Gerber verlebt, von dem ersten Zusammentreffen an an seinem geistigen Auge vorüberzieh'n und kam zu dem Schlusse, dass die Freundschaft desselben ein sonderbares, gefährliches Ding sei und nicht zu begehren — folglich zu fliehen.

„Ja! ich geh' auch! Der Schneider hat Recht!" flüsterte er leise vor sich hin und stand rasch auf.

Angezogen war er, er hatte nur Rolle, Hut und Stock zu nehmen, die lagen bei dem Bette Hecker's.

Er schlich langsam hin — der Gerber schien zu schlafen.

Im Nu war er gerüstet, aber ohne Abschied zu gehen, brachte er doch nicht übers Herz, der ehrliche Schwabe. Er legte die Hand leise auf das Haupt des Schläfers und sagte wehmüthig: „Leb' wohl, Hecker, ich geh'!"

Der Gerber richtete sich rasch auf und sprach: „Ich weiß es; ich werde Dich ein Stück begleiten!"

Fritz schaute ihn verwundert an.

„Ich habe alles gehört! komm!" sagte Hecker kurz, nahm seinen Hut und schritt der Thüre zu.

Es war ein kalter, trüber Morgen und auf der Gasse alles öde, stille und dunkel.

„Wohin willst Du geh'n?" fragte Hecker, als sie auf der Kreuzstraße vor der Herberge standen.

„Ich weiß nicht — mir ist's gleichviel wohin!"

Hecker bedachte sich eine Weile, dann fragte er scheu: „Ob Du mir wohl noch einmal folgen würdest, wenn ich Dir einen Rath gäbe?"

„Was meinst Du, Hecker? sprich!"

„Dich zieht's nach Brixen zurück, gelt?" fragte jener wieder.

Fritz antwortete nicht, das hieß soviel als ja. So nahm es wenigstens Hecker. Er schlug sofort wieder den Weg ein, den sie hergekommen waren und sprach: „Diesmal — es ist das letztemal, darfst Du meinem Rath getrost folgen, lieber Fritz! Zuerst aber muss ich Dir sagen, dass auch ich, und früher als Du, es beschlossen hatte, meinen Weg fortan allein zu geh'n. Der Schneider hatte Recht: ich bin ein schlechter Mensch und — doch lieber zu Dir! — Ich fragte Dich, ob Dich's nach Brixen zieht? Du kannst nirgendanders hin, Du liebst die Judith zu sehr!"

„Ja, wenn ich nur nicht —"

„Höre!" sagte Hecker, den Seiler an der Hand ergreifend. „Du liebst die Judith und sie Dich. Was zwischen Euch steht, ist Menschensatzung, und die soll nicht trennen, was Gott zusammengefügt. — Geh' hin zu ihr, und sag' ihr, dass Du bereit bist, zu thun, was ihres Landes Gesetze fordern. Du

kannst es zufrieden sein, dass Dich die Liebe katholisch macht — es gibt Leute, bei denen bittereres dabei im Spiele war!"

„Du meinst, Hecker? soll ich" — —

„Unverzagt! — Folge mir, Fritz, dafür entlasse ich Dich hiemit Deines Verbandes mit mir und löse Deinen Bann! lebe wohl!" Er reichte ihm die Hand und sprach nichts mehr.

Der Seiler schritt schluchzend in den Nebel hinein — bald waren seine Tritte verhallt, und Hecker stand weitum allein im Thale.

„Da geht er hin der Glückliche!" seufzte er ihm nachschauend, „in einem Augenblicke wird ihn das Nebelmeer verschlungen haben! — Wie viele liebe Gestalten sind mir schon also verschwunden und dennoch, wie viele, viel zu viele gibt es noch, deren Augen zu Zeiten durch die lichten Nebelrisse traurig und flehend nach mir blicken? o nimm sie fort, alle — verhülle sie, Du nächt'ger Schleier! sie beirren meinen Weg!"

Er fieng zu laufen an, als wolle er sich selber entrinnen; da rauschte und brauste es dumpf und hohl dicht vor ihm — er stand an der Etsch.

Der Fluss gieng hoch und führte graue, trägschwimmende Schneegeschiebe mit, die ihm die Waldbäche und Bergwasser zugeführt. Leise schlugen die Wellen ihren Schaum an die Ufer und der Schnee schob sich zischend an den Felsplatten hinan, auf denen der Gerber stand.

Vernahm, verstand er das Geflüster der Wogen? Sah er, wie leicht sie sich theilten und wieder zusammenschlugen? — — er stand bleichen Angesichts und trotzigen, finsteren Blickes am Uferrande — „Nein! noch nicht!" rief er plötzlich aus und erhob den Blick zu den Kronen der Berge, hinter denen springende Blitze das Nahen des leuchtenden Tagesgestirnes verkündeten. „Auf — und weiter!" — — Der Morgen sah ihn rüstig durchs Passeierthal schreiten, und als die Sonne auf dem Mittage stand, hielt er an dem alten Zollhause im ‚Sand', der Heimat des besten Tirolers, der seine Treue und Vaterlandsliebe mit dem Tode büßte

„Zu Mantua in Banden" —

„Halloh, Gesell! Du wirst doch nicht heut' noch über'n Jaufen wollen?" rief ihm ein silberhaariger Alter zu, der eben über den Steig gieng, der zu dem steilen Berge hinanführt.

„Und warum nicht, Alter?"

„He! Du fragst? meinst wohl, das ist ein Kinderspiel? ich kenn' den Jaufen von Kind auf und weiß, was der verlangt im Januar!"

„Nun, und was wäre das?"

„Eiserne Füß' und Haar auf den Zähnen! ja, ja, mein lieber Bub!"

Der Gerber lächelte geringschätzig und maß den Berg mit zwinkernden Augen.

„Ja, lach' nur und schau' Dir ihn an!" sagte der Alte ernst, „meinst wohl, das droben ist die Spitz? — ohe, der Kogel ist dreimal so hoch!"

Der Gerber machte ein ungläubiges Gesicht.

„Ja, ja! Du kannst's glauben! Weiß Gott! wie die Leut' jetzt sind allzusamm'; zu meiner Zeit, als noch der alte Zollbaum dastand, da ließen die Überreiter kein' hinauf allein bei solch' unstetigem Wetter wie heut', da mussten 's immer gut an acht bis zehn Stück sein und 'n tüchtiger Führer mit; da hörte man auch wunderselten was von ein' Unglücks- oder Todesfall — aber heut'? Du mein Gott! in der Fruh sah ich 'n nett's Bürschel mutterseelenallein hinaufkraxeln — Du bist der zweite!"

„Na, so gar gefährlich wird's doch nicht sein?"

„Nu wirst's ja seh'n! wirst's ja seh'n! b'schütz Dich Gott!"

Der Alte humpelte vorüber.

Der Gerber gab nicht viel auf dessen Warnung; er wusste, wie gern die Tiroler die Gefahren ihrer Bergpartien übertreiben, und zudem war er ja selber das Kind eines der mächtigsten, rauhen Gebirge des Nordens und ein erprobter, unverzagter Bergsteiger.

Dennoch hielt er es nicht für überflüssig, sich vor Passierung

des Joches mit einem tüchtigen Schlucke Gläger*) zu stärken, zu welchem Ende er in das Wirtshaus ‚im Sand' trat.

Dasselbe Lied tönte ihm auch hier entgegen, wie es der alte, weißhaarige Tiroler gesungen; er solle es nicht wagen, allein über den Jaufen zu gehen; denn nie sei der Föhn tückischer und gefährlicher als im Januar.

Er gieng doch! — es war ihm schon lange nicht so wohlig zumuthe gewesen wie heute.

„Endlich einmal also eine echte, rechte Gefahr!" dachte er, indem er munter bergan stieg, „eine Gefahr, vor der selbst die starken Herzen dieser Bergsöhne erbangen; nun, ich will ihr einmal kühn in das bleiche grinsende Gesicht schauen! — und was wäre es denn weiter, wenn ich zugrunde gienge? will, suche ich denn im Grunde was anderes? ob es nun eine Kugel ist, die mich niederstreckt, oder das brausende Wasser des Stromes, das mich verschlingt, oder die Schneewehen des Jaufenjoches, die mich verschütten, — alleins! frisch d'rauf und d'ran!"

Er stieg rüstig weiter.

Bis zu dem Kirchlein, das auf dem letzten Flecke grüner Erde des Bergriesen zu Rast und Gebet für den Wanderer aufgerichtet steht, gewahrte er die leichte Spur eines Mannes vor sich im Schnee, der vor ihm den Berg hinangestiegen.

„Ein junger Bursch' war's, sagte der Alte nicht so?" fragte er sich, „ob's nicht der Schneider ist? er wollte ja nach Sterzing! — Doch wo hätte der den Muth her?"

Er gieng kopfschüttelnd weiter.

Oberhalb des Kirchleins kommt nur noch ein einsames Haus, dann ist es aus mit allem, allem Leben — auf vier gute lange Wegstunden.

Die Vegetation schrumpft von verkümmerten Zwergkiefern rasch zu dürrem Farrengestäude zusammen, der Sturm läßt von ferne seine unheimliche, grollende Stimme ertönen und seine Vorboten, starke, pfeifende Stöße mit schneidender Schärfe niederfahren um die Gehänge und Riffe des Berges; von dem Boden

*) Gelagerter Branntwein, aus Weintrebern gebrannt.

bis hoch hinan, soweit das Auge zu dringen vermag, steht eine weite riesige Schneesäule, aus Millionen glitzender, tanzender, gefrorner Eiskügelchen bestehend, und hindurch, ungebahnt, nur durch klafterweit voneinander gesteckte hohe kahle Stangen bezeichnet, führt über Triften und Wälder in tausendjährigem Schnee vergraben, der steile Weg zum Joche des Jaufen. —

Der Gerber stieg unverdrossen bergan. Von Zeit zu Zeit ermüdet innehaltend, um Athem zu schöpfen, den ihm mehr als die steile Höhe der scharfe, schneidende Wind benahm, warf er einen raschen Blick vor sich in die Höh'; doch er vermochte das vom Sturme aufgejagte Schneegewirre nicht zu durchdringen, der Berg lag grau und drohend vor ihm, ein nachtverhülltes schauriges Schreckbild.

Endlich schien sich der Berg zu senken und der Weg zu ebnen; der Gerber vermochte fünf, sechs Stangenspitzen vor sich auszunehmen, während er vordem eine mühsam zu der andern erschaut: „Sollt' es vorüber, und ich auf dem Joche sein!" flüsterte er, von einer süßen Hoffnung beschlichen, vor sich hin — und gleich setzte sein Übermuth hinzu: „und davon machten die Leute soviel Wesens! hm, wenn's nicht ärger kommt" — —

Doch es kam ärger, viel ärger.

Soviel er ausnehmen konnte, befand er sich auf einem fast eben hinlaufenden Abschnitte des Berges.

Die Leute unten hatten ihm von einem solchen erzählt, den sie das Todtenfeld nannten — sollte dies? — nein — das musste er schon im Rücken haben!

Der Sturm übernahm es, ihm zu sagen, wo er sei: dumpf und grollend wie Gottes Donner brach es plötzlich vor, hinter, über und neben ihm los, zischend legte es eisige Wolken auf seinen Pfad, rollte es mächtige Schneeballen an ihm vorüber, umsauste es ihn pfeifend mit furchtbarer Gewalt, als ob es nicht dulden wolle, dass etwas stehe, wandle, rage, lebe, wo den mächtigen, vernichtenden Scepter schwang — der Föhn!

Krach! dröhnte es neben ihm und ihn umsausten wispelnde Holzsplitter, im Augenblicke vom Winde erfasst und fortgetragen.



Eine Schneestange war gebrochen — nein, keine Stange! es lag vor seinen Füßen — es war ein rohes Kreuz!

Er hob es hastig auf, zwischen dem Gefüge der Hölzer war ein kleines Blechtäfelchen angenagelt, worauf die Worte standen:

„Am 5. Februari anno domini 1848 ist hier der ehrsam Herr Friedel Ammann, Fleischhacker in St. Leonhard an der Passer erfroren gefunden worden. Gott sei seiner armen Seele gnädig!"

Der Gerber stand erstarrt — er war im Todtenfelde! Er schaute rasch auf: fast jede Stange trug ein Querholz, das es zum Kreuze machte über der Todesstätte eines Verunglückten!

Er warf schaudernd das Holz von sich — es fuhr zischend durch den Schnee und traf, dumpf und hohl erklingend, auf einen festen Gegenstand, der unter der Schneewehe lag.

Er sprang neugierig hin und griff darnach: er faſste einen Riemen — — er zog an, der Schnee wich zur Seite, es war ein Felleisen.

„Herrgott! des Schneiders Felleisen!" kreischte er entsetzlich auf!

Eine furchtbare Angst bemächtigte sich seiner und hundert Gedanken durchfuhren sein Gehirn; er blickte rasch und forschend um sich — nichts zu sehen, keine Erhöhung, keine Vertiefung, der Schnee hatte über den kleinen Raum, den ihm der Sturm zu übersehen gestattete, überall seine glatte, spiegelnde Decke gelegt.

„Er hat nicht weiter gekonnt mit der Last und hat sie abgeworfen!" dachte er endlich; „so ist's! frisch auf also und vorwärts!"

Er ließ das Felleisen auf dem Steige liegen und drang rasch und immer rascher bergan.

Der Föhn schien, entrüstet über das frevle Wagnis dieses trotzigen Menschenwurmes, höher und ingrimmiger aufzurasen, er fiel ihn an, wüthend von vorne und meuchlings im Rücken, umpfiff und umschauerte ihn mit entsetzlicher unwiderstehlicher Gewalt — —

Unwiderstehlich? nein — das Leben des Gerbers hatte mit einemmale einen hohen edlen Zweck gefunden, es ließ die

reichen Quellen seiner Kraft und seines Muthes sprudelnd hervorschießen zu dem Kampfe mit dem empörten Elemente — er schritt langsam, aber ununterbrochen weiter, bis — bis er nicht mehr konnte.

Mit einem tiefen Seufzer blieb er stehen und senkte den Blick traurig zu Boden. „Umsonst! es geht nicht mehr!“ flüsterte er ächzend — doch plötzlich schrie er laut auf: „Hilf' Himmel! da liegt er!“

Aus dem Schnee zu seinen Füßen ragte eine Hand — er warf seine Rolle von sich und ergriff die starre todte Hand, zog, scharrte den Schnee zur Seite — vergessen waren Ermüdung, Kraftlosigkeit und Todesnoth — hier lag der Mühlviertler und sein Herz hob sich noch zu leisen, matten Schlägen.

„Erbarme Dich, Föhn! und gestatte mir, den Rest meines verlorenen Lebens einzusetzen für dies vergehende! laß mich ihn retten!“ rief er dem Sturme zu, der ihn pfeifend umsauste, hob den starren Leib des Schneiders auf seinen Arm, legte ihn über die Schulter und trat, sein Leben der Engel Hut empfehlend, den Weg an.

Tückischer Föhn! was wirfst Du Dich ihm in den Weg? Immer furchtbarer tobt seine Wuth, immer kürzer wird der Athem des Burschen, immer schlaffer halten seine Arme den schweren, leblosen Körper des Schneiders, immer schwankender wird sein Tritt — er wankt — er sinkt — er schlägt das erlöschende Auge noch einmal auf, umsonst! nichts als das flüsternde Geflimmer des Schnees rings um ihn.

„Hilfe! Hilfe!“ ruft er mit den letzten Kräften seiner starken Seele, dann neigt er den heißen Kopf und — der Föhn fährt mit jubelndem Pfeifen über den gebrochenen Leib seines kühnen Gegners dahin. —

Als er zu sich kam, sah er sich in einer hellen, warmen Stube und umstanden von freundlichen, treuherzigen Gesichtern. „Wo bin ich!“ fragte er leise.

„Im Jochhause auf der Sterzinger Seite des Jaufen!“ tönte es ihm entgegen.

„Und wo ist er?“

„Ei! gut aufgehoben! im Haus draußen in ein'm Schneehaufen, da kommt er am eh'ndern zu sich!"

Er versuchte sich aufzurichten; es gelang.

„Wie habt Ihr mich denn gefunden im Schnee?"

„Ho! bist ja schier vor der Hofthür erst z'sammg'fall'n, hast's denn nicht g'seh'n, dass wir schon auf dem Weg war'n, als Du um Hilf' g'schrien hast?"

Er sprach nichts, aber sein Herzblut wogte selig im brünstigen Danke zum Himmel auf.

Er verlangte den Schneider zu sehen; die Leute führten ihn hinaus: in einem zusammengescharrten Haufen Schnee lag er, bis auf den Kopf ganz zugedeckt. Er sah wie schlafend aus, und von Zeit zu Zeit zeugte ein leises Zucken der Augenlider und ein leichtes Beben der Lippen von dem allmählichen Erwachen der Lebensgeister.

„Wie weit hab' ich noch bis Sterzing?"

„Eine gute Stund' — aber Du wirst doch nicht schon wieder weiter wollen?"

„Ich will so — ein Stündlein bergab im langsamen Schritte wird mich mehr erquicken als plötzliche Ruhe! — wenn ich nur mein' Ranzen hätt'!"

„Den welchen? den ledernen?"

„Nein, der gehört dem Schneider — habt Ihr sie denn gefunden?"

„No freilich! wissen ja, wie's geht in solchem Unwetter; da trägt nicht leicht einer was über'n Haufen!"

Der Gerber fand wirklich seine Rolle vor. Er warf sie, nachdem er einen tüchtigen Schluck Branntwein gethan, rasch über und nahm mit heißem Danke von den biedern Bewohnern des Jochhauses Abschied.

Vorher aber verlangte er ein Stück Kreide: „Muss dem Schneider doch ein Lebewohl hinterlassen!" sagte er und schrieb mit großen Zügen auf die Thüre, neben der der Schneider eingescharrt lag:

„Quitt für Meran! — Hecker!"

Eilftes Capitel.

> Was uns in der weiten Ferne
> Suchen hieß ein eitler Traum,
> Zeigen uns der Liebe Sterne
> In dem traulich kleinen Raum!
> W. Müller.

Es war im Spätsommer des Jahres 1851, an einem schönen, klaren Abende, als ein Handwerksbursche in das Haus des Seilermeisters Friedrich Engel in Brixen trat.

Er hatte das Schild über dem Hausladen lange mit pfiffigem Lächeln angeschaut und, ehe er eintrat, leise vor sich hingemurmelt: „Der ‚Ernst' ist weggeblieben — wolle Gott! aus dem ganzen Leben des guten Schwaben!"

Er schien bekannt im Hause zu sein und stieg, ohne sich zu besinnen, die Stiege zur linken Hand hinan; er stand ziemlich lange und mit klopfendem Herzen an der Zimmerthüre, ehe er sie aufklinkte: er hörte niemanden sprechen darin, nur ein leiser summender Ton klang heraus und der eigenthümliche, gleichförmige einer geschaukelten Wiege.

Ein feines Lächeln flog über das ernste, bärtige Gesicht des Wanderburschen, er drückte die Thüre leise auf und murmelte das altherkömmliche: „Ein armer, reisender Handwerksbursch" — — — in die Stube hinein.

Er hörte das Summen des Schlummerliedes verklingen, das Schaukeln der Wiege aufhören und rasche, leise Tritte auf die Thüre zukommen.

„Mein Jesus! der Hecker!" schrie es plötzlich vor ihm auf; und den heiligen Schlaf des Kindleins in der Wiege vergessend, stürzte Judith zu der Kammer, wo, wie es schien, Fritz wie damals hechelte, nur nicht mehr als ‚der Gesell', und rief hinein: „Fritz, der Hecker!"

„I Gott! das wär'!" hörte man es in der Kammer aufschreien, und der Schwabe, umflogen von einem Heere zerrütteter Wergfäden, stürzte heraus und an den Hals des Gerbers, der, keines Lautes mächtig, in tiefer, stiller Rührung und Wiedersehensfreude in der offenen Thüre stand.

„Hecker! lieber Hecker! sei mir gegrüßt zu tausendmalen, Du lieber, böser Hecker!" rief der Seiler, vor Freude schluchzend, „schau', ich ha'n ein Klein's!"

„Gott segne es!" sagte der Gerber gerührt, „was ist's denn!"

„Ein Bub!" riefen Vater und Mutter zugleich mit freudig und stolz blickenden Augen.

Der Gerber schritt rasch auf die Wiege zu und schob die Florhülle, die über dem schlafenden Kinde lag, zurück: „Gott segne Dich, mein Kind! und lasse Dich werden, was Dein Vater war und ist: ein guter Kerl, ein treuer Kamerad und ein braver Handwerker!" sprach er mit ernstem, feierlichem Tone.

„Ob Du aber weißt, wer sein Pathe ist, und wie er heißt, der kleine Schreihals!" fragte jetzt der Schwabe.

„Wie könnt' ich das wissen?"

Der Seiler sprang rasch zu dem Wandschranke und holte aus den Deckeln eines alten Kalenders, seinem Archive, einen Stempelbogen hervor, den er dem Gerber mit blitzenden Augen hinreichte.

„Ich!" rief dieser hocherstaunt; „wie fiel Dir das ein und wie wusstest Du denn meinen wahren Namen?"

„Aus deinem Wanderbuche! — warum ich's that, davon später, aber gegangen ist's ganz leicht. Meine Judith hatt' es schon vor ihrer Entbindung mit dem Nachbar, dem Sternwirt, abgemacht, dass er das Kind als Dein Stellvertreter zur Taufe halten sollt', wenn es ein Bub würde und — aber gib Deinem Pathenkind doch ein Bussel!"

Der Hecker that's, das Herz wunderbar bewegt; darüber wachte das Kind auf: „Ihr Bart hat's gestochen!" meinte die Mutter, indem sie den kleinen Hecker beschwichtigend in die Arme nahm.

„Dann hab' ich aber noch was," fuhr der Seiler fort, „was Dich überzeugen wird, wie treu ich an Deinem Angedenken gehangen! da schau' her!" Er zeigte hiebei auf ein Bild, das über der Kammerthüre hieng.

Der Gerber sah es verwundert an.

Auf dem, in Pontificalgewänder gehüllten Leibe irgend eines Heiligen saß ein bärtiger moderner Kopf, offenbar an die Stelle eines andern geklebt. Darunter stand: ‚St. Ambrosius.'

„Ja, was soll denn das bedeuten?"

„J das bist ja Du!"

„Ich, der alte heilige Kirchenlehrer!"

„J nu Dein Porträt, Hecker's nämlich! ich konnte kein's erwischen, das Dir mehr gleich gesehen hätte, weil sie verboten sind!"

„Aber was um aller Welt willen —"

„Siehst Du!" erklärte sich der Seiler, während die Mutter die aufrührerischen Versuche des kleinen Hecker durch leisen Gesang zu beschwichtigen und niederzuhalten versuchte, „ein Andenken an Dich musste ich doch haben; wer weiß, wo ich heute in der weiten Welt herumliefe, wenn Du mir damals in Meran nicht den rechten Weg gewiesen hättest. Nun, so fragt' ich überall herum nach einem Bild des Hecker — aber, er musste wirklich ein' schlechten Kerl gemacht haben, denn niemand wollt' was wissen von ihm. Da kam einmal ein walischer Hausierer mit Bildern in meinen Laden; ich fertigt' ihn kurz ab, dass ich keine Bilder nicht kaufen möge, außer eines, aber das habe er gewiss nicht. — Er fragte, ich sagte ihm's — ein Wort gab das andere — und da versprach er, mir ein Porträt des Hecker zu bringen, aber ich dürfe ihn nicht verrathen, weil das schwer verboten wäre. Und er brachte mir's wirklich nach einiger Zeit. Nun, gleich sah es Dir wohl nicht sehr, aber doch etwas — es war doch der Hecker. Weil ich's nun gern aufgehangen hätte, so speculiert' ich so lange, bis ich auf den Gedanken kam, den Kopf auszuschneiden und auf ein Heiligenbild zu kleben. Ich that's diesem an, das ich so nicht leiden



kann, es ist der Namenspatron des ersten Mannes meiner Judith. Es sieht wohl ein Bissel seltsam aus, aber es geht und die Leute lassen es ohneweiteres als den heiligen Ambrosius gelten!" Also erzählte der Seiler die Entstehungsgeschichte des Bildes dieses ‚curiosen Heiligen.'

Der Gerber lachte, dass ihm die Thränen in den Augen standen: „Und hat denn Deine Frau ihre Zustimmung zu dieser Ketzerei gegeben!"

Der Seiler nickte und Judith warf dem Fragenden einen freundlichen Blick zu.

„Nun, glücklich seid Ihr und zufrieden miteinander, wie ich sehe, nun kann ich wieder aufbrechen; das drängte mich's zu wissen!" sagte der Gerber; „wenn Du auf ein Stündchen mitkommen willst in die Herberge — Frau Judith wird's wohl erlauben — um mir zu erzählen, wie das Alles mit Dir so gekommen ist, und um zu hören, wie es mir seitdem ergangen, so machst Du mir eine rechte Freude damit!"

„Hehe! das wäre sauber! Du kommst mir unter einem ung'rischen Monat nicht aus dem Hause! so einen unsteten Zugvogel muss man festhalten, wenn man ihn erwischt!" rief der Seiler, die widerstrebende Hand des Gerbers an sich ziehend; und auch die Frau trat schmollend hinzu: „Das wäre ein sauberer Gevatter, der sein Pathchen einmal im Jahre kaum auf ein Stündchen heimsuchte! lass ihn nicht fort, Fritz!"

„Gar keine Spur! er muss bleiben!"

„Nein, ich bleibe nicht!" sprach Hecker ernst und bestimmt; „und wenn Du es wissen willst, warum ich nicht bleiben mag und kann, so will ich es Dir sagen: ich bin nicht anders, nicht besser geworden, Fritz! als ich war, nicht um ein Titelchen — und dennoch anders — unglücklicher fühle ich mich, und trübseliger bin ich geworden und — schlechter. Ich täusche mich nicht mehr und sage mir, dass ich das, wornach andere rennen und ringen, für einen Pfifferling achte, weil ich es verschmähe — nein! ich habe tief in mein kaltes, verrostetes Herz hineingeschaut und keine Kraft d'rin gefunden, zu erwerben, zu erjagen, was das Endziel des Menschenlebens ist, keine Kraft, meiner Seele

n würdigen Strebenszweck zu setzen, keine Kraft zur That. wie ich erkannt, dass ich die Güter des Lebens nicht verwähe, wusste ich auch, wie der Trieb eigentlich heißt, der ruhelos fortzuwandern drängte — er heißt: Neid!"

Der Seiler senkte den Kopf und flüsterte traurig vor sich : „Grollt noch immer in ihm der alte Sturm!"

„Willst Du mich halten?" fuhr der Gerber mit eisigem e fort, „soll ich bleiben? sollen die Blüten Deines Glückes enkt hinwelken unter meinen neidischen, unheilvollen Blicken? soll ich selber mich verzehren in wilder Sehnsucht nach dem rreichbaren für mich — dem Frieden und dem Heile des slichen Herdes? Lass mich zieh'n, Kamerad! ich habe schon iel geseh'n!"

Der Seiler stand auf und sprach ruhig: „So geh' — Gott! Vergiss aber nicht, dass dies Haus und unsere zen Dir offensteh'n, solange jenes hält und diese schlagen! — ich' mir den Rock, Judith! ich geh' mit ihm. Weil er mein st nicht sein will, gehöre ich ihm, solang' er in Brixen weilt. gstige Dich nicht, wenn ich die Nacht ausbleibe!"

Der Gerber reichte dem schluchzenden Weibe seines Freundes mm die Hand, drückte einen Kuss auf die Stirne des Kleinen gieng — — weinte er nicht? —

Sie giengen in die Herberge.

„I Du meine Güte, Gerber! — schön willkomm' in Brixen! , das wird 'ne Freude sein im Stuffers! die haben was leidigt um den lieben Hecker!" rief die Wirtin in die Hände lagend.

„Haben sie doch mein gedacht?" fragte der Gerber mit urigem Lächeln und warf seine Rolle ab.

Die Ereignisse mehr als eines Jahres, seine guten und sen Stunden liefen an dem Geiste des Burschen vorüber, als wieder an dem Tische unter seinem Handwerksschilde saß, dem er so oft seine klangvolle Stimme erhoben zum Preise s Wanderburschenlebens, des schönsten auf der Erde und zur erherrlichung

„Der Einen, die er treulich minnt" —

Was mag es mit Sibyllen sein? — Doch er sprach die Frage nicht aus.

Die Wirtin kam mit Weine; der Gerber schenkte rasch ein und wie sonst hob er leuchtenden Auges das Glas und wie sonst rief er: „Nie ohne Toast! Kling' an, Fritz: auf Dein Wohl, Du treues, freundliches Herz! und auf Deines Weibes und Kindes Wohl!"

‚Hei! was die Becher klangen!
Wie brannte Hand in Hand!' — —

„Jetzt aber erzähle mir, wie es zugegangen, dass Du katholisch, der Mann der Witfrau und bürgerlicher Seilermeister in der alten Bischofsstadt Brixen geworden bist!"

Fritz rückte zu und begann:

„Als ich von Dir gieng außer Meran, war mir so ungeheuerlich bange zumuthe und das Herz so schwer, dass ich nichts anderes anzufangen wusste, als recht bitterlich und vom Herzen zu weinen. Und weiß Gott! es war zumeist und mehr um Dich, als um mich und meine trostlose Liebe. Ich denk', ich hatt' die Augen noch nass, als ich nach Gries kam. — Da erst, nun mir die Thürme von Bozen schon entgegenflimmerten, dacht' ich d'ran, dass man mit Weinen nicht weiter komme — höchstens die Weiber; die richten alles damit aus, wie das Sprichwort sagt. Ich raffte mich denn zusammen und gieng vor allem in eine Weinschenke, denn mir war ganz übel von dem Rausche tagsvorher und — den andern Geschichten."

„Bei dem Glase kamen mir richtig lichte und rechte Gedanken: zurück nach Brixen vorderhand um keinen Preis! das war das erste, was sich festsetzte in mir. Dann nahm ich mir vor, an die Judith zu schreiben, offen und gerade, und ihr die Sache auseinanderzulegen mit — na! Du weißt ja mit dem Glaubensbekenntnis; und dann nahm ich mir vor, an der Stelle des Linzers, der bei der Judith in Arbeit kam, dort in Bozen einzutreten; dass sie noch offen ist, wusst' ich auswendig. Und diese drei Vorsätze führte ich, den ersten, soviel für einen Tag möglich war, auf der Stelle aus; schrieb in dem Wirtshause — im ‚wilden Mann' war's, das vergess' ich

mein Lebtag nicht — gleich den Brief — einen vier Seiten langen, voll Unsinn und O und Ach, aber die Judith hat doch das Rechte daraus herauszulesen gewusst, und dann gieng ich, das Handwerk zu grüßen. Sie nahmen mich mit Freuden auf, und ich hätte die Bozner Werkstatt sonst vielleicht mein Lebtag nicht verlassen, so gut gieng mir's dort. Aber so steckten mir ganz andere Dinge im Kopf, und als vollends die Antwort der Judith auf meine ‚bar Zeiln' kam, da war es ganz und gar aus mit meinem Bissel Seilerei! — Sie schrieb mir recht schön und rührend, hieß mich einen ‚Geliebten ihres Herzens' hin, den andern her und — sie ist Dir ein verflucht pfiffiges Frauenzimmer — rieth mir folgendes zu thun: ich sollt' derweil in Bozen in Arbeit geh'n und mit dem Herrn Vicari reden, der mit ihrem Vater oder so was bekannt war — es lag ein Briefel an ihn in dem meinen — der würde meint' sie, mir gern mit Rath und That an die Hand geh'n und mir auch den erforderlichen Unterricht geben. Und dann, schrieb sie, soll ich eilen ‚in die Arme Ihrer Sie zärtlich liebenden Judith verwitibten Riedeggerin.'"

„So war es mit dem Linzer also nichts!" fragte der Gerber, diese Pause benützend.

Der Seiler erröthete ein wenig: „Nein — — indes, wenn ich aufrichtig sein will, muss ich Dir sagen, dass ich recht froh war, obwohl ich mein' Seel' nicht einen Gedanken von Eifersucht hatte, als mir die Judith später schrieb, sie habe ihm den Schuss gegeben und wolle lieber allein bleiben, bis ich käme — sie sagte mir erst später, dass der Bursch' sich allerlei Freiheiten bei ihr herausnehmen wollte — ja, da konnt' er warten! — Also, so schrieb sie mir, und so that ich auch. Ich hatt' Dir aber eine Angst, Hecker! als ich zu dem Herrn Vicari musste — eine fürchterliche Angst! ich denke nicht, dass ich vor dem jüngsten Gerichte so miserabel und das Herz in den Hosen erscheinen werde. Aber der alte Herr war Dir die Freundlichkeit selbst, er nahm mich auf wie einen Sohn, und ich kann Dir sagen, dass es mir viel leichter wurde überzutreten, als ich mir vorgestellt habe. Was wollt' ich mehr? die liebe

Judith versprach mir in jedem Briefe den Himmel auf Erden, und der Herr Vicari den jenseitigen!"

„Du glücklicher Mann!" flüsterte der Gerber.

„Am zweiten Osterfeiertage", erzählte Fritz weiter, „legte ich das Glaubensbekenntnis öffentlich ab und vier Wochen darauf erhielt ich das Bürger- und Meisterrecht in Brixen und führte meine Judith zum Altare. — Du magst's glauben oder nicht — als ich ihren Ring am Finger hatte, noch auf den Stufen des Altares, flüsterte ich meinem Weibchen leise ins Ohr: „Wenn uns der Hecker sähe!"

Der Gerber lachte gerührt: „Da guckte noch ein Stück Ketzerthum hervor bei Dir!"

„Nun ist's bald auserzählt! Als ich nach Brixen kam, sah ich erst ein, wie klug der Rath meines Weibes gewesen, als sie mir schrieb, in Bozen zu bleiben und die ‚Sache' dort in Ordnung zu bringen. Es war hier wenig bekannt geworden, dass ich früher evangelisch war, und wie nirgends über ein Geschehnis länger geredt wird als es braucht, dass Gras darüber wächst, so hatte ich's bald überwunden hier, während ich wohl viel auszusteh'n gehabt hätt', wenn ich mich hier hätte ‚bekehren' lassen wollen. Dass ich ein glücklicher Mann und seit kurzem auch ein glücklicher Vater bin, hast Du gesehen — und jetzt bin ich fertig!"

Der Gerber senkte den Kopf wie zu Danke und drückte dem Schwaben innig die Hand. „Erinnerst Du Dich noch d'ran, mein Fritz, wie wenig Du uns vor einem Jahre zu erzählen wusstest von Deinem Leben, als wir unter dem Vogelbeerbaume an der Lienzer Straße saßen? was ist ein Jahr? — wenn ich mich ansehe — nichts! Ich bin seit vielen Jahren unverändert derselbe, nur dass ich einmal einen bessern, einmal einen schlechtern Rock trage — — wenn ich Dich ansehe, muss ich zu meiner Schande gestehen, dass ein Jahr denn doch ein Zeitabschnitt, der Rede wert ist, denn es hat genügt, Dich aus einem armen Burschen, der noch dazu mit einem Fuße schon auf der Schwelle des Vagabundenthums stand — durch meine

Schuld — zu einem behäbigen, rechtschaffenen Bürger, zu einem glücklichen Gatten und Vater zu machen!"

Er sah traurig nieder dabei, so traurig und gedankenvoll, dass es dem Seiler unendlich wehethat um ihn.

„So versuche es auch, Hecker! Du könntest schon, wenn Du wolltest! versuche es, raffe Dich auf! lass die Vögel singen und locken, wie sie wollen! Sie singen ja nur Gott zum Lobe und den Menschen zur Freude, und ich denke, wenn sie es wüssten, dass ihr Gesang auch nur einen Menschen in Noth und Unglück verlocken könnte, sie müssten der süßen Sangeslust für immer entsagen und fortan stumm über die grüne Erde hinzieh'n!"

Er legte dabei seinen Arm um den Hals des Gerbers und sah ihn mit den dunklen, ehrlichen Augen so flehentlich an, dass dem alten Sünder das verstockte Herz aufthaute und er, seine Arme um ihn schlingend, ausrief: „So sei es denn! Du hast's gesagt! ich will's versuchen!"

Fritz sprang und jauchzte vor Freuden hoch auf: er sah ‚seinen' Hecker im Geiste schon als Potentaten sämmtlicher Ledermärkte seiner Heimat, sah ihn auf dem Bürgermeisterstuhle seiner Vaterstadt, sah ihn als beglückten Gatten eines wunderschönen Weibes, viel, viel schöner als Sib — — „Herjes! Hecker!" rief er plötzlich, und schlug sich vor die Stirne, „Du hast ja noch gar nicht nach der schönen Sibylle gefragt; wirst Du sie denn nicht heimsuchen?"

Der Gerber sah finster vor sich nieder. Stolz und Erinnerung lagen in seinem Herzen im Kampfe. „Was treibt sie?" fragte er endlich.

Der Seiler zuckte die Achseln. „Nicht viel Gutes, denk' ich! sie liebelt, seit Du weg bist, abwechselnd mit Studenten, Soldaten, Kaufmannsdienern und dergleichen herum! Ich komme nie hin, doch erzählte mir die Judith, die ihr neulich auf dem Kirchgange begegnete, dass sie blass und kränklich aussehe!"

„Geh'n wir hin!" fuhr der Hecker plötzlich auf — Fritz meinte, dass seine Stimme zitterte, als er dies rief.

„Hätte nie gedacht, dass ich diesen Weg noch einmal gehen werde, damals, als ich ihr den Stammbuchvers auf die Thüre

schrieb!" sagte der Gerber im Gehen, als sie in die Nähe der Schenke kamen.

„Ja, man darf nichts verreden, obwohl ich dennoch Eins felsenfest verrede."

„Du? was denn?"

„Unter die walischen Soldaten zu geh'n!" lachte der Seiler. — Sie sprachen fröhlich von dem ‚dummen Stückl' in Meran, bis sie an der Thüre standen.

Der Gerber trat ein und warf einen raschen, glühenden Blick über das lange Zimmer.

Es gab ihm einen tiefen Stich ins Herz — er sah sie wieder.

Alles war gerade so, wie es gewesen, als er zum erstenmale hier eintrat. Wie damals flatterten ihm die Zeitungen bauschend zum Willkomm entgegen, als der Seiler hinter ihm die Thüre zuwarf; wie damals blinkten auf dem Schenktisch die hellen Kaffeegläser und dunklen Rumcaraffinen, wie damals wallten die rothen Vorhänge faltig nieder über das Frauenbild, das lesend unter ihnen saß — aber sie, Sibylle, war eine andere geworden!

War sie damals eine prangende, duftende Menschenblüte gewesen, so war sie heute eine gebrochene Frucht, und hin all' ihr Duft und Glanz!

Sie sah blass und krank aus, so blass, dass nicht anzunehmen war, wie eine tiefere Blässe sich auf ein Menschenantlitz legen könne, denn im Tode — dennoch war dies möglich: sie wurde erdfahl im Gesichte, als der Gerber eintrat, und das Buch entsank ihren erstarrenden Händen.

Der Seiler blickte neugierig und erwartungsvoll auf seinen Kameraden; die ehrliche Seele, in der der Wunsch aufgestiegen war, es möge die Macht der alten Liebe den unsteten Flüchtling ergreifen und festhalten — bei ihm — in seiner Nähe, sie konnte es nicht begreifen, wie er plötzlich, gerade wie damals, ohne aufzuschauen ‚zwei schwarze!' verlangen konnte.

Und wie damals griff er wieder nach der ersten besten Zeitung — und wie damals war es wieder ‚die Innsbruckerin', die ihm zunächst hieng.

Doch von nun ab gieng's nicht mehr ,wie damals' zu; eine Magd brachte den Kaffee und der Hecker trank ihn diesmal nicht bitter aus; auch las er die Zeitungen ruhig durch; nur das war wieder wie damals, dass er plötzlich aufstand, auf Sibyllen zuschritt und lange in angelegentlichem, leisem Gespräche mit ihr verblieb, worauf er gerade wie damals zu dem Seiler zurückkehrte und ihm zurief: „Gehen wir!"

Sie giengen — auf der Gasse kehrte sich der Gerber langsam gegen die Schenkthüre um und flüsterte: „Leb' wohl, Sibylle, mein gefallener Stern!"

„Was ist's denn mit der Jungfer?" fragte der Seiler neugierig, indem er seinen Arm in den Hecker's schob.

Der sah gerade vor sich hin und antwortete mit der seltsamen Stimme, mit der er seine Aufregungen immer äußerte: „Wenn ich einen Witz machen wollte, würde ich auf Deine Frage antworten: Aus ist's mit der Jungfer! — so aber ist mir verteufelt ernst, fast traurig zumuthe, und ich sage Dir: dass ich bloß darum zu Sibyllen gieng, weil ich nach Deiner Erzählung für sie erbangen musste — ich kam zu spät. — Ihre Bläße und Kränklichkeit sind Folgen eines Fehltrittes." — — er sprach nicht weiter und der arme Schwabe sah seinen Hoffnungsanker, abgerissen von dem Taue, in der Tiefe versinken.

Sie kamen wieder in die Herberge.

„Du bist mir ja noch von Deinen Fahrten zu erzählen schuldig, Hecker! rede Dich einmal aus, dass uns andere Gedanken kommen!" sagte Fritz, als sie wieder an dem heimlichen Platze unter dem Horte des Gerberwappens saßen.

„Von meinen Fahrten willst Du hören?" sprach Hecker traurig, „Du hast eine mit mir gemacht, da kennst Du sie auch alle. Du weißt ja, wie ich's halte, nur das ist anders geworden: ich habe weder eine Sibylle mehr gesucht, noch gefunden; bin von Land zu Land marschiert, immer allein — ist mein Grundsatz geworden seit dem Tage in Meran. Von Zeit zu Zeit, wenn mich die Noth oder sonst ein unabweisliches Lebensbedürfnis dazu nöthigte, bin ich in Arbeit eingestanden, aber nie lange. Indes, weil ich Dir schon das Versprechen

gab, zu versuchen, ein Pfahlbürger zu werden wie Du, muss ich Dir auch mittheilen, dass ich schon von Krain aus, wo ich zuletzt arbeitete und woher ich komme, an die meinen daheim geschrieben habe, ob und was sie für mich, das heißt für meine Zukunft zu thun gedenken. Die Antwort habe ich poste restante in Salzburg zu hoffen. Du siehst mich also auf dem Heimwege und gewillt, mich — zu setzen."

„Ich weiß nicht," sagte der Seiler nach einer Weile, während der er in schweigendem Nachdenken vor sich niedergeblickt hatte; „ich weiß nicht, wie mir das, was ich Dir eben noch in vollem Ernste gerathen habe, jetzt auf einmal so ganz — nicht merkwürdig — undenkbar vorkommt: Du ein friedsamer, einfacher Bürger werden!!"

„Wir werden ja sehen!" meinte Hecker ernst und griff plötzlich, wie das sein Kamerad übrigens von ihm schon gewohnt war, nach seinem Wanderbündel. „Von heut' über ein Jahr also, mein lieber Fritz! darfst Du Nachricht von mir erwarten! Ein Jahr ist lang genug, um zu entscheiden, ob — ob es geht mit mir oder nicht! — Doch es ist spät — jetzt lass uns scheiden!"

Er stand rasch auf, warf seine Rolle um — der Seiler fühlte seine Hand heiß und fest gedrückt, fühlte einen warmen Kuss auf seinen Lippen und — stand allein.

Am 24. März 1852 saß Fritz Engel des Abends neben seiner Judith und las ihr folgenden Brief vor, den ihm der Postbote in die Werkstätte gebracht.

‚Mein lieber Fritz!

Ein Jahr ist vorüber und ich schreibe Dir, wie ich Dir's versprochen habe. Nun — damit ich's kurz mache — — es ist nichts! wirklich nichts mit mir — und wenn Du diese Zeilen liest, habe ich meine Heimat bereits lange wieder im Rücken und den Wanderstab in der Hand — der alte Vagabund! Lass Dir erzählen!

Ich kam heim auf den Brief von meinen Leuten, der in Salzburg meiner wartete — ein ganz lieber, prächtiger Brief.

Sie hatten eine närrische Freude meine Leute, dass ich endlich einmal ‚gutthun' wolle, wie sie das hießen.

Nun! ich warf mich — — doch halt! da muss ich Dir etwas einschalten, was Du gewiss mit Interesse hören wirst: Ich brannte Dir vor Eifer heimzukommen dermaßen, dass ich mich nicht einmal in Linz, dieser gewiss recht sauberen Stadt länger aufhielt, als genügte, um meinen hart mitgenommenen Leichnam etwas aufzufrischen. Es dunkelte bereits, als ich aufbrach, dem Haselgraben zu, indes dacht' ich Leonfelden dennoch vor Nacht zu erreichen.

Am Ende des passähnlichen Grabens, in dessen Tiefe Schloss Wildberg steht, das einmal einen Kaiser und König als Gefangenen verwahrte, liegt über die Bergkuppe zerstreut ein großes Dorf, Helmonsöd. — Der Name schlug in mich wie der Blitz, und auf einen Augenblick tauchte, von der Erinnerung geweckt und emporgetragen, in meinem Herzen das freundliche Bild unseres Reisegefährten, des Schneiders auf, dessen Wiege auf diesem Berghange stand.

Doch ich eilte heim — ich kämpfte den Gedanken nieder; überdies hielt mich ein gewisses Etwas — wohl noch von Meran her — ab, den Stephan aufzusuchen. Ich rannte durch das Dorf, doch aus den kleinen Fensterchen schauten mir tausend Span- und Herdfeuer vorwurfsvoll mit hellen Augen nach, und die in der klaren Nachtluft gerade aufsteigenden Rauchsäulen der niedern Schlote erschienen mir wie ebenso viele erhobene Zeigefinger, um mich wie sonst an einen gastlichen Tisch zu weisen, und der würzige Duft der Kienbrände umspielte mich, mir leise zuraunend: halt Mann! heimelt Dich's denn nicht an dahier? — — plötzlich stand ich wie unbewusst in der Thüre eines Gehöftes, fragte — und einen Augenblick darnach hielten die vor Freude zitternden Hände des Schneiders die meinen und fragten mich seine nassen Augen wehmütig, warum ich damals auf dem Jaufenhause so herzlos von dannen gieng!

Und dann zeigte er mich seinen Alten und den Geschwistern als den Mann, der ihn mit seinen schwachen Händen dem grimmen Tode entriss auf dem öden Schneefelde, und sie um-

halsten und umjubelten mich alle, bis mir selber das Herz in Freude aufgieng und ich sie an Narreteien fast überbot.

Der Stephan ist Meister und hat das ‚Stift' übernommen, nebstdem ist er stark darnach aus, bald zu thun wie Du — zu heiraten; freien thut er wenigstens ganz gewaltig. Er läſst Dich und Weib und Kind vieltausendmal aufs herzinnigste grüßen und — das muſs ich Dir doch auch noch sagen: den ‚schlechten Kerl' von Meran her — weißt Du noch? den hat er mir mit bitterlicher Reue abgebeten! — Hattest es nicht noth, guter Bursche!

Des andern Tages früh brach ich auf; Stephan gieng mit bis an die Landesgrenze. Das brauche ich Dir wohl nicht zu sagen, daſs der gute Schneider beim Scheiden that wie Du: — er weinte um mich und immer wieder bat er mich, wenn es sich ja schicken sollte, daſs ich wieder einmal ‚fremd' werden sollte, sein Haus dann als das meine zu betrachten und mich seines Herzens versichert zu halten, als eines echten Bruderherzens.

Und zwei Tage darauf war ich daheim und vier Wochen darauf Bürger und Meister.

Und ein Jahr lang hab' ich es versucht und weiß jetzt, wie es ist! — Es hat Stunden gegeben, da es mir ganz hübsch erschien, dies einfache, arbeitsame, philiströse Leben — ja! wenn es kein Frühjahr gäbe und keinen Zunftzwang, und jene tausend Verkehrs- und Erwerbhindernisse nicht, die einen überall beengen!

Kurzum! ich steckte nichts auf, wie man sagt, und als ich das sah, spannte ich aus. Wenn ich diesen Brief gesiegelt habe, ist's aus mit der ganzen Meisterherrlichkeit, und wenn Du ihn liest, plätschere ich bereits seit Tagen schon wieder fröhlich in dem etwas trüben, aber munteren Strome der Bummelei herum.

Leb' wohl also, nun Du alles weißt, Du liebster aller Schwaben, und behalte mich ein wenig lieb! Es kommt mir vor, als dürfte mir dies einmal noththun — verreden soll man nichts! weißt Du noch? könnt' doch einmal nach Brixen kommen!

Lebe wohl, Herzensfritz! Grüße mir Deine Judith und mein kleines Pathchen; und wie Du bemerkst — was Gott

gnädig verhüten wolle — dass der Kleine mir irgendwie nachgerathen will, so drehe ihm ohneweiters den Hals um.

Hecker.'

So lautete der Brief, den der Seiler seinem Weibe vorlas — stockend, schluchzend — und die Judith weinte auch mit.

Sie haben lange gewartet die guten zwei Leute auf den alten Bummler, und so oft ein trüber, dunkler Tag kam, strich die Judith mit linder Hand über das Fremdenbett und flüsterte: „Heut' müsst' ihm der Schlaf wohlthun in einem guten, reinen Bette!“ und der Seiler schickte den Lehrjungen nach schwarzem Dreikönig, als ob er ausschenken wollte; aber er kam nicht.

So verstrich abermals ein Jahr.

Eines Tages gab es großen Trubel in dem Seilerhause, und gegen Mittag kam der ehrsame Herr Meister Fritz Engel mit einem gewaltigen ‚Buschen‘ in der Hand angestiegen vor der Schenke Nachbar Sternwirts.

„He! tausend Glück, Nachbar! weiß schon davon!“ schrie der Wirt dem Seiler von weitem entgegen: „nun, 's ist wieder ein Büble! wir machen's halt wie vor'm Jahr mit der Stellvertretung!“

„Ach ne, Nachbar!“ erwiderte Fritz mit kläglichem Tone: „muss Euch diesmal schon bitten, die ganze Müh' auf Euch allein zu nehmen!“

„Ho! wie so? was ist denn mit dem verdunnerten Gerber?“

„Ja, wer das wüsste! Verschollen ist er wenigstens seit länger als einem Jahre, wenn er nicht verdorben oder gar gestorben ist!“

„Pah der!? Der ist gar zäh und hält sich schon eine gute Weile oben!“

Der Seiler zuckte traurig mit den Achseln.

Als sie aber nach der Taufhandlung nach althergebrachter Sitte beim funkelnden Terlaner saßen, konnte es der Seiler doch nicht verwinden: er stand auf und trat einen Pokal in der Hand auf den Zehen zu dem Bette der Wöchnerin:

„Nippen — nur das kleinste Tröpfle — wirst Du doch

dürfen, liebste Judith! Ich trinke auf sein Wohl, wo er auch weile und auf ein baldig frohes Wiederseh'n!"

Judith sah den Gatten, dessen Augen voll Thränen standen, lächelnd an, nippte und flüsterte: „Amen!"

Doch — Jahr um Jahr verflog — er kam nicht. Auch von dem Tischler hörte man nichts mehr. Was wird es auch geworden sein mit den beiden Vagabunden?

„Sie sind gewandert hin und her —
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern —
Sie sind verdorben — gestorben!"

Waldgeschichten.



Der Baum am Wege.

„Urkund dessen unsere und zweier erbetenen Zeugen
'nhändige Unterschrift!" las in kurzen Absätzen im Schreiben
Gemeindeschriftführer des Dorfes Hummelberg, sonst und
enbei mit dem erträgnisarmen Amte des Dorfschullehrers
eidet, worauf er sich von seinem Sitze erhob, die Feder
ch eintunkte und selbe mit der verbindlichen Aufforderung:
:so unterschreiben, meine Herren!" den beiden Bauern hin-
t, die seine Rechtshilfe bei Verfassung des Kaufvertrags über
Bauernstift Nr. C. 6 im Dorfe in Anspruch genommen
:en.

Der Verkäufer unterschrieb als solcher den Vertrag zuerst,
wenn uns, die wir uns erlauben, dem Unterfertigenden
r die Schulter zu gucken, auch nicht der in großen, etwas
ehilflichen Zügen erscheinende Name desselben: Matěj Fenzl
rathen hätte, dass derselbe entweder dem böhmischen Flach-
de oder der nieder dem Walde gelegenen tschechischen Sprach-
l, „Podlesi" genannt, angehöre, so hätte dies doch zur Ge-
e ein Blick auf Gesicht und Gestalt desselben gethan, die
chwegs den echtslavischen Typus trugen.

Er unterzeichnete ernst und schweigend, legte die Feder
ler und trat beiseite um dem Käufer, seinem auffallendem
derspiele, einer ausgeprägt deutschen Waldbauerngestalt, Raum
Malerei der vorgeschriebenen drei Kreuze zu geben, welche
Unterschrift des im Schreiben schlecht oder wohl gar nicht
vanderten zu ersetzen hatten.

Der Käufer entledigte sich dieser Obliegenheit unter halb-
:em, vergnüglichem Gekicher, das mehr als genug verrieth,
sehr zufrieden er mit dem Abschlusse dieses Kaufes sei;

hierauf setzte der Schullehrer seinen Namen sowohl als erbetener Namensfertiger unter die drei Kreuze, wie auch andererseits als Zeuge, welches letztere auch der anwesende Nachbar des Käufers that, worauf der Lehrer die beiden gleichlautenden Urkunden mit ungemein wichtiger Miene den Vertragschließern feierlich einhändigte.

„So, jetzt sind wir in Richtigkeit!“ sagte er, sich unter pfiffigem Lächeln die Hände reibend, „und jetzt kann ich Euch ohne Gefahr mit meinem herzlichen Glückwunsch sagen, Ihr habt gut gekauft, Lorenz! — Überhaupt“ — setzte er vermittelnd dazu, „Ihr könnt beide zufrieden sein: der Fenzl hat gern verkauft und Ihr habt gern gekauft; nicht?“

„So ist es!“ gab der Verkäufer kurz zur Antwort, legte den Vertrag zusammen und steckte ihn in die Brusttasche seiner Zwillchjacke; „das Einverleiben besorgt Ihr und ich habe nichts mehr zu thun, als den Kaufschilling zu quittieren. Wann kann ich das Geld haben?“

„Nächsten Donnerstag, auf einen Heller!“

„Gut! behüt' Gott derweil“

Damit verließ der Böhme das Haus des Käufers.

Er hatte kaum die Stubenthüre ins Schloss geworfen und sein schwerer, harter Tritt erklang noch auf den Bohlen, die zwischen den Düngerstellen im Hofraume gelegt waren, als der Lehrer ein unbändiges Gelächter aufschlug. „Nein, hat Jemand schon so einen Narren gesehn? der Böhm' ist rein übergeschnappt! Ihr habt tausend Gulden Schein im Sack, Lorenz! gefundenes Geld sag' ich Euch!“ rief er, die Arme verwundert übereinander schlagend dem Käufer zu, der sich vergnügt die Hände rieb: „Ja, mein Seel! ich hätt' es selber mein Lebtag nicht gedacht, dass er mir das Stift aufs erste Anbot aufschlägt; mein Lebtag nicht! es ist ganz ausgebaut, liegt mitten zwischen den Gründen, die er sauber hergerichtet hat, das muss man ihm lassen.“

„Und die heurige Aussaat rein umsonst dazu!“ ergänzte der Nachbar, „es ist ein Spottpreis! möcht' wissen, was er da speculiert, warum er überhaupt so halsüberkopf verkauft!“

Der Lehrer zog Stirn und Mund in nachdenkliche Falten: „Ich denke — und es ist auch nichts anderes — er geht wieder hinunter in's Böhm*)! ich hab' mir das gleich eingebild't, wie ich ihn gar so bitterlich weinen sah, als wir sein Weib begraben haben, und wie er von der Zeit an immer wie halbverrückt herumlief droben im Schwarzberg! Ja, es ist nicht anders — ihn leid't es nimmer hier!"

Die beiden Bauern gaben durch ein stummes Kopfnicken zu erkennen, daß sie die Ansicht des Lehrers theilten, der mit wichtiger Miene also fortfuhr: „Er ist überhaupt ein ganz eigener Mensch, der Fenzl, ein echter, verschlagener Böhm'. Ich denk' es noch wie heute, wie er herkam mit der Seligen und seinem Mädel, das damals keine drei Spannen lang war — es wird dies so ein zehn, zwölf Jahre her sein! — wie er heute verkaufte, kaufte er damals; ich war bei dem Kaufe, eben auch wegen dem Vertrag; die ganze Geschichte dauerte keine zehn Minuten: Was verlangt Ihr für den Hof? fragte er den alten Thaler. — Das und das! — Ist das Euer letztes Wort? — Ja! — Patsch! schlug er ein; — das war der ganze Handel!"

„Woher ist denn die Selige eigentlich gewesen?" fragte nach einer Pause der Nachbar.

„Von droben her, von Möhrengarten; sie war aus einem großen Hof und soll einmal viel Geld gehabt haben, obwohl er gerad nicht mehr viel davon herbrachte; denn der Thaler mußte an die drei tausend Gulden auf dem Hofe stehen lassen!"

„Und dann hat er die Grundablösung zahlen müssen" — setzte der Nachbar hinzu.

„Hm! es bleibt ihm doch ein schön Stück Geld. Schad' um ihn, wenn er wegzieht!" meinte Lorenz, eigentlich nicht um ihn, denn er ist ein zuwiderer, mürrischer Dingerich, aber um das Geld, das sein Mädel einmal allein gekriegt hätte, sie ist ein bildsauberes Dirnl, die Nanni — oder Anna, wie er sie auf böhmisch heißt — —"

*) Die deutschen Anwohner des Böhmerwaldes bezeichnen sonderbarer Weise das Flachland also. Bei ihnen kommt der Nordwind aus dem ‚Böhm', der Weizen aus dem ‚Böhm' u. s. w.

„Ah ja; und anstellig und arbeitsam!“ ergänzte der Nachbar, „die wär' keine uneb'ne Braut für mein' Bub'n! —“

Der Lehrer nickte lächelnd und fuhr mit der weißen Hand über sein glatt rasiertes Kinn. „Das glaub ich! die sticht auch andern Leuten in die Augen — aber sie ist ein verzwickt hof-färtiges Ding! das hat sie von dem Vater. — —“

Dieser hatte indes längst die Dorfgasse hinter sich. Er schritt jedoch nicht seinem, inmitten der zugehörigen Gründe gelegenen, einsam stehenden Gehöfte zu, sondern gieng bergan und auf einem wenig begangenen, nur von halbverwachsenen Radgeleisen als Holzweg bezeichneten Pfade waldeinwärts, immer höher, bis er, auf einer abgetriebenen Blöße angelangt, das zu seinen Füßen am Berghange liegende Pfarrdorf mit dem Kirchlein und dem Friedhofe daran frei übersah.

Mit einem tiefen, schweren Seufzer setzte er sich auf einem bemoosten und verwitterten Baumstrunk nieder, der hart an einer verkrüppelten, sonderbarer Weise dicht an dem Wege stehen gelassenen Kiefer stand, und schaute, den Kopf in beide Hände gestützt, lange trüben, traurigen Blickes in die grüne, freundliche Landschaft hinab, die ihm trotz aller Frühlingspracht, die, erhöht vom Abendsonnengolde, darüber ausgebreitet lag, dennoch nur ein dunkler, kalter Schollenhauf dünkte, aufgerichtet über der Grube, in die sie sein Liebstes eingescharrt — sein Weib.

„Nun, das wäre auch geschehen!“ flüsterte er endlich leise vor sich hin, „eins kommt noch, das Schwerste, der Abschied von dir, mein armes Kind — für immer! alles andere ist leicht, und dann — ist es vorüber!“ sein Blick hieng, als diese Worte sich langsam von seinen Lippen stahlen, mit gedanken-loser Starrheit an der grünen Thalfläche vor ihm und auf seinem bleichen Antlitz lag jene marmorne Ruhe, wie man sie so häufig über die Züge von Menschen gebreitet sieht, die nach dem gewöhnlichen Ausdrucke mit sich fertig sind.

Er sprach nichts mehr: aber die Sonne war längst zwischen den spitzen Hörnern des Schreinerberges versunken und hinter und unter ihm hatte der Wald längst leise flüsternd das Lied zu singen begonnen, das er allabendlich tönen läßt,

wenn des Tages Stimmen verklungen; er saß noch immer, unverwandten, trüben Blickes in das Blanitzthal hinabstarrend, das mählich die Nebel und Schatten der Nacht in Dunkel zu hüllen begonnen.

Endlich erhob er sich und wandte sich zum Heimgange, doch als sein Blick auf die Kiefer fiel, unter deren Zweigen er gerastet, zuckte sein erhobener Fuß zurück, und als ob er sich bereiten wollte, eine verabsäumte Pflicht zu erfüllen, als ob er einem lieben Freunde den Abschiedshandschlag zu geben vergessen hätte, legte er seine rauhe Hand lind auf den moosbehaarten Stamm des Baumes — dann schritt er rasch thalab und seinem einsamen Gehöfte zu.

„Aber Väterchen, wo bleibst du denn so lange? den ganzen geschlagenen Tag kriegt man dich nicht zu sehen! Sogar der Sterz*) macht schon ein verdrießliches Gesicht und ernsthafte Miene, steinhart zu werden; dann schiltst du meine Küche!"

Dies sprudelte eine frische, silberreine Mädchenstimme aus der Hausflur dem Heimkehrenden in Lauten entgegen, die in dieser reindeutschen Waldgegend wohl selten zu hören waren, in böhmischer Sprache nämlich.

Und ihnen nach kam in anmuthigen, kurzen Sprüngen die Urheberin derselben, die bildhübsche Tochter des Bauers, die Anna, wie sie nach der Meinung des Lorenz auf böhmisch hieß.

Der Bauer streifte sein liebliches Kind mit einem unnennbar zärtlichen und dennoch gar seltsamen Blicke, zog dessen Arm mit freundlichem Lächeln durch den seinen und betrat also die große, lichte Stube, die, abweichend von der hierlandes üblichen Weise, statt durch kleine, holzgerahmte Lucken, durch hohe, gemauerte Fenster Licht und Luft erhielt.

„Und was ich mich schon abstudiert habe", plauderte Anna weiter, während sie aus der schwerfälligen Tischschublade das Leinwandtischtuch und Eßzeug hervorholte, „denk' dir nur,

*) Eine Art von Polenta, aus Mehl und Kartoffeln gemischt, ein Leibgericht der Waldbauern.

Heger's Franz hat mir vor einer Weile ans Fenster geklopft und hineingerufen, dass du — nein, ich sag's gar nicht, es ist ja so erlogen — —"

„Was denn, mein Herzchen! was hat er dir denn gesagt?"

„Dass — dass du den Hof verkauft hast und wegziehen willst!"

„Und wenn er nicht gelogen hätte?"

„Ach geh! das kann nicht sein!"

Der Bauer sah sein Kind ernst an und trat mit verschränkten Armen näher an dasselbe: „Es ist so, Anna! ich habe Haus und Gründe verkauft, und nur noch einige kurze Tage wölbt sich dieses Dach als ein heimatliches über unseren Häuptern!"

„Aber — warum — —?" fragte stotternd und erbleichend das Mädchen, und sein helles, blaues Auge füllte sich mit Thränen.

„Warum?! frage die Schwalben, warum sie ihre Nester in den gastlichen Hütten des Waldgebirges verlassen, wenn die vergilbten Buchenblätter fallen und der kalte Nordwind die alten Baumriesen schüttelt auf den Bergen! — Warum?! draußen drängt und hastet sich freilich alles Wesen zu grünen, zu knospen und zu blühen, und in kurzem wird von den tiefsten Schluchten des Blanitzthales an bis über die höchsten Spitzen des Schreiners, in und auf denen noch unlängst die kalte Schneedecke des Winters lag, der Blütenmantel des sonnigen Frühlings breiten — aber mein Frühling ist vorbei! mein Winter ist angebrochen, als der nimmermüde, unerbittliche Ackersmann, der Tod, im Thale unten die tiefe Furche zog, in die sie mein geliebtes Weib, deine arme Mutter hineinlegten! drum lass uns fort — weit fort! drum!"

Es war nicht irre, was er sprach; er hatte auch sonst zuzeiten inniger Herzergießungen die Hand seiner Tochter an sein leidenschaftlich pochendes Herz gedrückt und seinen Blick tief versenkt in die Strahlenaugen seines Herzenskindes: aber diese seltsame, sonderbar schwungvolle Sprache, dieses krampf-

hafte Drücken seiner Hände, dieser unergründlich dunkle, unheimliche Blick — — Anna zog ihre bebenden Hände furchtsam aus den sie umklammernden ihres Vaters und wich scheu von ihm zurück — ihr graute vor ihrem Vater und ein geheimnisvoller Trieb drängte sie, um Hilfe zu rufen; aber ihre schwere Zunge versagte den Dienst, und kein Laut vermochte sich ihrer von unnennbarer Angst zusammengeschnürten Brust zu entringen.

„Was ist dir Kind? solltest du — hängst du so sehr an diesem grünen Waldflecke?“ fragte der Bauer plötzlich in ruhig mildem Tone und zog sein Kind sanft neben sich nieder auf die Ofenbank.

Anna antwortete nicht, aber ihr Zittern und leises Weinen nahmen das Wort für sie und — der Bauer, wie es schien zu einem plötzlichen Entschlusse gekommen, sprach mit gedämpfter Stimme, sein Kind enger an sich ziehend: „Höre Anna! ich will dir erzählen, was du wissen musst, um zu begreifen, was und warum dies dein Vater thut. Höre aufmerksam zu und unterbreche mich nicht. — —“

Das Mädchen sah stillweinend und bleich wie ein Marmorbild vor sich nieder, und der Bauer begann:

„Wie es hierherum bei den Bauern gebräuchlich ist, deren Verkehr sich über ihre Sprachgrenzen erstreckt und der unerläßlich die Kenntnis der beiden Landessprachen bedingt, ward auch ich, ein stockböhmischer Junge, von meinem seligen Vater, der tief unten im Lande, gegen Wolin zu, hauste, in Tausch, oder, wie man sagt, auf den Wechsel gegen den stockdeutschen Sohn eines seiner bewährtesten, langjährigen Geschäftsfreunde gegeben; er war ein Getreide- und Siebreifenhändler in Möhrengarten an der bairischen Grenze, dein Großvater, Anna. — Während der Bruder deiner Mutter, der bei meinem Vater war, in Böhmen unten mit Pferden umzugehn, mit dem Wendepflug zu ackern, den Klee auf hier niegesehene Art in Hütten aufzuschlagen und was es sonst noch für Eigenheiten im Böhmischen gibt, nebst der böhmischen Sprache lernte, ward ich hier in den Eigenthümlichkeiten der Waldgebirgswirtschaft unterwiesen, lernte mit Ochsen im Joche ackern, Gries, Graupen und Schrott

mahlen, lernte die Bäume kennen, die ‚gehen‘*) und dergleichen, und nebstbei deutsch. Nach fast drei Jahren glaubten unsere beiderseitigen Alten, dass wir genug wüssten und es Zeit wäre, uns wieder heimzunehmen. An einem Jahrmarkt in der Stadt wurden wir denn — beide bereits Bursche wie die Bäume — sodann wieder umgetauscht. Ich könnte nicht sagen, dass mir der Abschied von Möhrengarten weh gethan hätte, obwohl ich diese meine vorübergehende Heimat ziemlich liebgewonnen hatte, besonders die schöne Waldarbeit da, das Flößen im Sommer und das lustige Holzverführen im Winter. Anders schien es mit dem Sepp zu stehen, dem Bruder deiner Mutter, der bei meinen Leuten gewesen war. Er hätte es mir nicht zu sagen gebraucht, ich hatte es in der ersten Stunde weg: er hatte sein Herz an meine Schwester verloren. — Nun da war leicht zu helfen: er war um fünf Jahre älter als ich — deine Mutter war seine Zwillingsschwester — mein Vater war gerade auch nicht arm: es dauerte nicht lange, so gieng das Handeln an, wie es bei Bauernheiraten üblich ist; von Jahrmarkt zu Jahrmarkt ward auf beiden Seiten zugegeben oder nachgelassen, zur Kirchweih darauf fuhr der Sepp mit seinem Alten hinunter zu uns um's ‚große Wort‘, und in der zweiten Faschingswoche führte er meine Schwester nach Möhrengarten heim als sein Weib. Die Alten zogen natürlich ins ‚Stübel‘**). — Obwohl sie mich daheim auch schon anfiengen, hin und wieder zu verheiraten, ließ ich mich das wenig anfechten und lebte lustig und ledig fort, bis auf einmal etwas geschah, was Alles änderte. Es kam die ‚hitzige Krankheit‘ (Typhus) hinauf in den Wald, und — der Sepp und sein Weib starben beide daran — inner vier Tagen."

Bis hieher hatte der Bauer mit leiser, eintöniger Stimme erzählt, wie man etwas tausendmal Gesagtes oder Gedachtes aufzusagen pflegt. Hier aber hielt er plötzlich ein und fuhr rasch mit der Hand nach der gefurchten Stirne, als ob er sich

*) ‚Gehen‘ ist der technische Ausdruck für das sich anstandlos in Späne Spaltenlassen der Stämme.

**) Die Wohnung der Ausgedinger.

mühsam auf etwas besinne, worauf er mit fast tonloser Stimme fortfuhr: „Jetzt kommt es, Anna, das, was du noch nie gehört hast, was deine Mutter, mein braves, edles Weib mit sich in die Grube nahm, die es nicht treuer bewahren kann, als sie es bewahrte in ihrem starken Herzen; jetzt kommt es, was mich mit dir, einem zarten Kinde, die Stätte verlassen hieß, an der deine Wiege stand, und was mich auch heute wieder forttreibt von hier, nur dass ich heute das allein tragen muss, was damals deine Mutter getreulich mit mir trug: denn dein junges Herz damit zu belasten, halte ich für Sünde! — Höre!"

Und Anna horchte; sie sah nicht auf und nach ihm; stieren Blickes schaute sie vor sich hin in die dunkle Stube, die nur von Zeit zu Zeit das knisternde Aufflackern des verlodernden Kienes auf dem offenen Herde kurz und grell erleuchtete: aber sie sah mit dem Auge des Geistes, tiefgebeugt die dunkle Gestalt neben ihr, wie grauenhaft bleich des Vaters Antlitz, wie trübe sein Auge; sie hörte jeden Schlag seines stürmisch klopfenden Herzens und hörte seine tiefe, traurige Stimme. — —

„Es war ein Kind dageblieben, ein Knabe, von rechtswegen der Erbe des Bauernstiftes. Das plötzliche Sterben der beiden Wirtsleute brachte alles in heillose Verwirrung und es that Noth, dass eine kräftigere Hand da Ordnung mache und halte, als die des alten, bereits kindisch gewordenen Ausnehmers. Ich musste hinauf nach Möhrengarten und führte die Wirtschaft so ein halbes Jahr, als auf einmal unsere Alten allesammt mit dem Vorschlage über mich kamen, die Regi (Regina) deine Mutter, auf die halbe Wirtschaft zu heiraten. Das Ding gieng an und machte sich schnell: wir heirateten. — Was ich jetzt weiß, wusste ich damals nicht — es kümmerte mich auch wenig, dass deine Mutter mich liebte, seit langem. Ich hatte mich eben verheiraten lassen und hatte weder etwas dafür noch dawider, obgleich die Regi älter war, als ich. — Hörst du Anna? jetzt kommt's!"

Anna nickte stumm mit dem Kopfe.

„Das Kind meines Schwagers fieng plötzlich an, auffallend schlecht zu werden und — plötzlich starb es! an der

Auszehrung sagten die Leute anfangs, aber nur anfangs, Anna" — bei diesen Worten drückte die schwielige Hand des Bauern den Arm seiner Tochter so krampfhaft zusammen, daſs es ihr einen leisen Angstschrei erpreſste — „sei ruhig! ich sage anfangs sprachen sie so, — dann sagten sie, ich hätte — dem Kinde — vergeben,*) um allein Besitzer des Stiftes zu werden."

Anna fuhr auf, als hätte ein Blitzstrahl neben ihr niedergeschlagen; und einen Blick, nur einen kurzen Blick warf sie auf das grambleiche Gesicht ihres Vaters, das sich voll Trauer, aber halb offen zu ihr emporwandte, dann sagte sie kurz und bestimmt ein Wort, ein armes, kleines Wort: „Nein!" aber es muſsten geheimnisvolle Schätze aufgehäuft liegen in diesem armen, kleinen Worte, denn der alte Mann, in dessen Herz es fiel, wiederholte es voll jubelnden Dankes viel und vielemale und er weinte dabei vor Freuden.

„Höre!" fuhr er endlich wieder fort: „deine Mutter gieng zu der Zeit mit dir gesegneten Leibes. Ich gieng mit mir zurate und beschloſs nach ihrer Niederkunft den Hof in Möhrengarten zu verkaufen und fort, weit fort zu ziehen, wo uns niemand kennt, um dem furchtbaren, unfaſsbaren Gespenste zu entfliehen, dem Gerüchte. — Hätten wir es gleich gethan! wärest du auf der Flucht geboren worden, du armes Kind der Schmerzen! — Du kamst zu böser Stunde auf die Welt, mein Kind! Sie läutete ein Miſsjahr ein, und darauf kam ein Hungerjahr und als das dritte kam, hatte es einen bisher ungekannten Gast in den Wald mitgebracht — einen gar schlimmen, heimtückischen — den Hungertyphus. Angst um dich, Furcht überhaupt steigerte unser Miſsbehagen an dem Aufenthalte in der Gegend, wo man uns verdächtigte und offen mied, wir schlugen den Hof los, obwohl mit bedeutendem Schaden; denn seit zwei Jahren war kein Grund weder gedüngt noch angebaut worden, da uns sowohl Viehfutter als Saatkorn fehlte. Wir zogen hieher und kauften diesen Hof. — Das, mein Kind, ist alles, was bis zum Tode deiner Mutter geschehen ist; was aber

*) Vergiften.

nicht geschah, was mein Herz verbrennt und verzehrt mit höllischer Glut, das ist — dass ich lieblos und kalt all' die Jahre hergieng neben deiner Mutter, der armen Kreuzträgerin, dass ich ihr großes, starkes Herz, das sich dürstend nach Liebe und Vertrauen dem meinen aufthat, erkalten ließ, bis es alle seine Schatzkammern verriegelte in bitterem Leide und sie mir nie mehr erschloss, als bis dies seine letzten Schläge that — für mich — als es brach! — — Drum fort!"

Und weiter sprach er nichts mehr. Mit tief gesenktem Haupte und krampfhaft gefalteten Händen saß er da, ein Bild echter, tiefer Trauer; erst als er leise, wie Flaum um seinen Nacken gelegt, die warme Hand seines stillweinenden Kindes fühlte, löste er die verschlungenen Hände, um dies enger an sich zu ziehen; und so lehnten sie an einander in schweigender Trauer. —

Die Herdglut war längst verloht und erstorben, die Stube tiefdunkel und keine Spur von Leben in ihr, als das leise, geschäftige Ticken der Wanduhr.

Als Anna morgens erwachte, fand sie sich in ihrem Bette, müde und matt, wie nach einem wüsten Traume. Der Vater war zeitlich in die Stadt hinabgegangen; „zum Advocaten" richtete ihr der Hofknecht aus.

Der Donnerstag war gekommen und zur Stunde, wie er es versprochen, der Lorenz mit dem Kaufschilling.

Da der ‚Böhm' erklärte, sich mit nichts als dem Nothwendigsten ‚schleppen' zu wollen, fanden sich in Kürze die Wirtschaftsbesitzer des Dorfes zur ‚freiwilligen', von dem Richter geleiteten Licitation der Stuben-, Haus- und Feld-Geräthschaften, sowie des vorräthigen Strohes und Wiesenfutters ein, und als es zu dämmern begann, war das Haus so weit geleert, dass die übriggebliebenen Betten und besseren Möbelstücke — Anna's Aussteuer — gar leichtlich auf dem Wagen zu verladen giengen, den ihr Vater zu ihrer Übersiedlung nach der Stadt gemiethet hatte.

Zu ihrer Übersiedlung; denn als er damals von dem Advocaten in der Stadt zurückkam, hatte er Anna auf dem, wie

er meinte, letzten Gange zu dem Grabe ihrer Mutter seinen Willen und seine Pläne für ihre Zukunft mitgetheilt.

Sie sollte in der Stadt bei einer ihm bekannten, guten Familie dasjenige erlernen, was zu ihrem Fortkommen — falls ihm etwas Menschliches begegnen sollte — förderlich sein konnte. Zu diesem Zwecke hatte er fast die ganze Kaufschillingssumme des Gehöftes nutzbringend angelegt und gerichtlich versichert. Er selbst wolle, so sagte er zu Anna, die Zeit ihrer Ausbildung über wandern, rastend, arbeitend, wie und wo es ihm beliebe und gefalle, bis — nun bis er eben wiederkomme, um nach seinem Herzenskinde zu schauen.

Dass die Leute in der Stadt unten ihn gar verwundert angesehen ob solchen seltsamen Beginnens, und dass der Advocat ihn gar erstaunt gefragt habe: „Ei Mann! Ihr thut ja, als ob Ihr morgen schon zu sterben gedächtet!" Das sagte er dem Mädchen freilich nicht! — wozu auch?

Dafür aber sagte er dem Kinde, dessen Hand er den mehr als stundenlangen Fahrweg über nicht losließ, tausend und tausendmal, wie er es liebend im Herzen trage, und ward nicht müde, von der Mutter zu erzählen und Anna immer wieder aufzutragen, ja deren Grab nicht zu vergessen, es alle Frühjahre mit frischem Rasen zu umkleiden und mit frischen Blumen zu schmücken und es wenigstens am Allerseelentage immer heimzusuchen — so dass Anna, sie wusste nicht, wie es kam, es nachgerade für etwas Ausgemachtes anzunehmen anfieng, sie müsse wirklich unter die fremden Menschen in die Stadt und der Vater hinaus in die weite, weite Welt, um sein Leid zu vergessen.

Sie kamen endlich an — es war geschlagene, finstere Nacht.

Freundlich und liebevoll aufgenommen, fand sich Anna schnell in der gefürchteten Fremde zurecht; stand er ja doch ihr wie von der Wiege an zur Seite, ihr lieber, und seit der Stunde sogar lieber gewordener Vater, in der er sie zur Vertrauten seines solange geheimgehaltenen und alleingetragenen Schmerzes machte: saß er doch, ihre Hände immer in den

seinen haltend, an ihrem Bette; bis zum Morgen wolle er das, sagte er, denn er könne und wolle nicht schlafen. — —

Und der Morgen kam, ein schöner, wunderklarer Frühlingsmorgen, der die grünende, sprossende Erde mit so sonnigem Lächeln begrüßte, dass es unmöglich schien, es könne Jemand seine helle, frische Freudigkeit schnöde durch bittere Thränen entweihen!

Und dennoch war es so; Anna und ihr Vater waren es, die dies thaten — ach! und wie sie weinten!

Und plötzlich sah sich Anna allein vor dem Hause, das sich ihr gastlich aufgethan, und auf ihren Lippen brannte der letzte Kuss ihres Vaters. — —

Der aber stieg, ohne sich umzuschauen, hastig, als gelte es dem Banne eines Zauberkreises zu entfliehen, bergan, bergan, bis er, zwischen den Sätteln des Schwarzberges angelangt, auf die zungenartige Hochebene kam, die von dortan den Übergang des Mittelgebirges zum Hochwald vermittelt.

Da erst mäßigte er seinen Schritt und wandelte gesenkten Hauptes, die Arme über der Brust verschränkt, langsam durch den Wald und den nebelbesäeten Steig entlang.

Was will der Mann? was soll seine Wiederkehr hieher, nachdem er freien Willens die Form zerschlagen, in der er bisher sein schlichtes Leben gestaltete?

Nein, er geht an dem Hause vorüber, aus dem sie todt und kalt das hinaustrugen, was er zu spät als dessen Schutzgeist erkannt; vorüber, und wieder wie damals, als er sein Gehöfte losschlug, auf dem Waldsteige bergan, immer höher wie damals, bis er eben wieder auf derselben Blöße stand, das blühende Thal zu seinen Füßen, die säuselnde Kiefer, den Baum am Wege zu seinen Häupten.

Und wieder wie damals ließ er sich auf dem alten, vermorschten Baumstrunk darunter nieder, und wieder wie damals hieng sein Blick starr, als wolle er sich festsaugen an dem grünen Thalgelände vor ihm, in dessen Tiefe das ernste Widerspiel des knospenden Lebens umher — der Friedhof lag.

Lange, lange sah er hinab — — gibt es ein Sattsehen an dem, was die geheimnisvollen Augen des Herzens und der Seele immer sehen, ob es auch Nacht ist, ohne Ziel, und durch alle Weiten?

Wandte er sich ab von dem Anblicke des kalten Grabeshügels und schaute, drang sein inneres Auge tiefer, als er plötzlich die Hände vor sein Gesicht legte und den Kopf tief auf die Brust gesenkt, bitterlich zu weinen begann? — wer mag das wissen!

Er schaute nicht mehr auf: war es die Ermüdung und Abspannung nach so vielen schlaflos durchwachten Nächten oder war es das Übermaß tiefen, echten Schmerzes — sein Oberleib sank mählich nach rückwärts, bis er an dem bemoosten Stamme der einsam am Wege stehen gebliebenen Kiefer einen Halt fand, und der Mann — entschlummerte.

Es war gegen Mittag und der Wald ruhte.

Alles Leben, sprossendes, grünendes, säuselndes, rauschendes, summendes, singendes, krabbelndes, springendes und fliegendes — Alles ruhte: jedoch nicht im Schlummer, sondern wie durch die magische Berührung der gewaltigen Hand der Natur urplötzlich in starrende, schweigende Ruhe versetzt, um voll und unverkümmert eines jedweden Funkens des schaffenden, nährenden und befruchtenden Lichtes theilhaftig zu werden, das da aus dem unversiegbaren Lebensborne der Sonne niederströmt auf die ruhende Erde, von der sich Millionen grüner, knospender Arme sehnend deren Flammenkusse entgegenstrecken.

Alles ruht! von den knorrigen Wurzeln der Bäume, unter deren tausendfältigen Moosdecken das rührige Volk der Käfer und Ameisen ihre Wohnsitze aufgeschlagen, an den in stillen Träumen hängenden Zweigen vorüber bis zu den schwanken, spitzen Baumkronen — Alles ruht.

Maus, Eidechs und Wiesel schauen starr mit den klugen schwarzen Äuglein aus den halbverdeckten Thüren ihrer labyrinthischen Schläfe heraus, Raup' und Käfer harren in sicheren, luftigen, sanft und leise geschaukelten Blatthängematten ihrer wunderbaren Verwandlungen, Fink und Hänfling, Drossel und

Specht kauern dicht wie zum Schutze an den Seiten ihrer scheu hingeduckten Nestgenossen: nur die unverbesserlichen Guckindiewelte, die neugierigen, vorwitzigen Mücken balancieren keck auf leisebewegten Grashalmen, deren höchste Spitzen sie pfiffig erklettern, um sich ja nichts von dem entgehen zu lassen, was es da setzt im schweigenden Walde.

Und fürchtet denn der ruhende Wald nichts von dem traurigen, leidbedrückten Wanderer, der die Arme über die Brust geschlagen, langsam unter seinem Schatten hinwandelt bis zu der abgetriebenen Stelle, die von der einsamen Kiefer, dem Baume am Wege, gekrönt wird?

O nein! der Wald kennt ihn gar gut: sah er den Mann doch seit einer gewissen Zeit Tag für Tag heraufpilgern zu der von Brombeergestäude bedeckten Blöße, und er weiß es gar wohl, was der hier sucht. Hörte er ihn doch zu so vielen Malen nur das Eine mit leiser bebender Stimme vor sich hinflüstern, wenn er, den Blick von der Thalfernsicht zu dem umrankten Boden senkend, sich seufzend und oft gar bitterlich weinend niederließ auf dem gefällten Stamme: „Ruhe! ach nur Ruhe!“

Und dennoch — horch! ein leiser, leiser und doch fast schriller Luftstoß fährt plötzlich hochhin durch die träumenden Föhren, welche ringsum die Blöße begrenzen — er fährt nieder an ihren reichbeschildeten Schäften und durch das Gesträuch und Gestäude zu ihren Füßen, und wecket Alles, von den kahlen, dornigen Wipfeln an bis tief unter die knorrigen Wurzeln aus der träumerischen Ruhe.

Auf! auf!

Was ist's? — kommt der grimme Feind des Waldes und seines stillen Lebens, dem er mit Axt und Säge zu Leibe geht, der Scherge der Gewaltherrscherin „Industrie?“ nahen Menschentritte?

Urplötzlich, als ob eines Riesenleibes tiefdunkler Schatten sich zwischen die Sonne und den unter ihren Strahlen in geheimnisvollem Werden ruhenden Wald geschoben hätte, erbebt,

erzittert mit raschem Schauder Busch und Baum, Halm und Kraut; die duftenden Knospen schließen angstvoll hastig die offenen Blütenaugen, die jungen, maigrünen Zweigansätze huschen furchtsam flüchtend zwischen die schützenden, starken, mit Rinde bepanzerten und bewahrten Äste hinein, und von Stamm zu Stamm flüstert und säuselt es mit Millionen Nadel- und Blätterzungen hinauf und herab: „Habt Acht! seid auf der Hut!"

Und auf den Wachtruf des Waldes kriecht, raschelt, springt und fliegt all' sein erschrecktes Volk eiligst in seine bereiten Verstecke; sogar die arme Schnecke, die sich von Ruh' und Sonnenschein verleiten ließ, sich weitab von ihrer feuchten Moosheimat hinaus auf den nadelbesäeten Waldpfad zu wagen, macht einige hastige, unbehilfliche Sätze, um sich zu retten, aber — aufgehalten durch Staub und Kiessand — verkriecht sie sich endlich mit verzweiflungsvoller Ergebung in ihr schillerndes Gehäuse, es dem Zufalle anheimgebend, ob die feindliche Menschenferse sie als zu geringfügig verachtend verschonen oder freventlich zertreten werde.

Doch nein — ei, du alter, närrischer Böhmerwald! wie konntest du also erschrecken? Es war ja nicht der Habtachtruf deiner alten, graubemoosten, seit Jahrhunderten treue Wacht haltenden Baumveteranen: es war etwas anderes — etwas ganz anderes!

Der Mann unter der einsamen Kiefer war, den schweren Kopf immer tiefer auf die bedrückt athmende Brust senkend, endlich allgemach eingeschlafen, und der Baum am Wege war es, dessen Stamm, als die an ihn sich lehnende Gestalt des Schläfers ihn erschütterte, jenen zitternden, rischen, von all' seinen nadelbesäeten Ästen zugleich ausgehenden Ruf ausstieß.

Es war nicht erst nöthig, dass die Nadelzweige es hinab zu den Farren- und Brombeerranken am Fuße desselben telegraphierten, damit diese es von den Moosspitzen und Grashalmen weiter gehen ließen über die Blöße bis über deren Grenze und in die Wiederanfänge des Waldes hinein: der jach aufgeschreckte, leise flüsternde Wald verstummte alsbald, sowie er die fein säuselnde und dennoch so klar vernehmbare Stimme

der Kiefer vernahm, die sogar hell und voll in die Seele des Schläfers unter ihr schlug. — — —

Und sie sprach — eigentlich erzählte sie, und der Ton, in dem sie dies that, klang schlicht, harmlos und absichtlos, als ob es eben nur gelte, eine alte, tausendmal erzählte Mähr zu verkünden. — — —

„Vor vielen vielen Jahren — wie lange es ist, weiß ich nicht und wird dies erst das scharf berechnende Auge dessen, der mich einst fällen oder kaufen wird, meinen angesetzten Jahrringen nach ermitteln — vor vielen Jahren also stand ich meiner Erinnerung nach auf diesem grünen Waldflecke ein junges, schlankes, kaum halbgewachsenes Bäumchen; nicht allein — ein Schwesterchen neben mir, so hoch, so schlank wie ich — mein liebes, liebes Schwesterchen! — — der da unter meinem Schatten sein Leid auf einen Augenblick verträumend, schläft, er sitzt auf ihrer Leiche — — — damals kannte man hier oben keinen Feind — wir Bäume nämlich — als Sturm und Borkenkäfer: und wüthete jener nicht, und that uns dieser nichts zuleide, so war es, wie mir Eltern, Nachbarn und Verwandte gar oft erzählten, in der Regel nie anders, als dass der Stamm stand, oft in die hundert Jahre, bis es ihn selber verdross und er sich hinlegte in's grüne, weiche Moos — und starb. — Doch ich ward älter, höher, stämmiger, ein Baummann — und derweile ward es auch im Walde anders.

Für den Menschen, der sich seither immer begnügt hatte, die bis ins tiefe Thal, zu seinen Hütten hinab verwehten, endlich nach und nach aufgeschossenen Keime des Waldes zu seiner Nothdurft zu verwenden, fand sich nachgerade, als die Familie zum Volke geworden, dort keine genügende Ausbeute mehr, und von Tag zu Tag erklang der Schlag der Axt und der kreischende Ton der Säge den Bergwipfeln näher. Kohlenfeuer, Pferde, Wagen — Dinge, die der Wald sonst nie gesehen, wurden stetig unter seinem Schatten und — eines Tages kamen sie — die Menschen — mit Axt und Spaten und gruben eine lange, lange Grube durch den gelichteten Wald bis zur Kuppe des Berges — einen Weg — das Grab des Waldes. —

Mich verschonte Axthieb und Spatenstich; ich blieb der Baum am Wege — damals.

Die Zeit verstrich. Hüben und drüben auf den Berggehängen ward geschlagen und in Scheite gespalten: ich blieb stehen — doch wie?

Sie fuhren täglich, stündlich vorüber an mir, die die Leichen und Trümmer meiner Brüder thalabwärts führten: mein verkrüppelter Bau, mein umfangloser Stamm reizte sie wenig — was wollten sie von mir? was that ich ihnen — höre du armer Schläfer unten, der du meinst, dir hätten die Menschen Übles angethan! — was that ich ihnen, ich armer verkümmerter Baum, der ich jedweden Vorübergehenden mit zitternden Nadelzungen um Erbarmen anflehte, dass sie mir zum Scherz — welcher Scherz! — Hieb auf Hieb beibrachten im Vorüberfahren! Sieh her du, dessen Herz du auch von ihnen zerrissen wähnst! sieh her! schau die tiefen, klaffenden, erst nach jahrelangem Schmerz vernarbten Wunden, die sie mir geschlagen, betrachte die beiden, langen Thränenströme, die mein Herz geweint — sie nennen es Harz?! — sieh mich an, genau, und höre: dennoch grünte und blühte und wuchs ich fort — — hörst du? — —"

Der Wald rauschte laut hochauf, der Baum am Wege senkte müde seine emsig flüsternden Nadelzweige, und der Schläfer unter ihm erwachte. —

„Ho! hat mir geträumt? — sprach der Baum zu mir? — alleins! ich weiß es, es fiel wie goldener Regen in mein Herz. — — Sterben wollt' ich, der kleinen Wunden wegen, die mir das Leben und der Tod geschlagen, und du, du treuer Warner, du mein lieber Lehrer — —" Der Mann sprach lange nicht weiter: er hatte sich erhoben und die Arme um die Kiefer gelegt, sich laut weinend an ihren Stamm gelehnt.

„Wie sie flüsternd aufsäuselte! so frisch, so freudig! Ja — du hast mir die rechte Lehre gegeben," fuhr er endlich glänzenden Auges fort: „sei ich der Baum am Wege, den Sinnlosigkeit und Muthwillen ungestraft verletzen kann: ich will fortgrünen! sei ich der Prellstein an der Straße, den Huf und

Rad achtlos schädigt — stehen will ich, bis es zu Ende ist — — und mein Kind, mein geliebtes Kind!"

Plötzlich — ohne mehr ein Wort zu verlieren, ohne mehr einen Blick auf die Kiefer zu werfen, eilte der Undankbare fort. —

Nein! er war nicht undankbar. Des andern Tages früh wallfahrte er abermals auf demselben Steige, demselben Ziele zu, und nicht allein. Sein Kind mit ihm.

Und unter dem Schatten der rauschenden Kiefer erzählte er dem staunenden Kinde, was er dunkles, sündhaftes gewollt, wie und wodurch es plötzlich anders und Licht geworden in seinem trostlosen Herzen, und wie er wieder sich gerne mühen wolle, um zu leben für und mit ihm, seinem Herzenskinde, seinem Alles auf der Welt.

Und als sie giengen — zum letztenmale — um hinaus zu pilgern in die weite Welt, bis sie ein annehmbares Fleckchen fanden in der unbekannten Fremde, da hoben Beide segnend die zitternden Hände zu der säuselnden Kiefer — und giengen weinend davon.

Als aber der Tag zur Ruhe gieng und die Sonne versinkend mit ihren rothen Strahlen die Kuppen des Schwarzberges vergoldete, fielen ihre blinkendsten Goldkörner auf die einsame Kiefer inmitten der dunkelgrünen Blöße, und es duftete und glühte wie ein märchenhafter Rosenstrauch „der Baum am Wege."

Gretl unter der Stauden.*)

1. Der Hüttenbettelmann.

Wenn der hohe Pyrgas, der Seekogl und der Königsberg, zwischen deren waldigen Sockeln sich die Enns durch unwegsame Schluchten aus Obersteier hinaus nach Oberösterreich hineinstiehlt wie ein echter Pascher, wenn die besagten drei Recken nicht gar so unbändige Bergriesen wären, so könnte man ohne weiteres sagen, dass Altenmarkt auf einem Berge liege; aber so — was können Leute, denen es ein helllichter Spass ist, alle Wochen, und wenn's darauf ankommt, auch öfter über den Pötschen, den Rottenmanner oder Radstädter Tauern, oder über die Lichtmessalm zu steigen, was können die für Wesen mit dem Bergel oder Hübel machen, auf dem Altenmarkt liegt? kein's; sie gehen halt ganz einfach „auf Altenmarkt!"

Drum ist es eine wahre Schande, wie der junge, rüstige Bursch da, dem man es übrigens auf eine Viertelstunde weit ansieht, dass er ein echtes Gebirgskind ist, so verdrießlich und faul den Gehsteig hinankriecht, der so schnurgerade, als hätte ihn der leibhaftige Durst erfunden und gebahnt, aus dem Thale zum Altenmärk'ter draußnaen (draußigen) Wirtshaus führt!

Das ungefähr mochte ein alter, ziemlich schäbig aussehender Mann sich denken, der vor kurzem aus der Tiefe der Thalsohle heraufgekommen, den vorbesagten, ihm weit vorangewesenen jungen Burschen fast auf dem halben Steige eingeholt hatte.

*) Gretl (Gretchen) unter — hinter — der Stauden nennt das Volk gewiss poetisch die schöne Waldblume nigella damascena aus der Familie der Ranunkeln, die sonst auch, eben so poetisch, „Braut in Haaren" heißt.

Wir sagen „vor kurzem,“ indem wir uns in jene Zeit zurückversetzen, in der sich diese wahrhaftige Geschichte zutrug. Ist seitdem wieder um ein gut Theil älter geworden die liebe, alte Welt, denn man schrieb damals anno domini 1824, und am St. Adalbertitage war's, der dazumal auf einen Samstag fiel, als die Zwei auf der Mitte des Steiges zum Altenmarkter Wirtshause zusammen kamen.

Wohl mochte der Alte sich wundern, was der flinke Bursch, den er schon von weitem erkannt hatte — es war der Schmied Franz aus dem Hammer St. Gabriele, was der heute also gar so trübselig dahinschlich auf dem schmalen Steige, und gerade er, der sonst dafür bekannt war, den Weg vom Hammer zum Wirtshause in ein paar Sätzen zu machen, wie es ihm weitum Keiner nachthat; warum? weil — nu, weil er seinen Schatz dort hatte, die kleine, nette Gretl, unstreitig die hübscheste Schenkmagd, die jemals im Ennsthale einen Gast die schaumgegupfte Halbe mit einem freundlichen „G'seg'n Gott“ zugebracht.

„Ho Franz! müd? gelöscht? Feierabend?“ rief ihn der Alte an, als er an der Seite des Burschen war, und warf den vielgeflickten, schmutzigen Sack, den er auf der rechten Achsel trug, auf die linke hinüber; dem Klange nach befanden sich Eisenabfälle, vermuthlich zusammengebettelte, darin, denn so was ungefähr schien das Gewerbe des Mannes zu sein, und er mochte unter die Classe jener privilegierten Bettelleute gehören, die in den Hütten und Hämmern der an hartem Eisen und weichen Herzen so reichen Obersteiermark thatsächlich wie Kostgänger ge- und erhalten werden — oder wurden: denn es ist schwer anzunehmen, dass die Sturmflut der Zeit, die so viele Privilegien verwaschen und davongeschwemmt, gerade das jener Strolche unbehelligt belassen hätte.

Das Privilegium besagter Bettlergattung bestand darin, dass sie sich des Samstags, ehe die Öfen gelöscht wurden, bei der Vertheilung der gebräuchlichen Eisenprocente unter die Arbeiter (die „Föderung — Forderung“ — oder das Gwinngats — Gewinnst — genannt) allda einfinden konnten, um, ohne viel Bitten und Betteln, ihren guten Antheil davon an

sich zu nehmen, der natürlich größer oder kleiner ausfiel, je nachdem der Hüttenbettler mehr oder weniger beliebt war unter den Eisenarbeitern.

Es ließ sich leicht verkaufen und gut verwerten dies Almosen, beim draußigen Wirth in Altenmarkt hatten die Hütten-Bettelleute bekanntlich ihren Stappelplatz; und galt das durch Brauch und Zeit begründete Recht eines Bettlers für ein größeres oder geringeres Capital, je nachdem er es auf mehr oder weniger Hochöfen und Hämmer auszudehnen befugt war. Es soll sogar erblich und zu vermachen gewesen sein — was freilich eine ungeheuere Gutmütigkeit der Betheiligten voraussetzt, aber es sieht ihnen gleich das den guten Leuten droben in den betriebsamen Thälern, in deren Tiefen Altar an Altar dem Dienst des Gottes ragt, „der Eisen wachsen ließ".

Also — als der Alte den Schmied, wie bemeldet, angesprochen, stand der still und drehte sich bald um: „Du bist's Lorenz?" sagte er traurig, trat ein wenig auf die Seite, um ihn heranzulassen, und ließ sich dann im Weitergehen recht kläglich also vernehmen: „Ja ja, Lorenz! gelöscht und Feierabend — auf lange Zeit, vielleicht auf immer!"

„Hoho! wie das?" rief der Bettler verwundert, der, ohne ein Auge von dem Burschen zu verwenden, auf dem holperigen Steige neben ihm hertrottete.

„Hm! einrücken muss ich; Montag abends muss ich in Judenburg sein!"

„Ho! so bist du Soldat? — 's erste Wort!"

„Ja freilich, schon seit vorigem Frühjahr bei der Landwehr; ich hatt' Urlaub bis zur Einberufung!"

„Ei, ei, und so g'schwind? weiß's die Gretl schon?"

„Nein! ich denke nicht, obwohl — —." Der Schmied hielt plötzlich inne und hob den gesenkten Kopf rasch in die Höhe: auf seinen Zügen lag auf einmal der düstere Ausdruck der Trauer nicht mehr, sondern der helle, scharfe des bitteren Argwohns zuckte darüber hin, als er leise weiter sprach: „obwohl sie's wissen kann, wenn — wenn sie falsch ist!" „Die Gretl falsch — nein Franz! sie ist eine brave Dirn!" rief der

Bettelmann mit sonderbarem Eifer und er rief es mit so feierlich hallender Stimme, mit so bestimmtem Ernste, dass in demselben Augenblicke der zwiefache Feuerstrom der Scham und der Freude seine Flammen in das erregte Antlitz des jungen Burschen schoss und er, den Arm des Alten ergreifend, hastig ausrief: „Gelt nein, Lorenz? sie ist nicht falsch, sie ist recht, meine Gretl?“ was der Bettler stumm, aber mit nachdrücklichem Kopfnicken bejahte.

Der Schmied strich sich leicht mit der schwieligen Hand über die heiße Stirne: „Wie konnt' ich nur so reden, ich schlechter Mensch!? — — aber es war — weiß Gott! wie mir der Gedanke kam — eben, als der Amtsbote mit dem Zettel zu mir trat, worauf mit kurzen dürren Worten der Befehl zum Einrücken stand, da war es mir, als ob der Gedanke mich anflöge mit den sprühenden Feuerfunken, die mich umtanzten, und als ob der Hammer bestätigend dazu nickte im Niederfallen und als ob es aus dem Rauschen der Wässer und aus dem Zischen der Öfen mir heraus zuflüstere: „I nu freilich, Du dummer Franz — —“

„Ja was denn, Franz! was denn für ein Gedanke?“ fragte der Bettelmann kopfschüttelnd.

„Dass — dass der neue Hüttenverwalter Schuld daran ist, dass ich einrücken muss, dass der Wirt droben, der scherwenzelnde Schuft, der ihm die Stange hält, gar gut davon weiß und — vielleicht auch die Gretl! — —“

„Pah! wie das?“ rief der Bettelmann plötzlich stehen bleibend: „Du willst doch nicht sagen, dass mei — — dass die Gretl was habe mit dem alten Schleicher — —?“

„Hm, gerade nicht, dass sie schon was hat mit ihm; aber, trau' Einer dem Weibsvolke —“ meinte der Schmied mit traurigem Kopfnicken; „ich kann mir nicht helfen, aber mir kommt's vor, als müsse ich fort, um Platz zu machen — ihm!“

„Aber wie um aller Welt willen kommst Du denn auf den Gedanken, Franz!“ fragte der Bettler dringend: „was ist denn geschehen? ich denke, ich, der ich fast die ganze Woche

über im Wirtshause droben herumsitze, müsste doch auch etwas bemerkt haben?"

„Oh, mein lieber Lorenz, was solltest Du bemerkt haben!" sagte der verzagte Schmied, „das Auge eines Fremden, und hätt' es die Schärfe jenes des Häheres, ist blind gegen das Auge der Liebe."

„Und wer sagt Dir, dass ich auf die Gretl mit dem Auge eines Fremden schau'?" warf der Bettelmann so ernst und nachdrücklich ein, dass der Schmied unwillkürlich wieder stehen blieb und einen raschen, verwunderten Blick nach dem seltsamen alten Manne warf, der, sonst so schweigsam und unzugänglich, sich heute in so auffallender Weise an ihn und in sein Vertrauen drängte; doch im demselben Augenblicke fiel ihm ein, dass es der närrische Lorenz sei, wie man den Hüttenbettler allgemein hieß, der diese närrische Frage an ihn that, und beachtete sie nicht; aber weil es ihm, wie jedem leidbedrückten Menschen, wohl that, seinen Kummer überhaupt auszusprechen, sagte er mit einem freundlichen Blicke auf den Bettelmann: „Ja, Lorenz, ich will es Dir sagen, wie mir der Verdacht kam, wie er wuchs in mir, bis — bis zur traurigen Gewissheit — —"

„Mag sein, dass Du recht hast, was den Verwalter und den Wirt anbelangt, aber die Gretl nimm aus! —" fiel ihm der Alte mit strafender Miene in die Rede.

Franz lächelte wehmüthig: das war es ja nur, was er wollte; es hatte gar viel gebraucht, um in seiner treuen, ehrlichen Seele den Gedanken an eine Falschheit seines Schatzes aufkommen zu lassen, er hatte ihn sorglich gehütet, verschlossen in der Tiefe seines Herzens und hätte ihn nimmer ausgesprochen, wenn ihn nicht heute dieser gewaltige Schlag getroffen hätte: fort zu müssen von ihr — auf lange vielleicht! und dennoch wäre er, mit Freuden freilich nicht, aber leichten Herzens zur Kreisstadt hinabgezogen, um sein geliebtes rußiges Schmiedgewand mit dem „Zweierlei-Tuch" zu vertauschen, wenn er nur die Gewissheit mit auf den Weg hätte nehmen können, dass seine Liebste unbetheiligt sei an dem Streiche, den ihm,

das ließ er sich einmal nicht nehmen, sein mächtiger Nebenbuhler gespielt.

„Ich werde Dir sagen, Lorenz“, begann er, „wie ich dahinter kam, dass der Wirt und der Verwalter Übles gegen mich und meine Lieb' im Sinne haben, merk' auf: es mögen ungefähr zwölf, vierzehn Wochen her sein — um die Weihnachten herum war's — da kam der neue Verwalter zum erstenmale hinauf in's Wirtshaus, spät in der Nacht, es stöberte gewaltig, und begehrte einen Führer mit einer Laterne hinab nach St. Gabriele. Da sah er die Gretl und war gleich „weg“, wie man sagt; so erzählte mir's wenigstens der Martin, der Knecht im Wirtshause droben, und auch, dass der gestrenge Herr Verwalter jetzt auf einmal keine Eil' mehr hatte, und sogar über Nacht oben blieb. Ich lachte dazu, als mir das Martin den andern Tag gleich brühwarm brachte mit dem Ausdrucke: „Du, gib' acht, Franzl, der hat ein Aug' auf Dein Dirndl.“ Mein Gott, dacht' ich mir, warum sollt' er sie scheel ansehen, die Gretl, die muss wohl Jedem gefallen, sie ist ja darnach! Nun, das war nichts und ich machte mir auch später wenig daraus, wenn mich meine Kameraden damit scherten, dass mir der Verwalter in's Kraut gehe: war ich doch der Gretl gewiss! Da einmal kam der Wirt Sepp — es war zu Josefi, an seinem Namenstage und er ein Bissen angestochen — kam der zu mir und brachte mir's zu und zeigte dabei nach dem Schenktisch, wo die Gretl stand und der Verwalter, wie alleweil, bei ihr: „Fürchst Di nix, Franzl?“ raunt er mir zu. „Na“, sag' ich und trink'. „Na freilich, so lang D' da bist, hat's ka Noth, aber — wann's D' so einrucken müeßst!“ meint er drauf und lacht so giftig dabei, dass es mich in allen zehn Fingern gejuckt hat. Ich geb' ihm kein' Antwort drauf und bin bald drauf heimgegangen; aber von der Stund' an hatt' ich kein' Ruh' mehr, immer und immer wilder hört' ich ihn hämisch fragen: „wann's D' so einrucken müeßst!“ — und heut' hab' ich den Zettl kriegt.“

Die Stimme des armen Burschen zitterte, als er hiemit schloss, und sie klang hohl und dumpf, als er die Frage des

Bettlers, ob der Verwalter die Zeit her in Judenburg gewesen, also beantwortete: „Zweimal, vor vier Wochen einmal, und vor vierzehn Tagen."

„Dann ist schon was daran," meinte der Alte nachdenklich; „aber wie bringst Du die Gretl dazu?"

Der Schmied sah sinnend vor sich nieder und antwortete lange nicht. „Wie? ich weiß es selber nicht!" sagte er endlich, „ich kann nicht sagen, daſs sie weniger freundlich und liebevoll gegen mich wäre, als in früherer Zeit, aber — ich denke mir, daſs es denn doch ein großes Glück für sie wäre, wenn sie der Verwalter zur Frau nähme, und daſs sie darüber leicht den armen Schmiedgesellen vergessen dürfte, und so — —"

„Pah, Du Narr!" rief der Lorenz mit höhnischem Lachen, „es wird Dir doch nicht einfallen, anzunehmen, der gestrenge Herr Verwalter von St. Gabriele werde in Ehren um die Magd des Altenmarkter Schenkwirtes freien?"

„Ja, was denn sonst?" fragte der Schmied erstaunt und erhob die großen, blauen Augen ahnend zu dem braunen Gesichte des Hüttenbettlers, auf dem bei dieser Frage der Ausdruck bitteren Hohnes verschwand, um einem Zuge tiefer Rührung Raum zu geben: „Du gute Seele!" sprach er leise, „was weißt Du von der bösen falschen Brut, die man — doch lassen wir das, wir sind zur Stelle. Sag' mir, warum Du mich so sonderbar anschautest und mir keine Antwort gabst, als ich Dir sagte, daſs ich die Gretl nicht mit den Augen eines Fremden anschaue?"

Sie standen bereits an dem Zaune, der den Wirtshausgarten umfriedete, als der Bettelmann diese Frage that, die den jungen Schmied in einige Verlegenheit zu setzen schien, denn er wandte und drehte sich hustend und räuspernd bald auf die eine bald auf die andere Seite, gab aber keine Antwort.

„Gelt Franz!" begann der Bettelmann nach einer Weile wieder — er sah ernst aus dabei, und seine Stimme klang tief und feierlich: „weil die Leute mich den alten närrischen Lorenz nennen, weil Du dachtest, daſs es ein Verrückter sei, der Dir das sagte, darum that'st Du also? Wohl, Du hast,

wie Jedermann, Dein gutes Recht dazu, so zu denken und zu thun, und es war mir seit den zwanzig Jahren, die ich wieder in diesem Thale lebe, bis zur Stunde wenig darum zu thun, die Leute einer anderen Ansicht von mir zu machen, ich ließ sie bei ihrem Glauben; sie hatten ja eines Theiles recht: war mir doch seit meiner Jugend Alles verrückt geworden von Recht zu Unrecht, von Glück zu Elend — Alles, — warum sollte ich nicht selber auch verrückt geworden sein am Ende? Vielleicht erzähle ich Dir einmal, wie — wie das Alles so kam, doch ist das eine lange trübselige Geschichte und jetzt nicht die Zeit dazu: höre jetzt, wann musst Du einrücken?"

„Morgen ist mein letzter Sonntag hier in Altenmarkt, am Montag muss ich in Judenburg sein!"

„Gut, so geh' jetzt zur Gretl und bring' ihr die traurige Neuigkeit. Aber das schlag' Dir aus dem Sinn, sie weiß nichts um die Geschichte, und vor dem Wirt darf Dir nicht bange sein, so lange ich da bin und — —"

Der Schmied sah mit ungläubigem Lächeln auf zu dem verrückten Alten; dass ihm sein Schmerz so nahe gieng, freute ihn doch, obwohl er sich gar wenig zu hoffen getraute von seiner Hilfe.

„Was siehst Du mich so zweifelnd an?" fragte der Bettler stolz. „Gut denn! Du sollst noch heute erfahren, dass ich der Mann dafür bin, Deinen Schatz vor den Nachstellungen des Verwalters, wie vor der Habgier des feilen Wirtes zu bewahren. Du hast morgen noch den ganzen Tag zu einem Werke, das am besten in einer Secunde abgethan wird — zum Abschied nehmen: komm also heut' Nacht um die zehnte Stunde hinab zu der Stelle unterhalb des Steges, wo die Enns so tief in die felsige Schlucht hineinstürzt, als wolle sie es versuchen, dort den Marktberg zu erklimmen; bei der großen Mehlbeeren-staude werd' ich Dich erwarten. Wird es Dir nicht zu bald sein, gut' Nacht zu sagen oben um zehn Uhr? Wirst du kommen?"

„Gewiss!" sprach Franz rasch, von einem ahnungsvollen Gefühle bestimmt, das mehr als Neugier war.

„Gut! wirst's nicht bereuen! Also um zehn Uhr unter der Stauden!“ damit schritten sie rasch dem Wirtshause zu, der Bettelmann, um sein eisernes Almosen in heller klingendes Metall umzutauschen — und Franz zu seinem Schatz.

---

2. Unter der Stauden.

Die Gretl hätte blind sein müssen, wenn sie nicht auf der Stelle gewusst hätte, als Franz eintrat, dass ihm was Übles passiert sei, und selbst wenn sie blind gewesen wäre, sie hätte es gewusst, gehört an den leisen, scheuen Tritten, mit denen er langsam herankam, wie das Unglück auf Socken schleicht über die Schwellen der Menschenhütten.

Sie wusch eben das Geschirr. Mit einem leisen Schrei ließ sie den Zinnkrautkranz fallen, mit dem sie die Gläserdeckel rieb, als sie ihren Liebsten langsam und bleich auf sich zutreten sah, und flog ihm entgegen.

Der Jammer macht nicht viel Worte. „Einrücken!“ hauchte der Schmied, und — sie wusste Alles.

Ein Glück, dass noch keine Gäste da waren.

Als die ersten lauten Ausbrüche der Klage und des Schmerzes vorüber waren, saßen sie mit in einander geschlungenen Armen hinter dem Schenktische und weinten — beide bitterlich. „Mein Gott! mein Gott!“ wehklagte sie und „Ja ja!“ sagte er und nickte mit dem Kopfe gar traurig dazu. „Aber kein Krieg ist wenigstens nicht!“ meinte die Gretl, denn das war der einzige Trost, den das arme Mädchen wusste; Franz sah sie wehmüthig lächelnd an dabei, es kam ihm vor, als ob es für ihn im tiefsten Frieden der Todesarten mehr zu sterben gäbe, als im Kriege: an fruchtloser Sehnsucht, an nagendem Zweifel, am Heimweh, an gebrochenem Herzen.

Endlich kamen Leute und auch der alte Lorenz; er that aber, als ob er sie nicht bemerkte, und setzte sich an seinen gewöhnlichen Platz hinter dem Ofen.

Der Verwalter kam diesen Abend nicht und auch der Wirt ließ sich wenig sehen, und wenn je, so wich er Franz so auffällig aus, dass bei ihm aller Zweifel an dem Bestehen eines geheimen Einverständnisses zwischen ihm und dem Verwalter vollends schwand. „Er weiß es — er hat es lange gewusst!" knirschte er in stiller Wuth vor sich hin.

Vor zehn Uhr, ehe er gieng, sah er nach der Ofenecke, in der Lorenz gewöhnlich saß; der Platz war leer. „Gretl, ich geh'! gut' Nacht — zum vorletztenmale!" sagte er, seiner Liebsten die Hand bietend.

„Schon? warum denn so bald, Franz?" fragte das Mädchen mit den weichsten Tönen ihrer süßen Stimme.

„Ich hab' Jemandem versprochen, um 10 Uhr unterhalb des Steges zu sein, dem alten Lorenz."

„Dem? und was hast Du denn mit ihm?"

„Was ich mit ihm hab'? weiß ich's selber nicht, aber Dich geht's an — Deinetwegen geh' ich hinab an die Enns;" er sah ihr dabei lange und innig in das wunderliebliche Gesicht und, indem er es an dem rosigen Kinne in die Höhe hob, setzte er lächelnd hinzu: „er hat mir versprochen, acht zu geben auf Dich, wenn ich weg bin?"

„Ach geh, Du Garstiger! Du weißt doch, dass das nicht Noth thut bei mir?" schmollte Gretl.

„Hm, doch! wer weiß? besser vorbedacht als nachgeklagt! der Verwalter — —"

„Ach ja! mit dem hab' ich mein Kreuz; aber vor dem — —"

Franz horchte gegen die Stube hin, es schlug zehn Uhr. „Ich muss geh'n," rief er, das Mädchen sanft an sein Herz drückend, „es ist ein gut Stück Weg zu der großen Stauden unter dem Stege, und warten soll der Alte nicht, ich hab' es ihm versprochen. Gut' Nacht!"

„Wart' Franz! nur einen Augenblick!" rief die Gretl ihm nacheilend, „zu der Stauden hat er Dich bestellt, sagst Du! das ist sonderbar."

„Sonderbar? und warum das? er wollte halt nicht, dass

alle Hüttenleut' an uns vorüber kommen, wenn wir bei oder auf dem Stege stehen!" meinte der Schmied.

„O nein, nein!" rief das Mädchen, „das hat seinen Grund, gewiss, dass er Dich gerade dorthin bestellte; weißt Du denn nicht, dass sie mich Gretl unter der Stauden heißen?"

„Nun ja, weil Du wie das schöne, frische Blümerl bist, das sich unter dem Staudenlaub versteckt!"

„Ach geh! das sagst Du nur so — Du wirst ja doch wissen, dass ich unter der, — g'rad unter der Stauden gefunden worden bin, wohin dich der Lorenz bestellt hat; damals war sie freilich noch kleiner, vielleicht so klein, wie ich selber."

„Gefunden? unter der Stauden?" fragte der Schmied, erstaunt zurücktretend, „ja, wie denn das?"

„Nun, ich — ich bin ja ein Findelkind!" erklärte die Gretl nach einigem Zögern: „ich meint', es wüsst' es das ganze Thal. Ja Franz! ich bin eine arme, verwaiste Dirn', der Vetter, der Wirt ist gar nicht mein Vetter, und ich heiß ihn nur so, weil er mir's so geschafft hat, ich weiß nichts, wer mein Vater und Mutter gewesen — aber der Lorenz soll's wissen, das hat mir der alte Martin gesagt, und so viel hab' ich auch aus dem Vetter sein' Reden entnommen, aber ich habe noch nie so viel Muth gehabt, den alten Mann, der mich immer so bockstarr anschaut, darnach zu fragen; ich fürcht' mich vor dem närrischen Lorenz — ich weiß nicht warum."

„Jetzt kann ich mir denken, was er mir sagen will," sprach Franz nachdenklich, zum drittenmale Abschied nehmend, „jetzt lass mich aber gehen, und schlaf' gesund, ich darf den Alten nicht länger warten lassen."

„Aber gelt, Franz! Du hast mich doch gern, wenn ich auch ein Findelkind bin," flüsterte das Mädchen, noch die Hand des Scheidenden zurückhaltend.

„I du Närrchen!" sagte er mit gerührtem Lachen, „möge die Stauden immer blüh'n, wie ich sie immer lieben will, die ihre grünen, schattigen Arme segnend über das hilflose Kind gebreitet! mach' Dir nichts d'raus, Gretl! Du bist schön und

gut geworden, als ob Du in einer goldenen Wiege gelegen wärst. Gut' Nacht!"

Ein fester Kuss klang hell durch die Nacht und die Verliebten stoben auseinander. — — —

Der Alte saß, aus einer kurzen Pfeife rauchend, unter der Staude.

„Seid nicht harb, Lorenz!" rief ihm der in hastigen Sprüngen fast athemlos herankommende Schmied schon von weitem entgegen, „ich konnt' nicht ab früher."

„Das glaub' ich Dir ohne Schwur!" meinte der Bettelmann mit einem leichten Lächeln, „weiß ja selber aus alter Zeit her noch, wie das geht, wenn man soll und nicht mag, und nun gar aus einander zum vorletztenmale! — Nun, wie nahm die Gretl die Trauerbotschaft auf?"

„Wie? mein Gott! was will sie thun? g'flennt hat sie halt und das rechtschaffen und — ich mit ihr."

Der Bettler verzog keine Miene seines starren Gesichts bei dieser treuherzigen Antwort des Burschen und sah schweigend vor sich nieder, was dieser für eine Aufforderung nahm, das Gespräch fortzuführen: „Sie hat mir auch gesagt, und das hat mich nicht wenig überrascht, dass sie ein Findling sei und dass sie glaubt, Du wissest um das Geheimnis ihrer Geburt, Lorenz!"

„So, glaubt sie das?" sagte der Alte langsam, „sie zeigte sich seltsamer Weise nie neugierig, dies Geheimnis zu erfahren."

„Sie sagt — sie meint — sie fürchte sich ein wenig vor Dir!" versetzte Franz stotternd, offenbar willens, die Saumsal seines Schatzes zu entschuldigen.

„Nun, es wäre ihr auch wenig gedient gewesen, ihr junges Herz damit zu beschweren," sprach Lorenz weiter, ohne auf des Schmiedes Einrede zu achten, „dies Geheimnis ist nicht von der Art, ihr Freude zu machen oder mit seiner Enthüllung ihr Leben umzugestalten: es ist nichts dahinter als Elend und Jammer. Und was nützt es sie rundherum, wenn sie erfährt, dass sie nicht allein stehe auf der weiten Welt, dass es einen Menschen gebe, den Bluts- und Leidensbande fest an sie knüpfen, wenn dieser eben ein armer, verachteter Mensch, ein Bettel-

mann ist. Für Dich aber ist es insofern von Wichtigkeit, als Du erfährst, dass Du Deinen Schatz nicht allein und ohne Obhut hier lässt, hier, wo die Habgier nur des günstigen Augenblickes harrt, ihn zu verschachern, und die sündliche Lust, ihn zu verführen, — — darum hab' ich Dich herbestellt, Du sollst erfahren, was es ist."

Der Bettler zog den Schmied neben sich nieder auf den üppigen Rasen und begann: „Ich bin kein Hüttenarbeiter, wie Du wohl glauben magst, sondern ein Bergmann, und war von Jugend auf rundum überall in den Bauen Obersteiers herumgekommen, bis ich mich hier im Ennsthale häuslich niederließ, das heißt, heiratete. Ich war ein glücklicher Mann viele Jahre lang, bis mich Gott heimsuchte, — mein liebes Weib starb. Da war es aus — Alles und für immer. Es litt mich nicht mehr in der Gegend; ich zog fort in die Fremde. Ich hatte nur ein Kind, es war schon ein großes, starkes Mädel, wie die — —, das nahm ich mit. Eine neue Heimat war bald gefunden und es gieng so ziemlich, eine gute Weile. Da hatt' ich einmal einen bösen Streit in der Grube: einer der Häuer sprach schlecht von der Lene — so hieß mein Mädel — dass sie nämlich hoch hinaus wolle, indem sie nach dem jungen Herrn angle, der vor kurzem von Schemnitz in die Prax bei uns gekommen, dass sie des nachts heimlich mit ihm zusammen komme, dass sie — was weiß ich, was er alles vorbrachte, — ich hatte gerade eine Brechstange in der Hand — die warf ich nach ihm — und schlug ihn todt."

„Entsetzlich!" rief der Schmied schaudernd.

„Ja, ja — schlug ihn todt!" fuhr Lorenz, mit irren Blicken vor sich niederstarrend, fort, „und da that ich übel daran, denn, was der Mann sagte, war Alles wahr!"

Er schüttelte sich, leise ächzend; nach einer kurzen Pause erzählte er wieder: „Sie führten mich in die Stadt und sperrten mich in die Frohnfeste — und als sie mich verhört hatten, sagten sie mir, dass ich närrisch sei, wahnsinnig nannten sie's. Das glaubt' ich ihnen gern. Sie ließen mich frei, die guten

Herren, und her nach Altenmarkt führen, und der Markt gab mir einen Platz im Spitl."

Der alte Mann sagte oder sang vielmehr das Alles so gleichgiltig und eintönig vor sich hin, als habe er es zu tausendmalen schon erzählt und sich geläufig gemacht, und dennoch war es heut' zum erstenmale, dass er seinen Jammer in ein offenes Menschenherz ausschüttete: aber — den still rauschenden Bäumen im Walde, der brausenden Enns und den hallenden Felsen an ihren Ufern hatte er es oft erzählt, ach, wie oft in den langen Jahren, die zwischen dem Damals und Heute an und über ihm hinweggezogen!

Der Schmied saß regungslos an seiner Seite; es graute ihm — nicht vor dem unglücklichen Manne und vor dem, was er erzählt, aber vor dem, was er noch zu erzählen habe.

„Eines Tages — nein, es war bei Nacht, tief in der Nacht," begann Lorenz von neuem, leise, fast flüsternd und sich schüttelnd, als ob ihn friere — „klopfte es an mein Fenster im Spitl und eine Stimme, die ich zu kennen glaubte, rief mich heraus. Ich öffnete das Fenster, es stand ein altes Weib draußen, — du wirst sie schwerlich gekannt haben, die Heger Rosel — die sagte mir, dass ein Weib mit mir zu reden verlange, nur eine Stunde, nur eine Viertelstunde, — nur ein Wort — sie harre meiner unten an der Enns — meine Tochter. — Hm, meine Tochter? ich wusste nichts von einer Tochter! ich sagte der alten Rosel, dass sie sich schämen solle, bei Nacht mit einem armen Narren zu thun, wie die Kinder bei Tage, die mir Steine und Klötze nachwarfen unter dem wilden Halloh: ‚Da narrisch' Lorenz! da narrisch' Lorenz!' und — schlug das Fenster zu."

Der Schmied wich unwillkürlich auf dem Rasen weiter zurück und schlug die Hände krampfhaft über seinem beklommenen Herzen zusammen; der Alte bemerkte es wohl und nickte traurig mit dem Kopfe dazu: „Ja, ja! das war wieder nicht Recht gethan, aber — rede mit einem Narren: halte mich nicht für schlechter, als ich bin, Franz! bei meiner Seele, ich wusste damals nichts von einer Tochter! Wo war sie denn! Warum

war sie nicht bei mir, wenn ich ihr Vater war? pah, ich hatt' ja keine! — So dacht' ich damals wirklich steif und fest, Du darfst mir's glauben; wirst bald hören, wie ich's endlich erfuhr. — Kaum eine Stunde darauf kam sie wieder, die alte Rosel, und klopfte wieder an mein Fenster und bat mich wieder auf's flehentlichste und um der fünf Wunden Christi willen, hinabzukommen an die Enns, nur auf eine Minute; nur auf so lange, als ich brauche, die Hände über ein tief gebeugtes, leidgedrücktes, müdes Haupt zu breiten und zu sagen: Gott gesegne Dich, mein Kind! ich habe Dir verziehen! und sie setzte hinzu, wenn ich es nicht thue, nicht gehe, so komme das Blut meiner Tochter über mein Haupt, denn sie sage, sie wolle in die Enns — es zöge sie in den Tod. Ich dachte nach und sinnierte hin und her, aber ich erinnerte mich nicht, eine Tochter zu haben, immer fragte ich mich: ja, wo ist sie denn? und wo gewesen? — Dass sie erst gekommen, die Gefallene, überall Ausgestoßene, weit her über die Alpen herauf mit wunden Sohlen und wundem Herzen, dass sie sich todtmüde bis zu mir geschleppt, um mir ihre Schuld abzubitten, und dann zu sterben, — das fiel mir nicht ein; ich hielt mit der Zähigkeit des Wahnsinns an dem Gedanken fest und schlief damit ein: ich habe keine Tochter! und — ich hatte eine Stunde darauf — keine mehr!"

Seine Stimme erstarb und seine Worte tönten dumpf, wie auf dem Sargdeckel die fallenden Schollen.

„Ihr gienget abermal nicht, Mann!" schrie Franz, die kalten Hände an seine Schläfe pressend.

„Nein!" stöhnte Lorenz schwer athmend, „ich rief hinaus, mich nicht zu narren und riegelte das Fenster zu. — — Wie ich tags darauf erfuhr, war sie noch einmal gekommen, die Rosel, aber da war ich bereits fest eingeschlafen. Dafür — schlief ich lange, lange Zeit keine Nacht mehr. Die Wärterinnen sagten, ich hätte das Fieber, aber es war nicht wahr: nachts wenn sie eingenickt waren auf ihren Schemeln, da kroch ich leise aus meinem Bette und kauerte mich an dem Fenster nieder und harrte, bis die Rosel klopfe; denn wisse, Franz! ich hatt'

mich indes doch besonnen auf mein verlassenes Kind, — ich erinnerte mich nach und nach eines Tages, einer Stunde, — damals als die Frohnboten eintraten in meine Stube, mit Ketten und Waffen, um einen Todtschläger zu fangen, — damals, erinnerte ich mich jetzt genau, lag ein Weib zu meinen Füßen in Jammer und Thränen, ein gefallenes Weib — meine Lene! und damals musst' ich die verfluchten Worte ausgesprochen haben, die sich so glühend in mein krankes Gehirn gebrannt, dass ich sie nimmer vergessen konnte: ich habe keine Tochter mehr! — Aber die Rosel kam nicht wieder, und ich konnte nicht an die Enns — sie hielten mich eingesperrt als einen gefährlichen Narren. Recht! — aber hätten sie lieber damals die Lippen versperrt gehalten, die immer nur das eine wahnsinnige Wort sprachen: ich habe keine Tochter! — — Die Zeit vergieng — ich wurde wieder ruhig und still und zahm wie ein kleines Kind. Da klopft' es einstmals des nachts wieder an mein Fenster. Ich zuckte zusammen, wie vom Blitze getroffen und, d' Rosel! entrang sich unwillkürlich meinen Lippen — aber im nächsten Augenblicke belächelte ich meinen Wahnsinn: jetzt! nach so viel Jahren! — ich öffnete: draußen stand der Sacristan und bat mich, zu einer Sterbenden zu kommen — zur Heger-Rosel. — So rief sie mich doch noch einmal! — Ich sprang in die Kleider und folgte dem Manne. Der Pfarrer war bei ihr. Sie war schlecht und am Sterben, das sah ich, aber sie schaute mich so licht an und redete so klar, als ob ihr Leben im Frühjahre stände. „Seid Ihr noch närrisch, Lorenz?“ fragte sie mich zuerst. Ich wusste, was sie meinte und sagte: „Nein Rosel, denn ich bin gekommen! wo ist meine Lene!“ — Sie antwortete nicht: in's Wasser gesprungen vor einem unerbittlichen Vater! sie deutete sanft nach oben, denn sie wollte in Frieden sterben und keinen Stein mehr nach einem sündigen Menschen werfen. — Sie erzählte mir Alles: wie sie die arme Lene damals getroffen vor zehn Jahren, zwiefach hilflos und verlassen, denn sie hatte ein Kind — — und wie meine Tochter sie immer und immer wieder zu mir schickte, nicht um ihret-, nur um des armen Kindes willen, das

sie in Jammer und Schmerzen geboren, das sie meinem Schutze empfehle, damit es vor dem Schicksale der Lene bewahrt bleibe. — Doch lass uns abbrechen; ich kann nicht, die Rosel flog wieder hinab, die brave Alte, an die Enns — das Kind lag wimmernd unter der Staude hier, wo wir sitzen, und die Lene — war in die Enns gesprungen!

Er schlug die mageren Hände vor das gefurchte Gesicht und schwieg — der Schmied aber weinte wie ein Kind. — —

„Das Kind" — begann er nach einer Pause wieder — „das Kind war nicht da — ja so. Das hab' ich vergessen, die Rosel nahm damals das Kind zu sich und zog es auf, bis sie sich niederlegte, um zu sterben. Da übergab die treue Alte durch Vermittelung des Pfarrers die Gretl, die gerade neun Jahre alt und ein starkes, anstelliges Dirndl war, dem Wirt — Sepp — also das Kind war nicht da, dafür aber der Wirt, um den der Pfarrer geschickt hatte, um ihn mit den Verhältnissen bekannt zu machen; denn seltsamer Weise hatte die Rosel bis zum Versehen Niemandem verrathen, wessen Kind und Kindeskind die Gretl sei; die Leute begnügten sich damit, sie die „Gretl unter der Stauden" zu heißen, welchen Namen ihr die Schulkinder aufgebracht hatten. Nun — mir konnte es in meiner Lage nicht einfallen, etwas an der Sache zu ändern, der Pfarrer rieth auch, sie zu lassen, wie sie ist — es weiß bis heut' außer dem Pfarrer und dem Wirt Niemand, dass ich der Großvater der Gretl bin; sie selber nicht. — Aber von der Stunde war mein Wahnsinn wie verflogen, nur — wenn ich an die Stauden kam — auf diesen Fleck — da hörte ich, wo andere Leute meinten, es brause die Enns und es rauschen die Erlen an dem Ufer, hörte ich die Lene mir zurufen: ihr armes Kind zu beschützen und vor ihrem Schicksale zu bewahren. Um diess besser zu können, meldete ich mich beim Marktrichter als hergestellt von meinem Wahnwitz. Sie wollten's nicht recht glauben; aber als ich bei der Rosel ihrem Begräbnis mitbetete und mitsang, ihre Truhe mittragen half und drei Handvoll Erde darauf warf, wie jeder andere vernünftige Christenmensch, da nahm man es endlich als ausgemacht an, und ich

fand keinen Widerstand, als ich mich tags darauf aus dem Spital meldete, weil ich mir mein Brot selber verdienen könnte. So wurde ich ein Hüttenbettelmann und des Wirt-Sepps Haus mein Absteigquartier. Und seitdem hüte ich die Gretl getreulich, wie mir's die Lene geschafft vor ihrem Tode." —

Damit schloss der Alte seine traurige Erzählung.

Der Schmied, dem es, während der Bettelmann dieses Nachtbild vor ihm aufrollte, schwer wie ein Amboss auf der Brust gelastet hatte, athmete frei auf, als der Lorenz endlich schwieg.

Doch graute es ihm, hier, an diesem verhängnisvollen Orte etwas von sich und seiner Liebe, von etwas dem Leben und dem Glücke Zugehörigen zu reden; es war ihm, als säße er auf einem verfallenen Grabeshügel.

Er stand auf. „Ja, geh'n wir, es ist nah' an Mitternacht!" sagte der Alte, sich ebenfalls erhebend und sie schritten schweigend hinter einander auf dem engen Pfade bis an den Steg.

Hier erst fasste sich der Bursch ein Herz und sprach: „Soll ich der Gretl was mittheilen von — —"

„Thu, wie Du willst!" meinte Lorenz, „jedenfalls wird sie es von Niemanden lieber hören, als von Dir."

„Und insofern kann ich ruhig fortgehen übermorgen, als ich weiß, dass Du die arme Dirn' beschützen wirst nach Kräften vor Überredung, Zudringlichkeit und jedweder Ungebür."

„Gewiss, Franz! das heißt, was den schäbigen Wirt, und den schleichenden Fuchs, den Verwalter betrifft; sollte aber die Gretl selber — —"

„O, auf die schwör' ich!" rief Franz eifrig.

„Schwöre nicht!" warnte der Alte ernst, ich hätte auf die Lene auch geschworen und doch — —, also für diesen Fall, Franz, langt meine Kraft nicht aus, das weiß ich, denn das Mädl hat eine eigene Scheu vor mir, einen förmlichen Hass, als wisse sie, dass ich — ihre Mutter in die Enns gejagt! Für diesen Fall verspreche ich Dir, um Dich zu kommen, und wäre es um Mitternacht!" „Und dann geh' ich mit Euch, und

wäre es um Mitternacht!“ antwortete der Schmied mit funkelnden Augen.

Sie reichten sich die Hände darauf und giengen auseinander.

---

3. So wahr die Enns unter diesem Stege rinnt.

Der Verlauf der kurzen Spanne Zeit, die man Tag nennt, vor dem Wiedersehen und dem Scheiden steht in gar grellem Widerspruche mit den Wünschen der Menschenherzen. Während den Scheidenden Stunde um Stunde rasch verfliegt, als ob die sehnsüchtige Erwartung sie beschwingte, schleicht die Zeit an den Erwartenden vorüber, als ob Liebe und sinnige Trauer ihr Rad gehemmt hielten.

Das beiläufig mochte der alte Martin denken und drückte es nach seiner Weise auch aus, als er am andern Tage um eilf Uhr nachts ungefähr die derbe Hand auf die Achsel des Schmiedes legte und sagte: „Gelt Franzl, der Tog is da g'schwinta valoffen, als sunst fünf Minuten, döst af d' Gretl hast warten müaſſen hintern Zaun draust?“

Er wollte hiemit dem jungen Schmied offenbar seine freundliche Theilnahme kundgeben; dass er es auf die dem schlichten Landvolke eigene zutäppische Weise that, konnte ihm Niemand übel nehmen, er wusste es eben nicht anders. Franz lächelte ihm auch freundlich zu und sagte traurig: „Ja, ja Martin! der Tag ist hin, und 's Glück und d' Freud am Leben und Alles — jetzt heißt's geh'n!“ und mit unsicherer Hand langte er nach seinem Hute, der an dem Schüsselsims über dem Schenktische hieng.

„So gehst du wirklich schon, Franz?“ flüsterte die Gretl erbleichend.

„'S ist nicht anders — ich muss!“ antwortete der arme Bub mit dumpfem Tone und drehte den Hut verlegen zwischen den Fingern seiner bebenden Hände, ungewiss, wie er es anfangen

solle, das Wort anzubringen, das die Liebe wie an Ketten hinter seinen Lippen zurückhielt, das bittere Wort: „Leb' wohl."

„Geh' voraus, ich begleite Dich!" flüsterte das Mädchen, und dem alten Knechte einen ihrer unwiderstehlich flehenden Blicke zuwerfend, fragte sie: „Gelt, Martin! Du gibst mir derweil obacht hier das Weilerl?"

„Dos vasteht si', geht's nur," meinte der Alte und pflanzte sich hinter den Schenktisch, rief dem Schmied noch ein herzliches „Bfüat Gott" zu — sie machen nicht gerne viel Worte, derlei Leute — und war bald allein in dem Schenkzimmer, das von der einzigen Kerze an dem Schenktische kümmerlich genug, aber dennoch nicht so schlecht beleuchtet wurde, daſs er nicht eine dunkle Gestalt wahrgenommen hätte, die bald nach dem Verschwinden der beiden Liebenden hinter dem Kachelofen hervorkam und sich langsam seinem Sitze näherte — der alte Lorenz.

Die beiden Alten sahen einander lange scharf und aufmerksam an, ohne zu sprechen, nur das Paffen des zahnlosen Mundes Martins, in dem ein qualmender Nasenwärmer stak, das tiefe, laute Athmen des Hüttenbettlers und das leise Ticken der hölzernen Wanduhr zeugten von Leben in der Stube.

„Er geht fort, der Franzl," begann Lorenz endlich, leise und heimlich, „Du, der Wirt meint's nicht gut mit ihm und der Gretl!"

„Na!" war die kurze, kräftige Antwort des Knechtes.

„Wir müssen Acht geben, Martin! — wir!" sprach Lorenz eindringlich und fast gebieterisch.

„Jo!" sagte der Knecht, und das Bündnis war geschlossen. Er stopfte sich eine frische Pfeife, und Lorenz kroch wieder hinter den Ofen.

Bald darauf kam der Wirt aus der Kammer heraus, die hier den Beruf eines Extrazimmers zu erfüllen hatte, mit ihm der Verwalter.

„Wo ist die Gretl?" fragte der Wirt Sepp.

„'n Franz is begleiten gonga!"

„Und Lorenz?"

„Schloft!“ antwortete der Knecht in seiner beliebten Kürze, dabei wies er nach dem Ofen hin, aus dessen Hintergrunde sich der laute, leicht schnarchende Athemzug eines fest Schlafenden vernehmen ließ.

„Bring' Bier!“ herrschte der Wirt dem Knechte zu.

Martin gieng, und bald saßen die andern beiden Verbündeten im zuerst leise geflüsterten, dann immer lauteren Gespräche bei den schäumenden Gläsern.

Aber es schläft nicht Jeder, der die Augen zu hat!

„Kommt lange nicht, die Gretl!“ meinte der Verwalter endlich etwas spitz.

„I, vergönnt ihr die Freud' das letztemal!“ beschwichtete ihn der Wirt, und lachte dazu so sonderbar. —

— — — — — — — — — — — — —

Sie stand indes an der Seite ihres Liebsten auf dem Stege — Beide traurig und schweigend.

Wenn das Herz spricht mit lauten, heißen, schnellen Schlägen, stockt der Quell der Rede immer.

„Es nützt nichts, Gretl!“ sagte Franz endlich, „Du mußt heim und ich fort!“ — und dennoch lösten sich seine Arme nicht, die sein Liebstes auf der Welt fest umrankt hielten, sie zogen sich wie krampfhaft enger zusammen und sie fester an sein banges Herz.

„O Franz! das ist hart!“ schluchzte das Mädchen.

Sie versuchten's aber und abermals zu scheiden und kamen nicht auseinander — endlich riss sich der Mann mit einem tiefen Seufzer los von der weichen warmen Brust, in der er ja dennoch blieb, wenn er auch noch so weit von dannen gieng — trat einen Schritt zurück, um die geliebte Gestalt noch einmal aufzusaugen mit einem glühenden Blicke, sprang ihr noch einmal an den Hals, küsste seine Seele auf ihre Lippen und flüsterte das letzte Lebewohl.

Sie breitete ihm laut weinend die Arme nach. Es bannte ihn am Ende des Steges und er wandte sich noch einmal um: „Vergiss mich nicht, Gretl! und bleib mir treu!“

„Bis an den Tod, Franz! so wahr die Enns unter diesem Stege rinnt!“ — — —

Sie hatte geschworen! —

Sie hörten's Beide nicht, die mit kummervollem Weinen auseinander giengen, wie die Enns dabei hoch aufrauschte in ihrem steinigen Bette und ihre springenden Wellen flüsterten: wir habens gehört! — wie die Bäume am Ufer ihre reichen Kronen schüttelten, um zu zeigen, sie schliefen nicht, und rauschten: wir haben's gehört! — wie es von den Felsen rundum hallend wiedertönte: wir haben's gehört! Sie hörten's nicht!

---

4. Ein Brief und ein Zettel.

Ein volles Jahr beinahe war vergangen und der Frühling wieder in's Land gekommen. Ein Jahr ist lang!

Franz lag noch immer in Judenburg in Garnison, und im Altenmarkter Wirtshause, wo die Gretl diente, sowohl als im Hammerwerke St. Gabriele hatte sich dem Anscheine nach wenig geändert.

Und doch! — die Gretl war freilich noch die hübsche, dralle Dirn' wie vordem, nur dass sie um ein Jahr älter geworden war, der Wirt Sepp schacherte noch immer mit den zusammengebettelten „Forderungs-Eisenstückeln“, der alte Martin war der alte Martin und der alte Lorenz auch der Alte geblieben; aber die Gretl war träumerisch und traurig geworden, das flog nicht mehr singend durch's Haus wie ein lustiger Fink, das strich still und traurig hindurch wie ein scheuer Nachtvogel; der Wirt trieb nebst dem Eisenschacher noch einen andern und schien sich gut zu stehen dabei; der alte Martin redete noch weniger und wickelte noch mehr Garn um seine Pfeifenspitze als sonst, und der alte Lorenz gieng mehr als je an der Enns herum, besonders um die Mehlbeerenstaude. Die Leute sagten, er fange schon wieder zu narrieren an, denn er rede mit dem Flusse wie mit einem lebendigen Menschen.

Der Verwalter in St. Gabriele war noch ledig.

Der Franz hatte der Gretl einen Haufen Briefe geschrieben, einen lamentabler als den andern; in allen sagte er, natürlich auf seine schlichte Art, dass ihn die Sehnsucht verzehre, und dass er's nicht aushalte, wenn er nicht Urlaub bekomme.

Ja, so ein Jahr, das ändert viel!

Was bleibt denn sicher, wie es ist? Der Himmel mit seinen Lichtern höchstens und die Berge! Für Wälder, Ströme, Städte, Menschen kann man keinen Tag gutstehen: die können umgehauen werden, die austreten und sich ein anderes Bett wühlen, jene können durch Brand oder Erdbeben zugrunde gehen, diese sterben — alle Stund!

Die beiden Alten, der Lorenz und der Knecht hatten die Zeit her eine Masse Berathungen miteinander gehalten; was kam heraus dabei? Dass der Wirt ein ausgemachter Hallunke, die Gretl ein schwaches Weib war, — sie war g'rad nicht schlecht geworden, aber Geschenke hatte sie die Menge angenommen von dem Verwalter — und schließlich, dass der Franz ein armer, bedauernswürdiger Kerl sei, dem nicht leicht Jemand helfen werde, wenn er nicht selber.

„Oder ich!" sagte dann der Lorenz immer mit geheimnisvoller Miene. Aber die nützte ihm nichts: der Martin hätte ihn sein Lebtag nicht gefragt, wie er das anstellen wolle. So musste er's schon selber sagen, und das that er auch, es drückte ihn zu sehr.

Einmal als sie wieder beisammen saßen und mit einander die Sachen beredeten, das heißt: der Lorenz sprach allein, der Martin, der sonst doch Ja oder Nein gesagt hatte, hatt' sich in der letzten Zeit sogar das abgewöhnt und that, wenn er antworten sollte, immer nur einen Huster; es war aber leicht auszulegen, ob der Ja oder Nein bedeuten sollte, — also einmal saßen sie wieder beisammen. Es war eben wieder ein Brief voll Ach und Weh' gekommen vom Franz, da hob der Lorenz an: „Und weißt Du, wie ihm zu helfen wäre, dem armen Burschen?"

Martin hustete nicht, was bewies, daſs er weder Ja noch Nein sagen wolle oder könne, er sah bloß scharf auf.

„Es wäre das freilich nur für den Fall, als alle Stricke rissen,“ fuhr Lorenz, seine Stimme zum Geflüster mäßigend, fort, „es ist, wenn man's nimmt, Unrecht und besteht eine entsetzliche Strafe darauf — aber hilf was hilft — weißt Du, was ich meine?“

Martin hustete rasch Ja; nach einer Weile nahm er die Pfeife aus dem Munde und sagte leise: „Desentir'n!“

Lorenz nickte hastig mit dem Kopfe, und aus seinen kleinen grauen Augen blitzte ein unheimliches Feuer, als er sprach: „Ja! so zahlt er die zwei Spitzbuben am besten aus: Desertieren und die Gretl mitnehmen!“

Martin sah ihn fragend an.

„Hinauf in den Wald: d'roben hantiert gar Mancher, der eigentlich anders wo hingehört, wer sucht ihn da? — ich weiß alle Schliche auf dem Seekogel.“

Martin sagte nichts darauf, er zuckte bloß die Achseln, was ebenso gut den Zweifel ausdrücken konnte, ob wohl der Schmied keck und — schlecht genug zu so einem Stückel sei, als den, ob die Gretl sich geneigt zeigen dürfte, lieber das Weib eines geächteten Holzbauers, als die Frau des Herrn Verwalters zu werden; er hielt nämlich für ausgemacht, daſs der verliebte alte Herr die Gretl vom Fleck weg heiraten thäte, wenn sie ihn möchte.

So endete diese Unterredung, aber sie hatte ihre Folgen.

So oft fortan ein Brief von Franz kam — die waren natürlich alle Gemeingut des ganzen Hauses — zerrte Lorenz den Knecht regelmäßig in eine Ecke und raunte ihm zu: „Wirst sehen, es hilft nichts anderes!“ — —

Eines Tages kam er in die Schenkstube und fand seine Enkelin abgeweint und traurig hinter dem Spinnrade sitzen: „Was ist ihr denn?“ fragte er stutzig.

„E nix! der Franzl hat wieder g'schrieben!“ sagte der Wirt verdrießlich.

„Wo ist der Brief?“

„Die Mariandl studiert'n d'raust in Stall!"

Der Alte suchte die Magd auf und studierte mit.

Der Brief hob mit der schlichten Form an:

„Herzliebste Gretl!

Ich grüße und küsse Dich viel tausendmal und hoffe, dass Dich diese Paar Zeilen bei guter Gesundheit antreffen. Was mich anbelangt, bin ich Gott sei Dank gesund, aber — —" Jetzt kam's, der Brief schloss, wie ihn kein rechter Soldat zu schließen pflegt, es hieß da: „Und so oft ich an die Mur komme, denk' ich, ich könne nicht vorbei an ihren grünen Tiefen, ich müsse hinein, und so oft ich auf den Posteu ziehe mit geladenem Gewehr, zuckt mir es immer mit der Hand auf dem Drücker, — — ich weiß, dass dies Alles so schandhaft für den Mann als sündhaft für den Christen ist; aber mir ist, als könne es nicht anders kommen mit mir vor Lieb' und Leid — —, das heißt, wenn es schon mit Sünden sein muss, weiß ich noch einen andern Weg, aber der ist voll harter Gefährlichkeit; — doch er führt zu Dir, — ob Du ihn aber mit wandern wirst?" Mit dieser Frage schloss der Brief.

Das las Lorenz. Seine Augen leuchteten in wildem Feuer und das Herz sprang hoch in seiner Brust: „Er geht! ich komme um ihn, sonst wird's nicht gut! ich hab's versprochen!" flüsterte er vor sich hin; „er geht" raunte er dem alten Martin im Vorbeigehen zu, „er geht" murmelte er vor sich hin auf seinem gewöhnlichen Abendgange zur Staude an der Enns, und „er geht" rief er in die Wassertiefe, in den Waldesschatten, in die Felsenriffe hinein.

— — — — — — — — — — — — —

„Ei, wein' nicht, Gretl, 's ist ja Schad' um die schönen hellen Augen! wein' nicht, das ist ja leicht zu ändern!"

„Ändern?" stammelte Gretl und schaute durch Thränen scheu zu dem Manne auf, der also zu ihr gesprochen: es war der Verwalter.

Der Versucher war zu ihr getreten. „Leicht sag' ich Dir! mit Gold geht Alles: kauf' ihn los, Deinen Schatz!"

„Ihr spottet meiner, Herr, Ihr wisst, ich bin eine arme, heimatlose Dirn'!"

„Pah! arm? ich gebe Dir, so viel Du dazu brauchst, wenn Du mich nur ein Bissel gern haben möcht'st!" flüsterte er mit schmeichelndem Tone und legte die geübte Hand um den schlanken Leib der Dirn', dass er ihr ungestüm springendes Herz klopfen fühlte.

Die instinctmäßige Ahnung, ihr sei eine schwere Beleidigung angethan worden, trieb der Jungfrau alles Blut aus dem stockenden Herzen in das Gesicht: sie stieß die Hand des Versuchers zurück und sah ihn mit zornflammenden Blicken an.

Dies brachte aber den Mann keineswegs aus der Fassung; er sprach kalt weiter: „Hast Du den Brief auch recht verstanden? brauchst Dich nicht zu fürchten, dass er in's Wasser springt oder sich erschießt, der liebe Franzl, nein! aber desertieren will er, und das weißt Du wohl, was einem Deserteur geschieht?"

Das Mädchen starrte ihn fragend an.

„Er muss Gassenlaufen durch 300 Mann! — keine Kleinigkeit das; es hält's selten Einer aus."

„Mein Gott! mein Gott!" stöhnte das gequälte Kind.

„Pah! klagen hilft nichts — besser machen!" sagte der Verwalter gleichgiltig und that, als ob er gehen wollte; „überleg' Dir's, ob Du mich nicht doch lieber ein Bissel gern haben willst!"

„Was soll — — was verlangt Ihr denn von mir?" ächzte Gretl.

Der Verwalter kehrte sich mit triumphierendem Lächeln um: „Hm! Närrchen! eine Kleinigkeit: ein freundliches Gesicht, ein Paar Busserln und so weiter — — willst Du also? in vier Wochen ist der Franzl frei!" er streckte ihr die Hand hin und sie — schlug ein.

Nachts, als er heimgieng, drückte er ihr an der Thüre ein Zettelchen in die Hand. Darauf stand:

„Ich will Dich nicht drängen und lasse Dir drei Tage Zeit; ich komme indes nicht hinauf; kommst Du in

der Nacht des dritten Tages zu mir hinab, so ist Franzl frei und Dein."

Das war doch nichts Übles verlangt! Das klang so schön, so wunderbar ehrlich, und dennoch weinte die Gretl bitterlich, als sie es las!

Ehe sie schlafen gieng, kam der Lorenz zu ihr — er sah lustig-feierlich aus, wie ein Brautwerber. „Hör' Gretl!" sagte er an sie tretend, „was soll ich denn dem Franzl ausrichten?"

Gretl stieß einen leisen Schrei aus und, zum erstenmale ihre Scheu vor dem verrückten Alten vergessend, faste sie seine Hände und rief: „Ihr geht zu ihm, o Gott Lob und Dank! so sagt ihm — nein, sagt ihm nichts — —" sie erbleichte plötzlich und schlug die Hände vor das Gesicht.

Der Alte starrte sie verwundert an: „Was ist Dir denn? was ist denn geschehn?"

„Nichts ist geschehen, Lorenz, gar nichts!" stieß sie leise heraus, und fuhr mit der zitternden Hand über die heiße Stirne; „und wann wollt Ihr wiederkommen!"

„In drei Tagen!" antwortete der Alte, über die ungewöhnliche Aufregung seiner Enkelin erstaunt, und sein Kopfschütteln wurde immer ernster, als er sie seine Antwort „in drei Tagen!" mit kreischender Stimme wiederholen hörte und darauf wie ohnmächtig auf die Bank niedersinken sah. — „Da ist was geschehn!" rief er wild und klinkte rasch die Thüre der Kammer auf, wo der Wirt lag. Er trat mit finsteren Blicken an dessen Bett und weckte ihn: „Sepp, was ist's mit meiner Tochter Kind? es ist nicht so, wie's sein sollt', red'!" rief er ungestüm.

Der Wirt sah ihn verwundert an: „Was wird's denn sein? hat halt wieder ihre Mucken weg'n dem Franzl!"

„Nein! es muss was anders sein und du weißt's! ich habe Dir nicht Einmal zugehört, wenn Du wegen ihr mit dem andern Schächer verhandeltest — red', was ist's?" schrie er und griff nach dem Halse des Mannes.

Der aber warf ihn mit einem geschickten Stoße zurück

und sprang aus dem Bette: „Willst Du wieder in's Spitl, Narr!“ rief er drohend und griff nach einer Wehr.

Lorenz taumelte zurück — das traf.

„Er kann es thun und — dann ist Alles vorbei!“ dachte er und zog sich zähneknirschend zurück. „Heut' noch wird aufgebrochen und das gleich!“ murmelte er, suchte nach seinem Ranzen und Stecken und verließ die Stube.

Draußen wandte er sich noch einmal um, eh' er bergab gieng und warf einen nachdenklichen Blick nach der Kammer Gretls.

Es brannte noch Licht darin.

Was mochte sie wohl lesen: den Brief des Geliebten oder den Zettel des Versuchers?

---

5. Die Zeugen des Schwurs.

Die bewußten drei Tage, die Galgenfrist der Gretl, waren nun auch vorüber und die verhängnisvolle Nacht gekommen, da sich das Spiel des Verführers um das arme Mädchen, so wie jenes des Bettelmanns um Franz entscheiden sollte.

Es war ein außerordentlich schwüler Tag gewesen, wie sie sonst selten so früh hier herum vorkommen. Gegen Abend hatten sich schwere schwarze Gewitterwolken über dem Thale gesammelt, von der Gattung, von der die Leute gerne sagen: „Na g'nade Gott den Leuten, wo das niedergeht!“

Aber trotzdem zeigte sich noch bei Einbruch der Nacht kein rechtes „Wetter“, nur einzelne starke Windstöße, die pfeifend zwischen den Thalwänden hinfuhren, schütteten stoßweise Schauer von dicken, schweren Regentropfen herab auf die unruhig und ängstlich dünstende Erde.

Es ward bald finster. Der Regen war — wie man sagt — „nur zum Herabfallen“; dem ungeachtet kam, weitum allein, ein Weib, den Rock über den Kopf gezogen, eiligen Schrittes den Altenmarkter Berg herab dem Stege zu.

Die darf nicht weit heim haben und mag sich tummeln, wenn sie nicht nass werden will bis auf die Haut!

Hojo! was geht da unten los an dem hochangeschwollenen Flusse? Die hohen Erlen am Ufer stecken die Köpfe flüsternd zusammen: Ist das nicht die Gretl gewesen? Der Steinfelsen am Gehsteige meint, sie sei es sicher! sie fragen hinüber an's andere Ufer: richtig, die Gretl ist's.

Ei, wo geht die hin? und bei dem Wetter? und so spät?

Sie halten die schwanken Kronen still und recken sich, als wolle sich jedes Aestlein auf die Zehen stellen und lugen mit den tausend und tausend Knospenaugen scharf aus: Zu dem Verwalter geht sie! ach, die schlechte Dirn'! na, da werden die alten Steinfelsen schauen und die Enns, wenn sie das erfahren; die waren ja auch dabei, wie sie vor kaum einem Jahre dem Franz Treue schwur auf dem Stege da, — die werden schauen!

Und von oben herab flüstert ein Blatt dem andern die Neuigkeit zu, die längsten Äste langen sie dem Gestäude auf den Felsen zum „Weitergeben" zu, und die Sträucher unten am Ufer sagen's dem Riedgras, das es zitternd weiter sagt, bis es Binsen, Schilf, Huflattig und Kresse wissen. Jetzt erfahren es die Wellen: Die tummeln sich damit hinüber und herüber, bis es die Enns, die ganze Enns weiß.

Diese — sie war ohnedies schon eine lange Zeit her verdrießlich und mürrisch — — doch das ist eine eigene Geschichte.

Es ist schon im Paradiese, vom Anfange der Welt her so gewesen und so wird's wohl auch bleiben bis an's Ende aller Tage: Wäre kein Verführer, so gäb's keine Sünde. Die Enns nämlich — kein Mensch konnte anders sagen, als dass sie ein so betriebsamer, vernünftiger Fluss sei, wie nur einer, — die war also in der letzten Zeit so griesgrämig und wunderlich geworden, dass es kaum mehr auszuhalten war mit ihr. Besonders die niederen Ufergründe, die Sträucher und Kräuter an den Sockeln der Steinfelsen hatten schweres Kreuz mit ihr; die könnten erzählen! — die riss sie stückweise oder ganz ab, wie es ihr einfiel, anderer Quälereien nicht zu gedenken. Und wer war Schuld daran? Ein Paar junge, ungeleckte, naseweise

Bachgesellen, wie sie sich alle Frühjahr, wenn der Schnee weggeht, in tollem Übermuthe von den Bergen herabstürzen in's Thal. Sie hatten es schon viele Jahre her versucht, der alten Enns dies und das einzureden, aber Alles umsonst. Dies Jahr aber kamen sie zu Hauf', viel mehr als sonst — es war ein rechtes Schneejahr gewesen — und hoben wieder an, der Alten zu G'hör zu reden; sie dachten: wenn man lang redet, bleibt doch was hängen! Und so erzählten sie ihr zuerst, was das für ein Leben sei, das so ein Wildbach führe, hochdroben im grünen Waldrevier: kann hin, wo er will, und thun, was er will, ohne zwängenden Damm und vorbezeichnetes Bett springt er von der Höhe Satz auf Satz aufjauchzend nieder, löst sich in Millionen Perlen auf, ruht dann einmal wieder aus in einem freigewählten lauschigen Becken und springt dann wieder und wieder, bis — ja weiter sagten sie's nie. Und erzählten ihr, dass sie von den Höhen herab immer so traurig hinabgeschaut zu ihren gefesselten Brüdern und Schwestern im Lande, und dass sie eigentlich nur deshalb alle Jahr zur Zeit, da Alles sich verjüngt, herabkämen, um den Geknechteten zu predigen und sie anzurufen, ihre Fesseln zu sprengen! Dann stellten sie ihr vor, wie schmachvoll es sei für einen Fluss, der doch auch freigeboren von den Bergen gekommen, sich von den Menschen abfangen, eindämmen und maßregeln zu lassen und in seinem Dienste zu stehen: für ihn Getreide zu mahlen, Eisen zu schmieden, zu schleifen, zu polieren, seine tausendfältigen Maschinen zu treiben, seine Lasten zu tragen, kurz, sein Narr zu sein! Sie redeten der alten Enns lange gut, die Sendboten des Nichtsthuns, aber es verfieng endlich doch, und sie begann es nachgerade denn doch etwas ungebürlich zu finden, dass der Mensch so ohne weiteres sein Zelt mit seinen Rädern und Maschinen in ihrem Reiche aufschlage. Sie ward, wie gesagt, verdrießlich und mürrisch. — — —

Da hinterbrachten sie ihr die Geschichte von der Gretl.

Ei, wie schäumte und brauste sie auf: Hat sie mich nicht zum Zeugen ihres Treugelübdes genommen? wie sagte sie denn nur? — „so wahr die Enns unter diesem Stege rinnt!“ gut!

wart! — Er soll es seh'n, wie Du Dein Wort gehalten! Der Steg muſs weg! — doch warten wir, wie die Sache abläuft; daſs die Erlen gute Wacht halten!

Die Wellen eilten treu gehorsam den Ufern zu, und auf der Leiter, die die Neuigkeit herabgekommen an das Wasser, stieg das Gebot des Flusses wieder hinauf bis zu den schwankenden Baumkronen.

Und jetzt kommt das Wetter auch noch, jetzt ist Alles aus!

Es war ein einziger Blitz und Schlag, als wolle der Himmel eine außerordentliche Production ankündigen; dann senkten sich plötzlich Gewitterwolken nieder, immer tiefer, immer tiefer, bis sie in einander geballt, eine riesige Wolkenlavine, über dem Thale hiengen. Endlich borst die dunkle Decke und der Regen goſs in Strömen nieder — weitum ein Strahl.

Ho! wie sah die Enns in einem Augenblicke aus! vor kurzem noch wie eine glänzend grüne Schlange gewunden, lag sie jetzt da, ein gelber unheilbrütender Molch, dumpf tosend. Aber noch brauste sie zwischen ihren Ufern hin, es gieng schwer das und sie sah aus wie gegupft in der Mitte, aber sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, zu sehen, „wie die Sache abläuft," und da muſste es wohl gehen.

Die „Sache" aber lief so ab: zuerst hörte der Gußregen auf, eben so plötzlich wie er angefangen hatte, ein leichtes Nebeln trat an seine Stelle. Indes kamen die Gießbäche von den Bergen hinab und hinzu, an die Hunderte vielleicht, da gieng es schon knapp mit den Ufern, aber es muſste noch halten, — — da — kamen von der Hammerkanzlei her zwei Gestalten durch die Nacht dem krachenden, zitternden Stege zu. — Sie ist's — und er! flüsterten die wachehaltenden Erlen. Da grollte es tief im Bette des Flusses mächtig auf: „Den Steg laſst mir! ihr mögt sein Haus verderben! ertönte eine dumpfe Herrscherstimme. Die beiden nächtlichen Wanderer waren auf der Mitte des Steges angelangt, da streckte die Enns zwei riesige Wellenarme aus, erfaſste die Joche des Steges, brach sie wie dünnes Rohr und — der Steg mit seiner Menschen- und Sündenlast trieb auf den Fluten.

Zugleich krachte und dröhnte es rechts Schlag auf Schlag an St. Gabriele's Mauern. So schlagen Riesenschwerter im heißem Kampf zusammen! Die Mauern halten Stand! doch was hilft's! die müden Wellenstreiter fluten zurück und lassen neue heran mit frischer Kraft, eine unübersehbare Schar.

Ha! die Mauern brechen — fallen!

Genug! genug! nicht weiter! —

Die Enns ruft ihre Wellen! Doch nur ein kleines Häuflein der Treuesten ebbt in ihr Bett zurück, die andern rasen wildbrausend fort — in's Thal hinein!

Die Gießbäche haben sie verführt!

Ja! — nicht weiter! — — —

---

6. Unter der Stauden.

Kaum war das Unwetter vorüber, so trat ein Mann in die Schenkstube des Wirtes Sepp, der sich durch sein eigenthümliches „G'lobt sei's s' Christ!" als der alte Lorenz ankündigte. Er war gekommen, wie er es versprach, nach dreien Tagen.

Es war Niemand in der Stube, als der Wirt und der alte Martin; aber seltsam war's, wie verschieden die beiden den Ankommenden empfiengen: der Wirt stand auf, gieng ihm mit trotzig herausfordernder Miene ein Paar Schritte entgegen und erwartete dann, mit verschränkten Armen stehend, sein Herankommen; der Knecht sah ihn mit keinem Auge an, sondern starrte mit fast ängstlichem Ausdrucke in dem alten Gesichte nach der Thüre, als ob er erwarte oder fürchte, dass sie noch jemanden einlasse.

Lorenz seinerseits beachtete weder des Einen, noch des Andern Gebaren: sein Blick flog beim Eintritte scheu nach dem Platze am Schenktische, den die Gretl gewöhnlich einnahm, — er war leer und die Stube leer für ihn, denn sein Tochterkind war nicht da.

„Wo ist die Gretl!“ fragte er, — auf den Wirt zutretend.

„Weiß ich's?“ bin ich ihr Hüter?“ gab der trotzig zurück.

Der Bettelmann warf ihm einen Blick voll tiefen Hasses zu, wandte sich ab von ihm und zu dem Knechte, seine Frage wiederholend.

„Fort!“ sagte der Alte und wies mit dem Pfeifenstummel hinab nach der Enns, nach — St. Gabriele.

Die starke Gestalt des Bettlers wankte, wie von einem mächtigen Schlage getroffen, als er den Knecht seine unzweifelhafte Geberde noch durch ein trauriges Kopfnicken und ein kurz abgebrochenes Husten vervollständigen und bestätigen sah. Doch nur einen Augenblick — dann richtete er sich hoch auf und bog sich, die Fäuste ballend, zurück, als wolle er sich auf den Mann werfen, dem er die Schuld beimaß, die hier begangen worden, — da durchzuckte plötzlich ein lichter Gedanke sein Gehirn: er stürzte zu Martin hin, und bat mit gepreßter Stimme, dringend, drängend: „Nur das eine sage mir, um der Barmherzigkeit Gottes Willen, ob sie vor dem Wetter hinab gieng!“

„G'rad davor!“ antwortete Martin dumpf. Ein heller Freudenstrahl flog über das braune Gesicht des Bettlers: „Vor dem Wetter!“ flüsterte er vor sich hin, die Hände sinnend an die Schläfe gedrückt — „es kann sie aufgehalten, getroffen, der Blitz kann sie erschlagen, die Enns sie verschlungen haben, — — Alles besser, als wenn sie — — — fort hinab!“ Er stürzte hinaus in den grauenden Morgen und den Marktberg hinab der Enns zu.

So solltest du damals hinabgeeilt sein, alter Mann, als die Rosel an dein Fenster klopfte, dann wäre wohl Alles anders!

Er stand an der alten Furt, wo sonst der Steg hinüberführte; der Steg war weg und das Wasser stand noch hoch, weit in den Berg hinein, obwohl es sich durch die Überschwemmung des unteren Thalgrundes schon um ein Beträchtliches verloren hatte.

Lorenz sah unbewegten Herzens die Verwüstungen des entfesselten Elementes an, er war erfüllt von dem einen brünstigen Gedanken: die Enns, die so oft seinen Schwur gehört: das

Kind bewahren zu wollen vor dem Schicksale der Mutter, möge sein Hüteramt übernommen haben — und sein Richteramt.

Er schaute scharf hinüber nach dem Hammer — „Gott sei gelobt und gepriesen!“ schrie er erschüttert auf — die nackten gebrochenen Mauerreste des Werkes starrten d'rüben schaurig öde aus der sie umspülenden Flut hervor, — was sie erfüllt und belebt noch vor der Tageswende — war dahin. „Sie konnte nicht mehr hinüber, sie ist nicht gefallen — außer in die Hand Gottes!“ dachte er und bestieg leichten Herzens den Steinfelsen am Gehsteige, um — nach ihrer Leiche auszuschauen. Der Felsen hätte ihm leicht Alles sagen können, wenn er gewollt hätte, aber er wollte nicht: er trug den alten Mann, als wüsste er keine Silbe von der Gretl und ihrer Schuld.

Er sah lange nichts, auf dem Flusse lag dichter grauer Nebel; da entdeckte er plötzlich unfern des Ufers unterhalb des Steinfelsens ein auf- und niederschwankendes Jochkreuz aus dem Wasser ragen, auf dem ein menschlich Wesen hieng, ein Weib — die Gretl.

Mit einem Sprunge war er im Wasser, es reichte ihm nicht über die Brust, denn die Stelle lag auf dem überschwemmten Damme, er erreichte das ohnmächtige Mädchen ohne Gefahr und zog es mit dem Jochkreuze mühelos an das felsige Ufer. Er setzte seine Enkelin auf ein vorragendes Felsstück und blieb, über die Kniee im Wasser ihr Erwachen erwartend, neben ihr stehen.

Er löste ihr das Halstuch ab, öffnete ihr Röckl, rieb ihre Schläfe, ihre Brust — — Hilf Gott! was ist das: — er hielt ein Päckchen Banknoten in der Hand, die sie unter dem Brustlatz versteckt hatte.

„Geld! Geld! Sündengeld!“ kreischte er mit wilder Stimme. — Traf der Ton oder das Wort ihr Herz und Ohr und zeriss die Bande der Ohnmacht? — Sie that die großen schwarzen Augen auf, sie bewegte die blassen Lippen — doch der wüthende Greis wollte ihnen keine Zeit lassen, eine bestechende Bitte zu flüstern, sie hatten nur Ein Wort zu sagen, und dann auf immer zu verstummen: „Sprich! warst Du drüben

in dem Hause, das Gottes Zorn von der Erde vertilgte, warst Du in St. Gabriele?"

„Ja!" hauchte das Mädchen.

„Und dies dein Sündenlohn?" er wies auf die Banknoten.

„Ja — für Franz! damit er frei werde!"

Lorenz zuckte mit der Hand nach der Schulter des Mädchens — doch plötzlich zog er sie zurück und blickte die bleiche Sünderin lange schweigend an; sein fahles Antlitz glich in diesem Augenblicke dem wildbewegten Spiegel der Enns: Rührung, Wildheit, Schmerz und Wahnsinn jagten darüber hin — — „Eins sage mir noch — hat dich der Wirt überredet oder gezwungen?"

„Nein! ich gieng — freiwillig!" flüsterte die Gretl und ihre Augen schlossen sich wieder.

„Freiwillig!" schrie Lorenz mit gräslichem Lachen — und als es verstummte, war sein Gesicht starr wie ein Stein. Er erhob das graue Haupt gen Himmel, rief: „Lene! ich hab es dir geschworen!" und — im selben Augenblicke glitt das ohnmächtige Mädchen von dem Steine in das Wasser, das die Widerstandsunfähige mit offenen Armen aufnahm und — verdeckte.

Lorenz sah starr hin, bis sie versank, — dann schaute er das Geld in seiner Hand traurig ernst lange an und sagte endlich mit irrem Lächeln: „Er wollte nicht desertieren — der wird Freude haben, wenn ich es ihm bringe!"

Und er verlor sich zwischen den Bäumen. — —

Tags darauf, als das Wasser sich wieder verlaufen hatte, fand man die Leiche der Gretl unter der großen Mehlbeerenstaude. Die Zweige, die frisch grünend und blühend über dem Kinde geflüstert, sie hingen heute geknickt und ihrer Blätter und Blüten beraubt über der armen todten Gretl.

Der Kochetmann.

1. Ein Gemeindetag.

„Hoho! hojo! da Gmuihogn! (der Gemeindehaken) Nochba! da Gmuihogn!“ so schnarrte ein stämmiger Bauernknecht, vom Hofe des Dorfrichters über die Gänseweide zum Nachbar herüberrennend, und hieng den sogenannten Gemeindehaken, der hier die Stelle des Ansagers oder Viertelmeisters vertritt, an das Fensterchen der strohbedeckten Bauernkeische. Und alsbald fertigte der also Gemahnte einen eben solchen Boten zum Nachbar ab, was sich so lange wiederholte, bis die Väter der Gemeinde mit ehrbaren Schritten, im Sonntagsstaate, den langen Rock mit kurzem Leibe und zinnernen Knöpfen, dem breitkappigen Hute, dem rothseidenen, grell geblümten Halstuche mit langflatternden Zipfeln, die langen Aufziehstiefel sauber geschmiert, die gelbledernen Kniehosen frisch angekreidet, mit wichtiger Miene wie zum Kirchgange über den grasigen Dorfplatz zum Hause des Richters herabwandelten, um zu vernehmen, was das Reichsgesetzblatt schreibt, wie weit die Grundentlastung gediehen, ob die Herrschaft das Zinsgereute nicht verspielt, ob das Dampfmehl wirklich aus wahrhaftem Korn und nicht, wie die Müller sagen, vom Teufel gemahlen werde, ob es wahr ist, dass sie in Frankreich schon wieder raufen, und dergleichen, wie es eben die Gemüther solch' schlichter Waldbauern, die nie weiter kommen, als die letzten Föhren ihre Schatten werfen, beschäftigen mag.

Die Stube des Richters war zum Erdrücken voll.

In der „Betecke“, wo sehr unkünstlerisch auf Glas gepinselte Heiligenbilder mit einem Kruzifix und dem an einem

Drahte darüberschwebenden heiligen Geiste aus Holz oder einem hohlen Ei mit papiernen Flügeln den bäuerlichen Hausaltar bilden, da saß der ärmsten und bedauernswürdigsten der Erdenpilger einer, der Wandellehrer des Dorfes, jetzt als Gemeindeschriftführer angestellt und beschäftigt; vor ihm stand der Richter, eine hagere, sehnigte Gestalt mit offenem, ehrlichem Gesichte, der echte Typus jenes Menschenschlages, den wir die „Waldleute“ nennen.

Als er sich nach einem scharfen, musternden Blicke überzeugt hatte, dass die Gemeinde vollzählig versammelt sei, begann er dieselbe mit klarer, etwas bewegter Stimme also anzureden:

„Ehe wir von den Sachen reden, die mir die Hauptmannschaft zugesandt hat, will ich Euch erst etwas vortragen, liebe Leute, was, wie ich denke, auch vor die Gemeinde gehört!“

Die Bauern horchten alle erwartungsvoll, und einer seufzte tief und schmerzlich auf — es war der Wandellehrer.

Der Richter fuhr fort: „Ihr wisst Alle, was für ein Unglück einen armen Mann aus unserem Dorfe getroffen hat, den Andres, den Kochetmann. Er hat Fassreifen geschnitten im herrschaftlichen Walde, und der Heger hat ihn erwischt. Wie sie mich gefragt haben in der Stadt drinn beim Gericht, was die Reifen bei uns kosten, da hab' ich nach meinem Gewissen geantwortet, dass ich's nicht weiß; denn bei uns kauft so was Keiner und Jeder nimmt sich, was er braucht. — Aber das hat nichts genutzt. Die Herren sagten: der Andres hat gestohlen; und nur weil ich so viel 'bitt hab' und der Andres alleweil brav war, haben's ihn nur auf vierzehn Tage eingesperrt. Und nun sind seine mutterlosen Kinder allein daheim, und drei davon sind, wie Ihr wisst, blöd und zu nichts. So will ich euch jetzt bitten, liebe Leut' und Nachbarn, dass ein Jeder nach seinem Willen und Vermögen erklärt, was er thun will, um unter der Zeit die armen Kinder des Andres zu ernähren; wer nichts hat, gibt ein Helfgott. — Herr Lehrer! schreiben's mich auf mit zwei Laib Brod und mit einem Viertel Erbsen —“

Der Lehrer schrieb mit thränenden Augen, und einer trat nach dem andern vor, und Brot, Kraut und Erdäpfel, und Eier und Schmalz häuften sich auf dem Papiere vor dem Lehrer zu einem Kalifornien der Hülle und Fülle für die nothdürftige, vaterlose Familie.

„Viel ist's und g'nug, liebe Leut'!" rief endlich herzlich gerührt und fröhlich der Richter, „und ich bedank' mich recht schön für die armen Kinder, die für Euch beten und es den lieben Englein sagen werden, dass sie, was Ihr heut an ihnen habt gethan, hinauftragen zu unserem lieben Herrgott! — Noch einmal, vergelt's Gott!"

Und nun gieng es an das Politische, und es ward expliciert und disputiert und räsonniert, bis der Abend kam und die Bauern sich zum Heimgehen anschickten.

Als sie aber hinschritten über den grünen Rasen und ihnen die Hütte des Kochetmannes am Bache unten in die Augen fiel, vor die sie heute ihr Mitleid gestellt hatten als treue Wacht vor Noth und Jammer: da fühlte jeder von ihnen sich groß und erhaben, um so mehr, als sie Alle, durch die Missernte des vorigen und die Dürre des heurigen Jahres selber nicht viel weniger als Bettler, das, was sie den Kindern gaben, der eigenen Nothdurft abgebrochen hatten.

Und als der Lehrer, der letzte von ihnen, mit Freudenthränen im Auge der Hütte des Kochetmannes mit der frohen Botschaft zueilte durch die langen Häuserreihen, aus denen ihm überall freundliche Buben und rothbackige Mägdlein zunickten, da meinte er durch eine Reihe von Palästen zu wandeln, in denen die Edelsten der Erde ihre Wohnsitze aufgeschlagen!

Und was flüstert der Wald, der altehrwürdige Böhmerwald mit rauschenden Kronen? was zwitschern die Vöglein von Baum zu Baum? was singt die Lerche hoch droben in der Luft?

„Gottes Segen! Gottes Segen und sein Friede über Euch!"

---

2. Der Kochetmann.

Der Sollerberg, an dessen Fuße das Dorf Soletin liegt, hängt mit dem Langenrücken des Kubani zusammen, von dem er nur durch eine Einsattlung getrennt ist. Die höchste Kuppe dieses langgestreckten, dichtbewaldeten Bergrückens heißt der Schreiner, der anfangs steil abfallend, sich dem Fuße des Berges zu in den flachen Gehängen des Blanitzthales verliert.

Die Landschaft, in deren Vordergrunde das Dorf liegt, trägt ganz den eigenthümlichen ernsten Charakter dieses weiten Waldgebirges, hervorgebracht durch eine Menge niederer und höherer, mit Flächen abwechselnder Berg- und Hügelzüge, welche durch zahlreiche, größere und kleinere Wasserspiegel und freundliche Ansiedlungen einen eigenen Reiz der Mannigfaltigkeit erhalten, während im Hintergrunde der Urwald sein graues ehrwürdiges Haupt erhebt, ringsum, soweit das Auge reicht, das Land mit den gewaltigen Waldesarmen umspannend.

Die Natur dieser Gegend, keine milde Mutter, gewährte dem Fleiße des Menschen, der ihre Waldnacht lichtete, um ihr eine Heimat abzutrotzen, die sie nur dem Wilde offen hielt, nichts als dürftigen, steinigen Ackergrund und mooriges Wiesenland.

Da wandte denn der Kecke und Lebenslustige sich der Jagd und dem Schwärzen, der Betrieb- und Genügsame sich anderem friedlichem Erwerbe zu. Doch Spinnen, Weben, Bleichen, Schindel-, Bretter- und Holzschuhmachen, alles das erforderte ein, wenn auch noch so geringes Vermögen; Holzhauen und Schwemmen einen eisernen kräftigen Körper, beides Eigenschaften, die der Held unserer Erzählung nicht besaß. Er ergriff also, wie viele Hunderte armer Schicksalsgenossen jenes fabelhafte Gewerbe, dessen Ausübung ihnen den Namen „Kochetleute" verschaffte.

Der Kochetmann steigt jeden Donnerstag früh in seiner ärmlichen Kleidung — des Sommers barfuß und leinene, im Winter in Holzschuhen und turetaiene (von gewalktem Zwillich) Jacke und Hose — von seinem Berge herab zur Stadt auf den

Wochenmarkt, und wagt da sein Ein und Alles an Vermögen an ein Viertel Gerste.

Dieses trägt er nun hinauf über die Berge zu einer Mühle an der Blanitz oder Moldau und verarbeitet es da zu Graupen, Gries und Brein (hier „Kochet“ genannt), womit er des Sonntags nach der Kirche die mühevolle Wanderung über die Berge, von Dorf zu Dorf, von Einschicht zu Einschicht beginnt, um es seidelweise abzusetzen. Mittwoch abends kehrt er mit dem kargen Gewinne heim, um Donnerstags dasselbe wieder von vorne anzufangen.

Lange Jahre hatte der Kochetmann Andres sich auf diese Weise ehrlich fortgeholfen, da kam das traurige Jahr 1850 mit seinem ewigen Regen und seinen Krankheiten in die Berge. Die Ernte missrieth, die Getreidepreise stiegen, Andres konnte keine Gerste mehr kaufen. — Da verdingte er sich in den fürstlichen Holzschlägen, um doch etwas zu verdienen, aber er war so schwächlich, die Mühe so groß, und das Brot so klein!

Und als er eines Abends todtmüde heim kam, fand er sein Weib erlegen der bösen Krankheit, und als des Morgens der Feldscheer kam, lag sie auf dem Schragen.

Ach! da gieng es ihm schlecht, dem armen Andres! — Seine drei Buben waren blödsinnig, und sein Töchterlein?

„Schön Eva“ nannten sie die Bursche, und ihr Auge blitzte und ihr Herz schlug höher und schneller, wenn von ihr die Rede war; die „Prinzessin“ nannten sie die Bauernmädchen, denn Eva war so fein, so zart, so schön. Andres merkte gar wohl, wie jene ihr eifrig nachschlichen, wie diese ihr scheel nachschauten, und er getraute sich kaum mehr zum Holzflößen zu gehen; denn gar oft in sternenheller, stiller Nacht hatte er den Wachtelruf der verliebten Bursche locken gehört vor dem Fensterlein der Kammer, wo Schön Eva schlief.

Da rieth ihm einmal in seiner trostlosen Noth ein guter Freund, ins Reifschneiden zu gehn, und die Reifen nach der Stadt zu verkaufen. Und der gute Andres ließ sich leicht überreden, er gieng und schnitt, und da hatten sie ihn schon.

Und jetzt saß er drinnen in der Stadt, in der dunklen traurigen Zelle, mit und um ihn saßen Diebe und Betrüger, und so viele, viele Tage waren gekommen und vergangen, und er hatte nicht schauen dürfen in die Sonnen seines armen Lebens, in die leuchtenden Augen Schön Eva's, seines herzliebsten Töchterleins.

---

3. Schön Eva.

Traurig, gar traurig mag es wohl überall sein, in jedem Hause, dessen Seele, die ordnende, schaffende Hausfrau, schlafen gegangen für immer, wo der Vater fehlt, und die verwaist Zurückgebliebenen wissen, er weine ferne im bitteren Harme.

Aber dass es hier in der kleinen Hütte des Kochetmannes gar so traurig war, so eigen, peinlich, drückend traurig, was war wohl Schuld daran?

Die drei Kinder — den Jahren nach wohl mehr als Kinder, die dort vom hohen Ofen lachend herabglotzen, die hat der Blödsinn mitleidig in die Arme genommen, die wissen nicht, was Trauer ist und warum man weint; und die liebliche Gestalt, die dort, an dem Tische weinend sitzt, ihr Antlitz erzählt nichts von Noth, und unglaublich ist's, dass diese schönen Augen sich so roth geweint um Brot! Gedenkt sie wohl des Vaters, wenn Seufzer auf Seufzer sich schmerzlich ihrem Busen entringt? oder hat sonst ein Leid diese schöne Menschenblume rauh berührt?

„Grüß Gott, Everl!" erklang es von der Thür her.

Das Mädchen sprang erschreckt auf, sie hatte nicht kommen gehört; es war der Lehrer.

Er war lange an der Thüre gestanden in stummes Anschauen der schönen Gestalt versunken.

Sie sah auch leidend lieblich aus, lieblicher als er sie je gesehen hatte, und obgleich ihre Schönheit der Kleidung nur wenig verdankte, so war doch etwas Geschmackvolles und Ge-

wähltes in ihrem Anzuge, so grob er dem Stoffe und Schnitte nach war, was unter diesen Umgebungen doppelt auffiel.

Sie hatte ein hellrothes, gelbgeblümtes Tuch um die üppige Fülle ihres kohlschwarzen Haares gebunden, dessen tief-glänzende Scheitel wunderlieblich ihre große klare Stirne und das edle, trotz seiner Blässe blühende Gesicht einrahmten. Ihre vollen runden Arme waren nackt bis an die Schultern; sie hatte ihr Röckel ausgezogen und saß bloß im Mieder, das Hemd über der schwellenden Brust enganschließend an den feingebogenen schlanken Hals, und im gestreiften Unterrocke da, dessen Kürze ihre kleinen nackten Füße sehen ließ. Ihr Kopf war nach-denklich und traurig gesenkt, und ihre dunklen Augen, deren lange Wimpern die sonngebräunten Wangen berührten, waren niedergeschlagen und ließen nur langsam und widerstrebend die hellen Thränenperlen hervorquellen und niederrollen auf die bewegte Brust.

Als Eva den Lehrer erblickte, überzog im Augenblicke die tiefste Röthe flammend ihr Angesicht! er trat vor, ergriff ihre kleine braune Hand und erzählte ihr mit freudig bebender Stimme, was heute beschlossen worden unter den Bauern. „Und sie bringen dies Alles selbst,“ sagte er weiter, „weil ich meinte, du würdest nicht gern gehen von Haus zu Haus.“

„Ich danke Euch, lieber Vetter, recht von Herzensgrund für mich und die Buben,“ unterbrach ihn das Mädchen, „bringt den guten Leuten unser Vergelt's Gott — bis es besser geht!“ Das Letzte sprach sie mit unsicherer, zitternder Stimme.

„Was ist dir denn, Everl?“ fragte besorgt der Lehrer, die ungewöhnliche Aufregung des Mädchens bemerkend, „sei nicht kindisch, jetzt ist ja Alles gut. Ihr habt vollauf zu leben und die andere Woche kommt ja der Vater —“

„O Vetter,“ sagte Eva, von neuem und bitterlich weinend, „wenn sie nur den Vater nicht fortgenommen hätten —“

„Du fürchtest, es werde ihm Jemand vorhalten“ —

„O nein, nein! nicht das fürchte ich,“ sagte langsam das Mädchen und schlug ihr Auge auf zu ihm mit einer Miene flehentlicher Entschuldigung, worauf sie plötzlich mit leidenschaft-

licher Hast seine Hand an ihre Brust zog und drängend fragte: „Gelt, Vetter, Ihr habt mich gern? ich weiß es; versprecht Ihr mir, mich nichts mehr zu fragen, wenn ich Euch bitte darum?"

„Um Gott, Everl!" rief erstaunt der Lehrer, „was ist denn geschehen?"

Eva ächzte schmerzlich auf; dann sprach sie langsam mit sinkender Stimme: „Ihr sollt es erfahren — Alles — den Tag, bevor der Vater kommt —" Sie schlüpfte in die Kammer und ließ den Lehrer allein.

Er stand todtenblaß und erschreckt von dem räthselhaften Wesen des Mädchens lange da, das Herz voll bitterer, schmerzlicher Gefühle: „Sie will mir Alles sagen," sprach er leise und wehmüthig vor sich hin, „ich fürchte, ich weiß es schon!" und er schritt hinaus, trauriger, viel trauriger, als er gekommen war.

Und in der Kammer lag Schön Eva bleich und weinend auf den Knien und betete voll reuevoller Glut zu dem, der Alle zu sich ruft, die mühselig sind und beladen. Aber auf dem Ofen drinnen kauern die blöden Buben, sie lachen und lachen immer wieder: die wissen nicht, was Trauer ist; und auf dem Anger draußen tollen und treiben Bursche und Mädchen sonntägliche Kurzweil: die wissen nicht, was Trauer ist; und die schwankenden Weiden und die flüsternden Erlen am Bache vor der Hütte neigen ihre Zweige nieder zu dem munteren plätschernden Gewässer, wo Welle auf Welle hüpft, und Fischlein auf Fischlein schießt, hinab — hinab — vorüber — vorüber! die wissen auch nicht, was Trauer ist.

---

4. Die Sprache der Wände.

Es war tiefe dunkle Nacht.

Auf dem zerlegenen Strohsacke seiner Pritsche in dem Gefangenhause saß, halb zugedeckt mit der leichten Sommer-

decke, mit gefaltenen Händen in stummem Brüten ein alter, schmächtiger Mann, es war Andres, der Kochetmann.

Neben der gemeinschaftlichen, auf eigener Pritsche lag der Stubenvater der Zelle, ein großer starker Bursche, Müller von Gewerbe, wenn er nicht Dieb war — ein Veteran im „Hauen und Schränken“ trotz seiner Jugend.*)

Der Stubenvater schlief — den Schlaf des Gerechten wohl schwerlich — unbestritten aber einen festen ruhigen Schlaf.

Andres saß da, den Oberleib erhoben und die Augen trotz der Finsternis in der Zelle fest und starr auf das Luftloch der Eisenthüre gerichtet, vor der der eintönige Schritt des Wachmannes erklang.

Plötzlich, leise zuerst, dann immer entschiedener ertönten an der Wand neben der Pritsche zwei, drei, zehn, zwanzig rasch aufeinander folgende Schläge, dann wurde es stille, als ob eine Antwort erfolgen sollte.

In demselben Augenblicke, nach dem ersten Schlage schon war neben dem erstaunten Kochetmann die mächtige Gestalt des jungen Stubenvaters aufgeschnellt, wie von einer Feder gehoben. „Hollah!“ flüsterte er vorsichtig, der ist „kochum“ (eingeweiht), was der wohl will? der muss erst gekommen sein!“ und rasch und geräuschlos wie eine Eidechse glitt er von der Pritsche herab, tappte zu des Strohsackes Häupten so lange herum, bis er den hölzernen Speiselöffel fand, mit dessen Stiele er sofort an der Wand ganz dieselben rasch und kurz einander folgenden Schläge leise erklingen ließ. Nach einer kurzen Pause erfolgt ein vielfältiger, leise schwingender Schlag.

Der Stubenvater antwortete mit einem Schlage.

Darauf erklang es von drüben her in langsamen Schlägen, gemessen und gezählt, bald kürzer bald länger anhaltend; immer ein gemessener Schlag war die Antwort des Stubenvaters. Nach einer Weile ertönte wieder der schwingende rasche Schlag und zwar von beiden Seiten der Wand, darauf ward es stille.

*) „Hauen“ bezeichnet in der Gaunersprache Taschendiebstahl, „Schränken“ Einbruch.

„Andres!" flüsterte der Stubenvater, „der da drüben ist ein naher Landsmann von Dir, ein „Betelmacher" aus dem „Künischen," er sagt, er heiße der Mathes von Sommerau — —"

„Er sagt?" fragte leise der erstaunte Kochetmann.

„Ja so! Du kennst unsere Sprache noch nicht," antwortete mit einem stolzen Lächeln der Stubenvater, „der Betelmacher da drüben spricht sie geläufig, der muss schon viel gesessen haben; siehst Du," fuhr er mit gedämpfter Stimme im erklärenden Tone fort, „wenn ein Klopfer mit vielen schnellen Schlägen an der Wand ertönt, bedeutet das, man wolle eine Unterredung anknüpfen. Ein kurzer Schlag von der andern Wandseite bedeutet, dass man bereit sei, und überhaupt, daß man verstanden habe. Ein langsamer Schlag heißt A, zwei B oder P, drei C und Z und sofort; während ich nun hier die Schläge nicht mit eins, zwei, drei und sofort, sondern mit A, B, C, D und so weiter zähle, halte ich den Buchstaben, den der letzte Schlag angibt, fest und verbinde ihn auf diese Art mit den folgenden zu Silben und Worten; es mag dies langweilig scheinen, aber geübte Leute verständigen sich auf diese Weise sehr schnell, und man hat übrigens Zeit genug durch die ganze lange Nacht. Unter Verhafteten ist dies von unendlichem Vortheile, denn man verständigt so ganz leicht seine Mitschuldigen von jeweiligen wichtigen Aussagen oder Vorfällen, selbst durch mehrere Zellen oder Stockwerke, da hier die gewissenhafteste Kameradschaft herrscht; warte, jetzt werde ich ihm antworten."

Einige Minuten vergiengen unter wechselseitigem Klopfen, dann verkündete der langschwingende Schlag, daß die Antwort verstanden und genügend sei.

Der Wachmann gieng draußen auf dem engen Gange ahnungslos mit tönenden Schritten auf und nieder, drinnen an der Zwischenwand von Nr. 4 und 5 tikte und hämmerte es leise, leise wie der Holzwurm thut, wenn er seine Zelle bohrt und hackt in das harzige Holzgefüge; es war der Wurm der Sünde, der eifrig bohrte und hackte in ein ehrliches, aber verzagtes Herz, in das des armen Kochetmannes; und als der

Morgen kam mit seinen ersten Strahlen, hörte man kein Picken mehr, der Wurm saß tief drinnen in dem Herzen des armen Mannes und reckte und dehnte den Ringelleib.

Der geschäftige Stubenvater hatte bis zum Morgen ausgeklopft und ausgehorcht: der Sommerauer Mathes gehöre jener weitverzweigten Schwärzerbande an, die im Vereine mit den baierischen Lackenhäuslern seit Jahren schon in den Gehängen des Rachel, Blöckensteins und Dreisesselberges ihr nächtiges gefahrvolles, seit dem hohen Stande der Valuta aber wenig einträgliches Gewerbe trieben.

Er war gestern eingeliefert worden und stand auf „Nein" — welcher technische Ausdruck besagt, daß er läugnen wolle. Er klopfte dem Kochetmanne mittelst des Stubenvaters als Dolmetscher den Rath zu, — wohl weniger um ihm zu helfen, als um seinen Gefährten Nachricht von sich selbst zu verschaffen: nach seiner Freilassung die goldene Freiheit nicht mehr an die Kleinigkeit einiger Reifbäumchen zu setzen — sondern zu seinen Kameraden zu stoßen und mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen.

Es ist bisher weder Belehrungen noch Bestrafungen gelungen, den Begriff des Schleichhandels den Gemüthern der Waldleute als unrecht und verbrecherisch darzustellen; Andres, die treuherzige Seele, fand in dem Vorschlage des Betelmachers, unterstützt von der Beredsamkeit des Stubenvaters, so viel Verlockendes und Hilfeversprechendes ohne alles sittliche Gegengewicht, dass er auf den Antrag freudig eingieng.

Die Nachricht, der Kochetmann habe eingeschlagen, war die letzte, die der Stubenvater gegen Morgen hinüberklopfte.

Von der langen, aufgeregten Nachtwache erschöpft und umgaukelt von den Bildern einer lachenden Zukunft schlief Andres gegen Morgen ein, und ihm träumte von seinem Herzblatte — von Schön Eva — die geschmückt mit den schönsten bairischen Tücheln, mit gold'nen Ringen und Halsgeschmeide vor ihm stehend seinen Traum verschönte.

---

5. Der Wandellehrer.

Kein Sternlein stand am Himmel, kein Licht erhellte das Dunkel der Nacht. Doch über dem hohen spitzigen Sattel des Schwarzberges im Osten beginnt es allmählich lange blasse Streifen zu ziehen, die üppigen Laubgebüsche an den Gehängen und Wasserrissen der Berge wiederhallen nicht mehr von den langgezogenen, schmerzlichsüßen Klagetönen der Nachtigall: schmetternd fliegt ihr Sängergruß der Sonne entgegen, deren Boten rings auf den Bergen empordämmern; und statt der Unke unheimlichem Gequake im Moore, statt des Auerhahnes schrillem Gepfeife im Buchengehege ist Lerche, Fink und Grasmücke singend erwacht, und die Lärchenzweige und die Erlenruthen schwanken lustig auf und nieder, als hätten sie den Takt zu geben bei der melodischen Morgenmusik ihrer befiederten Bewohner.

Hoho! was regt sich dort unten über dem Stege bei der Hütte, wo Schön Eva träumt? So rauscht die Welle nicht, so säuselt's nicht im thaubedeckten Laube, so flüstert beglücktes Lieben, wenn's zum Scheiden kommt.

Habt Acht dort unten, die Nacht ist um!

Schon hat der Hamster ausgesetzt an seinem nächtlichen Baue und sich zur Ruhe gelegt, die Fledermaus sucht schwirrend die tiefste Falte des zerklüfteten Gesteins.

Habt Acht dort unten, die Nacht ist um!

Hört ihr die Höfe droben im Dorfe wiederhallen vom Hahnenschrei und Hundegekläff? die wecken den Hütbuben, der gähnend und sich ranzend beim Borne steht, ungewiss, ob er sich heute waschen soll.

Habt Acht dort unten, der Tag ist da!

O weh, du blinde Lieb, es ist zu spät!

Was rennst du so scheu an dem Bache hin, du fremder Mann! und schreckst die Vöglein und Fischlein auf? die plaudern nicht; was schlägst du so eilig das Fensterlein zu, du schönes Kind, und schreckst die blöden Buben auf? die plaudern nicht. Doch Einer stand unter den Erlen am Stege dort, der hörte,

wie ihr gekost und geküsst, der hörte, was er dir versprach und schwur, der sah, wie du weintest in liebender Angst, er sah sein glühendes Antlitz an deiner Brust, umwallt von dem duftigen Schleier deines gelösten üppigen Rabenhaares, der hörte und sah — und weiß Alles.

Es ist der Wandellehrer.

Langsam schreitet er, das Herz voll von unendlichem Weh, den Bach entlang dem Walde zu, immer tiefer, immer tiefer hinein. Waldeinsamkeit! nimm ihn auf in deinen Frieden, den armen Wanderer, der deine Schatten sucht, lass deine tausendfältigen Trostesstimmen zu seinem verwundeten Herzen sprechen, zeige ihm die vielen Todeswunden, die des Sturmes Wuth und Beil und Säge dir geschlagen, deren Narben aber alle die Zeit mit lindem Moose bedeckte!

Langsam schreitet er immer tiefer in die Waldnacht hinein.

Und das Moos duckt sich schmiegsam unter seinem Tritte und schnellt hurtig wieder auf, um ihm nachzuschauen: das hat wohl Mitleid mit ihm; und Wurm und Käferlein tummelt sich beiseit und krümmt sich nicht und summt nicht, still sieht's ihm nach mit den klaren schwarzen Äuglein; das Häslein springt nicht über den Weg und das Reh hört auf an dem Laube zu zerren, es schaut ihm lange und furchtlos nach; und das Eichhörnchen kratzt und springt nicht mehr, es schaukelt ruhig auf dünnem Gezweig und schaut ihm nach; und das Vöglein mildert den schmetternden Gesang, es fliegt vom Gipfel zum niedersten Ast und singt so leise, so weich und so mild: die haben wohl Alle Mitleid mit ihm. Auch die Fichte knarrt und schwanket nicht mehr, leise zittern und säuseln die Nadeln im Winde, es rauscht von den Kronen herab durch den Wald: „Ach, schreckt mir nicht mein armes Kind!" der Wald — der Wald hat Mitleid mit ihm.

Indessen weicht das Morgenroth immer tiefer hinab an den Bäumen von Ast zu Ast, bis es drunten fahl erstirbt an dem moosigen Stamme; denn die Sonne bricht durch das graue Gewölk und ihr glutvoller, lebenweckender Strahl durch die Nacht des Waldes bis tief in sein Herz.

Und gierig saugt der leuchtende, sengende Strahl die Millionen Demantschnüre des Thaues auf, die spiegelnd und glitzernd eben noch Moos und Heidegras, Nadelzweig und Laubgewind umsäumen.

Der trauernde Mann war plötzlich in eine Lichtung des Waldes getreten und das bleiche, abgehärmte Gesicht erhoben zu dem glänzenden Tagesgestirne, das in gewaltigen Sprüngen immer höher, immer sieghafter emporleuchtete hinter den gegenüber liegenden Kuppen, war er in die Knie gesunken in stillem brünstigem Gebete. Und als von den Halden zu ihm herabtönte das uralte melodische Gejodel der Schalmeien, als ringsum überall die Heiden, Büheln und Weiden sich bevölkerten mit einem Gewimmel blökenden, meckernden Hausgethiers, als alle Dunkel der Nacht gewichen waren der prangenden, lebenstrotzenden Herrlichkeit des Tages, war auch in dem starken Herzen des Waldsohnes der Friede wieder eingekehrt mit allen seinen Segnungen.

Er gieng gefasst und ruhig den Steig über die Heide hinan dem Dorfe zu.

Der Lehrer war ein entfernter Anverwandter des Kochetmannes. Seine Armut, sein schwächlicher, zum Bauernstande untauglicher Körper und seine Vorliebe für Musik bestimmten ihn, das Dorf zu verlassen. Er wurde Präparand in der Kreisstadt und machte ziemliche Fortschritte; mehr war damals nicht vonnöthen, um Dorfschulmeister zu werden, und höher verstieg sich seine Hoffnung nicht.

Da ihm, wie allen Gebirgsleuten, das Heimweh keine Ruhe ließ, übernahm er nach der Prüfung die gerade erledigte armselige Stelle eines Wandellehrers in seinem Geburtsorte.

Der Wandellehrer zieht mit seiner Habe, einer hölzernen Schreibtafel und einigen Lesebüchern, mit den Schulkindern jede Woche in ein anderes Bauernhaus, dessen Stube für acht Tage zur Schule und dessen Besitzer für diese Zeit seine Kostgeber werden.

Obwohl nun Franz mit dieser vagabundierenden Art zu lehren und zu leben gerade nicht unzufrieden war, fiel ihm doch

ein Umstand, den er früher nie sehr hoch angeschlagen hatte, jetzt desto schwerer auf's Herz: er konnte nicht heiraten; denn der Bauer war bloß verpflichtet, die Person des Lehrers zu ernähren und zu beherbergen, und — der unglückselige Wandellehrer liebte seine Base Schön Eva seit langem mit stiller, aber desto glühenderer Leidenschaft.

Aber er war ein starkes, edles Herz! er entsagte!

Als der Kochetmann gefangen zur Stadt geführt wurde, folgte der besorgte Vetter dem armen Manne dahin, um, soviel in seinen schwachen Kräften lag, zu rathen und zu helfen. Aber als er heimkehrte, bekümmert, traurig und zerschlagen, harrte sein ein größeres Leid: der Stadtbote sagte ihm, der neue Finanzwächter, der einigemal schon die Tabaktrafiken um Sablat herum revidirt, der mit der Everl Ostermontags so häufig getanzt im Grindschädler Badhause und ihr so schön gethan, sei gestern nachts und heute morgens um die Hütte und an dem Fensterl Schön Eva's gesehen worden.

Er glaubte es nicht! aber Nacht für Nacht bewachte er von da an mit Brudertreue und liebender Angst die Hütte, wo sie schlief — heute war es seine letzte Wacht gewesen.

---

6. Die Prangerin.

Schön Eva sitzt vor der Hütte, müßig die Hände im Schoß und den schönen Kopf tief gesenkt.

Auf dem sonnigen Anger kugeln ihre blödsinnigen Brüder herum, durch unarticulierte Schreie ihre Freude äußernd.

Schön Eva seufzt, und so schwer und so bang.

„Hujujuh! Juhuhuh!“ so schallt es herab zu ihr durch die Gärten der Bauernhöfe. Juheh! ein Brautpaar geht die „Prangerin“ (Brautjungfer) zu laden.

Ein glitzender hoher „Buschen“ voll Goldflitter steckt auf dem Hute des lachenden Bräutigams, ein eben solcher bläht sich auf dem vollen Busen der Braut, die vor Scham nicht weiß,

wohin sie schauen soll, während sie durch's Dorf hinabschreitet an der Hand des Zukünftigen, der kräftig antwortet, wenn rechts und links die jauchzenden Salven erdröhnen.

„Wer wird's wohl sein? Wohin die wohl gehen? Hoho! zum Bach? und über den Steg? zu Kochetmann's Everl? Mein Seel', die wollen d'Prinzessin ha'n!"

Nicht erröthend, wie es gang und gäbe in solchem Falle, todtenblass, zitternd am ganzen Leibe und keines Wortes fähig stand Eva vor dem Brautpaare, das sie freundlich grüßte. Und die Braut sprach weich und leise: „Liebs's Everl! wir thäten Dich schön bitten, dass Du die Ehr hättst und giengst als Prangerin mit auf unseren Ehrentag. D'Flinserlgugel und d'Musikanten, die bringt der Prangerweiser (Junggeselle und Führer der Prangerin) am andern Montag her zu Dir; wir wollens Alle so, dass Du siehst, dass wir euch gern haben, wie eh' und vor, und dass Dein Vater eine Freud' hätt', weil er g'rad Montag wieder herkommt aus der Stadt."

Bebend mit fliegender Brust hatte Eva zugehört, ohne ein Wort zu erwidern; doch als das Brautpaar ihre Hände zum „B'hüt Gott" ergriff, da beugte sie sich plötzlich tief nieder vor ihnen in demüthig scheuer Angst und weinte — ach, so bitterlich!

„Wein' nicht, Everl!" tröstete die Braut, „es wird ja alles wieder gut werden, bis der Andres kommt, und schau fein am Montag recht lustig aus. B'hüt Gott!" Und freundlich nickend schritt das junge Pärchen wieder zurück über den Steg zu dem Hause der Braut.

Eva aber sank unter der Thüre zusammen und ächzte so schmerzlich: „Mein Gott, mein Gott!"

Die Tage verrauschten, immer näher rückte der Montag heran, immer froher und sehnender wurden die Brautleute, immer blässer und trauriger Schön Eva. Der Lehrer ließ sich nicht sehen. Der Sonntagabend war da; die jubelnden Bursche zerschlugen irdene Töpfe und Näpfe außen an der Stubenthüre, wie's zum Polterabend gehört; die Mägde steckten die kleinen Fensterlein voll mit saftgrünem Erlenlaub und duftendem Hollunder;

und im Vorhause wüthete Messer und Kochlöffel unter dem armen Geflügel, in der Küche schmorte und prasselte es, um den ganzen Hof lag eine warme Atmosphäre von Butterteig- und Kolatschenduft, und in der Stube saßen die Brautleute beisammen auf der Ofenbank und bauten ein schmuckes, schuldenfreies Bauerngehöft in die Luft; aber die Prangerin fehlte, Schön Eva war krank, recht krank.

Der ersehnte Montag hatte kaum zu grauen begonnen, da gieng es schon los: Piff, paff! Juhuh und juheh!

Die Bursche mit alten Pistolen und rostigen Vogelflinten weckten den Bräutigam und die Braut, und Alles strahlte und funkelte freudig und lustig; jeder Hut und jede Brust war geziert mit wachspapiernen Blumen und Flittern von Rauschgold, als Ersatz für den duftigen Blumensegen, den die rauhe Natur diesen dürftigen Halden versagte.

Das häufige Schießen und ein leises Zupfen weckten den Lehrer, der heute seit langem einmal gut und lang geschlafen hatte. An seinem Bette stand ein kleiner Bub aus dem Dorfe und hielt ihm einen offenen Zettel hin. Ein Blick darauf hatte ihn überzeugt, dass er von der Hand seiner Schülerin, Schön Eva's war. Und er las mit stockenden Pulsen: „Ich kann nicht gehen als Prangerin, denn ich bin kein ehrliches Mädchen mehr. Ihr werdet mich nimmer wiedersehen; vergesst mich, tröstet meinen armen Vater und bittet ihn, mir nicht zu fluchen." — Das war Alles.

Der Lehrer sprach kein Wort, keine Thräne netzte sein Auge. Langsam kleidete er sich an, nahm seine Clarinette und gieng zur Hochzeit — um aufzuspielen.

Als der Zug die Anhöhe vor dem Dorfe erreichte, bewegte er sich thalabwärts der Pfarrkirche zu, gar lustig anzusehen in seiner buntscheckigen Zusammensetzung; voran kleine Buben in Menge, sich heiser schreiend und müde springend, darauf die Musikanten, der arme Lehrer, seinem bleichen Gesichte und wunden Herzen zum Hohne lustige gellende Ländler und Tusche blasend, neben ihm ein alter Bauer, die Bassgeige über den Bauch gehängt, alleweil auf zwei Saiten: wum,

wum, wum! und das Cymbal hintenan, dessen Träger mehr als Alle jauchzend und unbekümmert, welche Saiten seine rastlosen feinen Schläglein trafen; dann das Brautpaar im funkelnagelneuen Staate, so wunderbar überrascht, der Gegenstand aller dieser Anstrengungen zu sein; dann die neubestellte Prangerin und der Prangerweiser voll Flinserln und Flitter, dann die Alten Paar und Paar, die Verwandten und Nachbarn, ein wandelnder Wald von künstlichen Büschen und Rosmarinstengeln; aber um Alle herum, bald vorne, bald hinten, der Hochzeitbitter und Spaßmacher voll Bänder und Sträuße. Juheh! Juheh! Glück auf, du liebendes Menschenpaar! Glück auf den Weg durch's Leben!

Doch stille, stille! seht ihr nicht dort droben die scheue, fliehende Gestalt? jetzt hat Euer Jubel ihr Ohr erreicht und sie sinkt nieder wie zum Tode getroffen, — Glück auf, du armes, betrogenes Kind! Glück auf den Weg durch's Leben!

---

7. Der arme Andres.

Wie das lebt und singt und jubelt! Die kleinen Fensterlein stehen offen, und stoßweise dringt der dicke, schweißige Qualm, das Rauschen des Ländlers und das Gestampf der Tanzenden heraus aus der übervollen Stube in die Haufen neugierigen Volkes, das mit sehnenden, scheelsüchtigen Blicken von draußen hineinlugt in das hochzeitliche Gewirre.

Es ist wieder Nacht geworden; über die Heide in das Dorf, an dem Hause hochzeitlicher Freude vorüber, herab über den Anger und über den Steg schreitet rasch ein einsamer Wanderer. Es ist der Kochetmann, der heute mittags seiner Haft entlassen wurde.

Auf dem Stege bleibt er verwundert stehen; Eva weiß, dass er heute kommt, ist sie ihm entgegengegangen und hat er sie verfehlt? oder sollte sie bei der Hochzeit — nein, sie muss

ja wissen, wie sein Vaterherz sich sehnt, an dem seines liebsten Kindes zu schlagen, wie es sich sehnt, seine Dunkel zu erhellen durch einen leuchtenden Liebesstrahl. Es ist finster in der Hütte, die Fensterchen sind zu und keine gastliche Flamme leuchtet auf dem dürftigen Herde.

Langsam, mit einem unaussprechlich traurigen Gefühle öffnet er die Thüre und tritt in die Stube.

Kein Willkommen tönt ihm entgegen. Die Buben schlafen auf den Spänen hinter dem Ofen, Stube und Kammer ist leer, Eva's Bett unberührt.

„Eva!" ruft er mit wehmüthiger Stimme. Niemand antwortet. „Sie wird bei der Hochzeit sein," sagt er leise mit traurigem Herzen, in das sich wieder die dunklen Schatten legen, die erst gewichen vor der Freude des Wiedersehens.

Mit beflügeltem Schritte eilt er hinan in's Dorf, in das Haus der Freude.

Die Stube bleibt offen und leer, nichts unterbricht die nächtige Stille als der ruhige laute Athemzug der schlafenden Buben auf dem Ofen.

Als der Kochetmann wiederkam, war er nicht mehr allein. Der Lehrer kam mit und machte Licht. Andres wusste Alles.

Herr Gott, wie entsetzlich bleich sind die beiden Männer! wie schallt der Schrei, mit dem der Kochetmann niedersinkt, so markerschütternd, herzdurchdringend durch die Nacht!

Lange, lange schwiegen Beide und saßen einander gegenüber, tief gesenkt die gebeugten Häupter. Der Lehrer weinte.

Endlich sprach der Kochetmann kalt und ernst: „Franz! ich werde Dir was sagen!"

Der Lehrer erhob die verweinten Augen rasch zu dem Manne, dessen kalter Ton ihn erschreckte.

„Ich gehe fort, und das heute noch!" sagte Andres langsam und bestimmt, „ich kann hier nicht mehr bleiben, es ist Alles, Alles hin. Sage dem Richter, ich lasse ihn bitten, sich meiner Buben anzunehmen, es wird sich wohl ein Bauer finden, der sie füttert, dafür gehört die Hütte und das Ackerl sein —"

„Um Gott, was wollt ihr thun, Vetter?“ rief besorgt und ängstlich der Lehrer, denn der Kochetmann war aufgestanden, und auf seinem geisterhaft bleichen Gesichte lag ein dunkler, unheimlicher, fremder Zug.

Er schwieg; aber seine Brust arbeitete, seine Wange röthete sich, seine Augen sprühten ein dunkles, leidenschaftliches Feuer.

„Um Gotteswillen, Andres! übereilt euch nicht, es ist ja euer Kind, euer liebstes Kind!“ bat dringend der Lehrer und ergriff die kalte schwielige Hand des armen Mannes. Der stieß ihn rauh von sich und gab keine Antwort, mit tönenden Schritten gieng er durch die Stube und trat noch einmal in die kleine Kammer an das Bett seiner Tochter, mit einem seltsamen Blicke sah er vor sich hin, sprach leise zu sich selbst und verließ mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer das kleine Gemach. Dann reichte er dem Lehrer die Hand zum Abschiede und schritt schweigend und ohne einen Blick mehr nach seiner Hütte zu werfen in die dunkle Nacht hinaus dem Walde zu.

Als er die erste Kuppe des Sollerberges erreicht hatte, stand er still, erhob die Hand drohend wie zum Schwure und rief laut mit feierlicher Stimme: „Von nun an Pascher, Dieb, Mörder! wie es kommt!“ Dann setzte er langsam seinen Weg in das Hochgebirge fort.

---

8. Der Freibauer von Groß-Babylon.

Tief unten am Kiesleitenbache, zwischen hohen, mit Nadel- und Buchengehölz bewachsenen Bergen liegt der Freihof von Groß-Babylon, ein großes, einsames Gehöft, einer der reichsten Freihöfe der königlichen Waldhwozd (Gebiet der königlichen Freibauerngerichte an der bairischen Grenze), umgeben von den fruchtbarsten Äckern und saftigsten Wiesen, eine freundliche Oase in der Wüstennacht des waldigen Gebirges.

Es ist eine helle Mondnacht, und ihre Ruhe liegt allüberall; der Wald wiederhallt nicht mehr vom Schlage der Axt und dem Kreischen der Säge, die Weide nicht vom Geblöke der Herden, die Wiese nicht vom Gejodel der Mahder (Mäher), der Bach nicht vom Geschrei der Flößer; leise rauschen die Föhren im Abendwinde, leise flüstert am Bühel das Heidegras, still duftet das Heu aus den Schobern auf; und die Scheite im Flößbache stoßen einander wie im heimlichen Geplauder und schwimmen leise plätschernd hinab in das Thal.

Die rothe Kienglut auf dem Herde in der großen Stube des Freihofes beleuchtet ein selsames, unheimliches Bild. Im Hintergrunde der Stube steht ein großes, altväterisches Himmelbett mit rothzitzenen Vorhängen. Zu des Bettes Füßen in einem weiten, hohen Großvaterstuhle sitzt die bleiche, verfallene Gestalt eines jungen Mannes.

Ist das der Kummer, der nimmermüde Ackersmann, der die tiefen Furchen zog in diesem fahlen Angesichte? ist es der Krankheit zehrende Fieberglut, die diesen kräftiggrünenden, jungen Leib so furchtbar ausgedörrt? ist das des Wahnsinns Nacht, was aus dem starren, unheimlich funkelnden Auge schaut?

Nein, es ist ein eigener räthselhafter Zustand, der dieses junge Leben umschattet mit seinem Dunkel.

Scheu weicht der Bauer von weitem aus, wenn ihn der Weg in diese Gegend führt, selbst der Stachak (so heißen hier die tschechischen Bewohner des Stachauer Freigerichtes) betritt ungern die Schwelle des Freihofes, um seine hölzernen Teller, Kochlöffel, Spriagler (Quirlholz) an Mann zu bringen; denn es gehen gar seltsame Gerüchte über den jungen Freibauer unter den Leuten. Vordem, als die Kunde von seinem räthselhaften Leiden unter die Leute kam, hieß es, er habe sich dem Teufel verschrieben; denn wenn ringsum das Getreide missrieth und das Heu und Grummet im Regen verfaulte oder verschneit wurde, war das Korn und der Haber um den Freihof immer schöner und länger als das seiner Nachbarn, und wenn der Freibauer mähte und einführte, gab es sprichwörtlich Sonnen-

schein; bis sich dieß alles endlich als Zufall und der Arzt aus der Stadt erklärte, der junge Freibauer sei — mondsüchtig.

Die Dienstleute vom Freihofe wußsten gar viel wunderliche Dinge zu erzählen von ihrem jungen Herrn; wie er oft ganze Tage lang schlafe und dennoch mit geschlossenen Augen überall und Alles sehe bis tief in den Keller hinein. So habe er erst unlängst der Margareth, der Stalldirne, gesagt, daß sie zwei Wecken Butter gestohlen und unter der Kellerstiege versteckt habe, und als man suchte, fand man sie richtig, und damals hatte er den ganzen Tag kein Auge aufgethan und sich von seinem Lehnstuhle nicht weggerührt.

Am meisten litt bei diesem krankhaften Zustande des jungen Mannes Mutter, die alte Freibäuerin, die trotz ihres Alters gezwungen war, nebst ihrem Ausnehmen (Ausgeding) die ganze weitläufige Besitzung zu bewirtschaften, und deren ganze stolze Freude an ihrem Sohne in den Brunnen gefallen war, wie man sagt; denn als sie ihm die Wirtschaft übergab, war er ein gesunder, starker junger Mann, von schöner einnehmender Gestalt, belesen und gebildeter als Einer irgendwo herum; kurz darauf aber verfiel er in eine düstere schwermüthige Stimmung, der bald der schlafsüchtige, traumhafte Zustand folgte, den der Arzt als eine Gattung des Nachtwandelns erklärte. — Jetzt war es wieder die dritte Nacht, seit er in todesähnlichem, halbwachem Schlafe dalag. Seine Mutter, eine noch schöne rüstige alte Frau, saß ihm gegenüber beim Spinnrade, die Augen voll Mutterangst auf ihren Sohn gerichtet, als er auf einmal die Hand erhob, ihr winkte und laut und vernehmlich sprach: „Mutter! rufe die Knechte, am Bache, gleich unterhalb des Holzrechens liegt ein krankes verlassenes Weib, lasse es hertragen, denn sonst müßste es vergeh'n — —"

Die Freibäurin, weniger verwundert über diesen sonderbaren Auftrag, als erfreut über das, wenn auch wieder krankhafte Lebenszeichen ihres Sohnes, stand sogleich auf und sandte drei Knechte mit Laternen zum Flößrechen hinab.

Dann legte sie frischen Kien auf den Herd und stellte einen Topf mit Thee und kräftiger Brühe an das Feuer.

Der junge Mann blieb sitzen wie versteinert, in der Stellung, in der er sie angesprochen hatte, mit geschlossenen Augen und immer noch erhobener Hand im Lehnstuhle.

Es dauerte nicht lange, so ertönten auf dem Hofpflaster die schweren Tritte einiger Männer, die eine Last trugen; die Bäuerin öffnete die Thüre, und herein kamen drei stämmige, halbangekleidete Bursche, von denen einer die Laterne, die beiden andern eine ohnmächtige, leblose Mädchengestalt trugen, die sie vor dem jungen Bauer auf den Boden legten.

Als das nasse, triefende Gewand der Fremden die Knie des Freibauern berührte, sprang er augenblicklich auf, öffnete die dunklen, feurigen Augen und sah einen Augenblick starr um sich, dann beugte er sich plötzlich tief nieder zu der leblosen Gestalt, und mit einem Tone so voll innigen Gefühls, daß er tief in das Herz zur Bäuerin uud sogar der Knechte drang, sprach er leise und langsam: „O stirb nicht, Eva! und wache auf! ich habe ja so lange Deiner geharrt, mein Engel! mein Sonnenlicht!“

Eva, denn sie war es, lag starr, ohne ein Lebenszeichen, in der dunklen Wasserlacke, die ihr triefendes Gewand um sie ausströmte.

Die Bäuerin begann sofort mit ängstlichem Bemühen alle jene Belebungsversuche, die man bei ähnlichen Fällen anwendet, und zwar mit dem glücklichsten Erfolge; denn bald schlug Schön Eva das dunkle Auge auf und die Brust begann sich zu heben. — „Wo bin ich?“ fragte sie verwundert und leise mit bebender Stimme.

„Eva! Eva! bei mir!“ rief der junge Freibauer mit herzerschütternder Leidenschaft, und von der Freude überwältigt sank er ohnmächtig nieder neben dem Mädchen.

---

9. Betelmacher.

Mitten im Walde, am Bergabhang, liegen einige zerstreute Waldhäuschen, die „Betelhäuser" genannt, weil durchgehends bewohnt von Glasmachern, einer nebenan liegenden Hütte, in der hauptsächlich jene gewöhnlichen farbigen Glaskorallen erzeugt werden, mit denen ehedem ein sehr beträchtlicher Handel in ferne Länder, besonders nach Spanien und Portugal, getrieben wurde, wo sie als Tauschmittel beim Sclavenhandel in Afrika, hierlands übrigens auch zu Rosenkränzen benützt wurden, woher ihr Name „Paternosterperlen, Paterlen" stammt, aus dem der ortsübliche Ausdruck „Beteln" wurde.

Es ist sehr früh am Morgen.

In der Stube des letzten dieser Häuschen an dem breiten Tische sitzt ein ältlicher, äußerst hässlicher Mann.

Er ist von kleiner Gestalt, seine Züge sind peinlich verzerrt, der breite zum Grinsen verzogene Mund zeigt ein schwarzes schadhaftes Gebiss; dennoch aber liegt auf diesem Gesichte eine Art von Geistesbildung, ein kecker, verschmitzter Ausdruck, der besonders auffallend und stark ausgeprägt in dem Augenblicke hervortrat, da wir den Mann treffen.

Er saß an dem Tische, beschäftigt mit der Packung mehrer Säckchen. Cigarren, Tabakblätter in Päckchen und Pfunden, Kaffee und Zucker, Salz, Saffran und anderes Gewürz nahm er nach und nach aus den umherstehenden Hucken (Traggestell) und füllte die Säckchen damit ganz auf die Art, wie das Kochet beim Hausieren verpackt getragen wird.

Da that sich leise die Thüre auf. Der Mann erschrak. Er hatte nicht kommen gehört, und mit einem hastigen Sprunge ergriff er das beim Ofen lehnende Doppelgewehr und schlug an auf den Eindringling.

Dieser, eine bleiche verfallene Leidensgestalt, rührte und regte sich nicht; schweigend starrte er den Mann mit der drohenden Waffe an, der sie nach einem kurzen Bedenken absetzte, da er sah, der Fremde gehöre nicht zu seinen Feinden, den Zoll-

wächtern. „Was wollt Ihr, Mann?“ fragte er mit rauher Stimme.

„Seid Ihr der Martin von Girgalow?“ gegenfragte der Fremde.

„Wohl! was soll's?“

Da trat der Fremde näher und sagte leise: „Moder und Wunderbach!“

Der Schwärzer sprang dem Fremden entgegen und rief freudig: „Du kommst vom Mathes, gewiss; sonst wüsstest Du die Losung nicht!“

„So ist's. Ich komme soeben aus dem Gefängnis!“ war die Antwort des Fremden. — Es war der Kochetmann.

„So bist Du „kochum?“ (einverstanden) fragte der Pascher wieder, indem er schnell Brod und Schnaps herbeiholte und dem Kochetmann vorsetzte.

„Ich bin, was Ihr wollt; darum kam ich her!“ sagte dieser langsam mit einem traurigen Lächeln. „Ich habe es versucht, bisher ehrlich zu leben, nun verlohnt es sich nicht mehr der Mühe —“

Der Pascher sah den unglücklichen Mann mit durchdringenden Blicken lange an, ehe er wieder zu ihm sprach, als wolle er ergründen wie weit es räthlich sei, sich mit dem Manne einzulassen, den ihm der Sommerauer Betelmacher geworben, dann sagte er mit einem eigenen Blinzeln der kleinen grauen, stechenden Augen: „Nun, Mann, es wird sich machen, glaube ich; warum saßt Ihr denn jetzt und wie lange?“

„Sie sagten, ich habe gestohlen, Reifstangen nämlich im fürstlichen Forste; auf vierzehn Tage haben sie mich verurtheilt.“

„Ei, da waren sie noch gnädig!“ lachte der Pascher, „und sonst, früher hattet Ihr mit den Herren nie zu thun auf diese Art?“ — „Nie!“ antwortete Andres.

„Trinkt, Freund und langt zu!“ drängte Martin den Kochetmann, er hätte ihn gerne zutraulicher, mittheilender gemacht: „Und den Wald kennt Ihr, ich meine den Kubern (Kubani), den Schreiner, dann den Osser, Panzer und die andern da um die bairische Grenze herum.“

„Ich kenne fast den ganzen Böhmerwald, die Berge, die Ihr da genannt, aber ganz genau.“

„Schön, schön!“ sagte mit beifälligem Lächeln der Pascher und rieb sich vergnügt die Hände, denn er sah, dass Andres der Flasche fleißig zusprach und ein eigener Glanz aus seinen gerötheten, schläfrigen Augen zu leuchten begann. „Und habt Ihr nie was herüber getragen über die Grenze, ohne Zoll meine ich natürlich?“ fuhr er in seinem Verhöre fort.

Nach einem kurzen Bedenken antwortete der Kochetmann: „Ein einzigesmal — einige Tüchel für — die Tochter, die ich — hatte.“

„Hm! Hm! mit den Aufsehern habt Ihr also nie Verdruss gehabt?“ fragte der Pascher weiter.

Bei dieser Frage fuhr der Kochetmann fluchend auf, und die Röthe auf seinen Wangeu, theils der gramvoll durchwachten Nacht, theils dem Einflusse des Branntweins entstammend, vereinigte sich in zwei hellen Flecken unter den Augen. „Verdruss?“ rief er mit gellender Stimme, „Haha! Verdruss? — ja wohl, einen kleinen, ganz kleinen. Es hat mir einer von ihnen mein Kind — mein schönes, goldenes Everl verführt — gestohlen! sonst nichts! das ist wohl kaum der Rede wert!“ Er sah dabei stieren Blickes vor sich hin und schlug eine helle, schneidende Lache auf.

Da fuhr der Pascher mit einem Freudenschrei in die Höhe und ergriff die zitternde Hand des erschöpft niedersinkenden Kochetmannes. „Ho, Bruder!“ rief er lustig, „ist es um die Zeit? dann lässt sich was erwarten aus unserer Kameradschaft; hier meine Hand, schlag' ein.“

Der Kochetmann legte seine schwielige Hand in die dürre des Paschers, fortan — selbst Pascher.

Mit geschäftigem Eifer entwickelte sofort Martin dem sinnverwirrt lauschenden Andres die Einrichtung und Gliederung des verfehmten Bundes, dessen Mitglied er soeben geworden; mit außerordentlich klugberechneter Geschicklichkeit wusste er ihm die Schattenseiten der dunklen Pläne der Schleicherbande mit der rosenrothen Tinte der Aussicht auf Gewinn zu erhellen, dass

der halbtrunkene Mann sich mit Freuden bereit erklärte zur Theilnahme an Vortheil und Gefahr.

„Aber wie?" wandte er auf einmal ein, „Ihr heißt ja Betelmacher und wie —"

„Ho, Freundchen!" unterbrach ihn Martin lachend, „Du kennst auf diese Art den Wald gar schlecht. Bist Du doch selbst Kochetmann — wenigstens gewesen und weißt es nicht, was Manchem hier im Sacke über die Achseln hängt und für unschuldiges Kochet gelten muss? Ist denn Dein Heimatsdorf so weit von den Podleschaken (Podlesáci, Hinterwäldler nennt man hier die Anwohner der Gebirgsausläufer des Böhmerwaldes), dass Ihr noch nicht wisst, es gäbe außer Holzhauen und Schindelmachen noch andere einträgliche Geschäfte? Kennst Du die pfiffigen Hausierer nicht, die da durch's Gäu (Gau) wandern mit Ratten- und Schwabenpulver oder mit Holz- und Steingutgeschirr? die kannst Du allabendlich treffen an unseren Sammelplätzen: in Schlöffelwald, in Wunderbach, in der „schönen Noth" am Geiersberge, im Moos und in der Kellerwastelschenke; die wissen immer gar viel zu erzählen, denn die wissen auf's Haar, wo es alte Zwanziger gibt oder neue Banknoten und wo eine Patrouille lauert — und was das Betelmachen betrifft, das ist ein Brod, das altbacken und schimmlig geworden, seit der Sclavenhandel aus der Mode gekommen ist; weil nun das Betelmachen nicht viel mehr einträgt als Bettel in dieser harten Zeit, so sind wir auf's Paschen gekommen — aber Betelmacher nennen wir uns — das ist so was wie ein Erwerb und nimmt nicht viel Zeit weg.

Andres horchte voll Erstaunen dem Pascher zu, und bald merkte er im weiteren Verlaufe des Gespräches, dass Schwärzen nicht die Hauptsache bei den dunklen Unternehmungen der Bande sei.

Indessen stieg die Sonne immer höher empor am Himmel. Die Stube Martin's füllte sich nach und nach mit den Bewohnern der benachbarten Waldhäuser, lauter Betelmacher von dem Schlage Martins.

Andres wurde Allen vorgestellt und mit Freuden begrüßt. Dann wurden die Hausierer unter ihnen mit ihren verschieden-

artigen Aufträgen betraut, worauf der Feldzugsplan der heutigen Nacht besprochen und festgesetzt wurde, während die Flasche mit starkem Perlbranntwein fleißig in der Runde kreiste.

Als die Nacht ihre Schatten und Nebel legte um die Gipfel der Berge und der lange Zug der Pascher sich gegen die Grenze zu in Bewegung setzte, schritt, eine hohe leichte Hucke auf dem Rücken und lustiger als alle Anderen, ganz voran — der Kochetmann.

Er war betrunken.

---

10. Ein Agio.

Es waren nahe an zwei Monate vergangen, seit Eva sich im Freihofe befand.

Umgeben von freundlichen, mitleidigen Menschen, gehegt und gepflegt mit der zärtlichsten Theilnahme sowohl von der alten Freibäuerin, deren Neugierde durch eine schnell ersonnene Fabel beschwichtigt wurde, als von dem jungen Bauer, dessen glühende, so wunderbar entfaltete Leidenschaft für Eva mit jeder Stunde an Macht zunahm, genas sie schnell von dem Fieber, das, eine nothwendige Folge ihres verzweifelten Entschlusses, ihre Schande mit den Wellen des Kiesleitenbaches zu verdecken, sie durch eine geraume Zeit an das Krankenlager fesselte.

Ihre Schönheit, nicht geknickt, aber von Leid und Harm verdrückt, erhob sich schnell wieder; nicht prangend und leuchtend wie sonst, aber von anderer, edlerer Natur.

Die volle rosige Wange war glatt und blass geworden, das dunkle sprühende Auge schaute mild und traurig wie unter einem Thränenschleier hervor, das Üppige, Dralle, bäurisch Frische ihrer Gestalt hatte sich verloren, und leicht und schlank wie eine Feder wand und bog sich der etwas magere, aber außerordentlich anmuthige Leib des Mädchens, den noch immer

keine auffallende Veränderung als einen mit einer Frucht der Sünde gesegneten kennzeichnete.

Wie ist sie heute wieder so schön!

Es ist nahe am Abende nach einem der heitersten Tage zu Anfang des Juli.

Die Kleemahd war zu Ende, das Futter, ausgedünstet in kleinen Schobern, ward zum Trocknen auf die Stangen aufgeschlagen.

Eva ist in derselben Beschäftigung mitten unter dem andern Gesinde. Wie ihre vollendete Schönheit so sonnig hervorstrahlt aus diesem Gewimmel stämmiger Gestalten! Ihre schlanken Glieder heben und wiegen sich wie im Tanze bei der Arbeit, deren Mühe die süßesten Rosen jagt auf die bleiche glänzende Wange.

Der junge Freibauer steht am Anger, gelehnt auf seinen Rechen, und starrt wie bezaubert nach dem Mädchen.

Auch mit ihm war eine merkwürdige Veränderung vor sich gegangen. Er sah frisch, munter und blühend aus, es schien, als ob er sogar größer und stärker geworden wäre.

Seine Mutter, deren ängstliche Verwunderung über die so plötzlich und wunderbar entstandene Leidenschaft ihres Sohnes für die Fremde bald in das seligste Entzücken übergieng, als sie sah, welchen zauberhaft wohlthätigen Einfluss Eva auf ihn übte, war bereits ganz einverstanden mit der Neigung ihres Sohnes, dies bezeugte der wohlwollend lächelnde Blick, womit sie bald ihren Sohn bald Eva betrachtete. Aus dem Mutterherzen war all' der Geldstolz und Fremdenhass verbannt, der an den Bauern jener Gegend sprichwörtlich geworden ist.

Endlich war die Arbeit gethan, der Klee stand in duftenden Mandeln da, und singend und jodelnd zog das Gesinde dem Freihofe zu.

Eva gieng mit dem jungen Bauer ganz zuletzt und nicht durch das große Thor über den Hof, sondern durch das Gärtchen vor den Kammerfenstern.

Dort in der Hollunderlaube blieb er stehen, fasste des Mädchen seine Hand und schaute mit innigem Blicke in das schöne, erröthende Antlitz Evas': „Nun, Eva!“ sprach er mit bebender Stimme, „wirst Du noch immer reden vom Fortgehen und unerbittlich bleiben bei dem Drängen meines liebenden Herzens, das vergehen muss und brechen, wenn Du es zu besonnen verweigerst mit dem Strahle Deiner Liebe?“ Und er neigte sich nieder zu ihr und wand seinen Arm um ihren Leib.

Eva trat zurück und richtete ihre Blicke mit dem Ausdrucke der trübsten Bekümmernis nach ihm. „O Franz!“ sagte sie mit thränenden Augen, „sprich nicht so, was kann ich, die Fremde, die Bettlerin Dir antworten darauf, muss ich Dir denn da nicht sagen, was mich hinaustrieb aus der Heimat in die Fremde — und hinein in des Baches Bett, als die Welle mich lockend rief in jener stillen sternenhellen Nacht!“

Sie hatte ihr langes schwarzes Haar zurückgestrichen aus dem Gesichte, als sie so sprach, und wie sie nun da stand, die Arme kummervoll herabhängend und die Hände in reuevoller Trauer gefaltet, wodurch ihre eigenthümliche Schönheit neuen Reiz und Zauber gewann, da war es unmöglich, sich einen für Sinne und Herz berückenderen, unwiderstehlicheren Anblick zu denken.

„Schweig, Eva!“ rief der Freibauer mit bebender Stimme, und nach einer kurzen Pause flüsterte er mit einem tiefen brennenden Seufzer: „Eva — ich weiß Alles — und dennoch liebe ich Dich — ich allein und lange — lange zuvor, ehe Du zu eigen gabst Deinen süßen Leib der Sinnenlust jenes Verführers; Dein Herz, es war mein, mein allein, denn ich habe darum geworben — allnächtlich durch die lange Zeit, wo die Meinen wähnten, ich liege hier im todtähnlichen Schlafe. Erinnerst Du Dich nicht in —“

„Herr, ein Mann will Euch sprechen,“ unterbrach ein unbemerkt herangekommener Knecht die Eröffnungen des jungen Mannes, „er wartet schon seit einer Stunde auf Euch und will noch heute Nacht bis Winterberg kommen.“

Der Freibauer erhob das noch immer tief zu Eva herabgeneigte Haupt mit erzürnter Miene und sah den Knecht lange und finster an; dann aber wandte er sich, ohne ein Wort mehr zu sagen, zum Gehen, nur einen brennenden Blick warf er noch auf die erbleicht und verwirrt dastehende Gestalt des schönen Mädchens — es nahm ihn nicht wahr, denn es hatte den schönen Kopf tief gesenkt — und weinte.

In der Stube harrte des jungen Freibauern ein Mann in mittleren Jahren, mit pfiffigem verschmitztem Gesichte, der Tracht und der schon beim Gruße bemerklichen fremdartigen Aussprache nach ein Stachak, unter welchem Namen man die dem Stachauer Freigerichte angehörigen übelbeleumdeten Hausierer begreift. Er schien seine Ware an Mann gebracht zu haben, denn er trug in einer Hand einen Pack leerer Säcke und in der andern eine sogenannte Břinka (ein langer geschälter Schlehdornstock, das dicke Ende unten).

„Nun, Herr Vater!" rief er dem Freibauer entgegen, „machen wir wieder ein Geschäft mitsammen? ich habe versprochen, heute Nacht noch dem Fleischerseppl in Winterberg für einige Zehnerzettel Zwanziger zu bringen, weil er morgen in's Baiern hinaus will um Vieh — habt Ihr noch einige?"

Der Freibauer sah ihn lange finster an, bis er sich erinnerte, bereits einigemal mit diesem Manne in Handel gewesen zu sein. „Ja", war die kurze Antwort, „wie viel braucht Ihr?"

„So viel Ihr habt, Herr Vater; meinethalben um fünfhundert baierische Gulden."

„Gut!" sprach Franz, „aber Gulden für Gulden gerechnet,*) anders gebe ich es nicht!"

„Teufel, das wäre stark, das Agio ist ja bedeutend gefallen!" rief der Hausierer mit einer Miene voll erheuchelten Zornes.

„Wie ihr wollt!" sagte Franz kalt und gleichgiltig, „ich gebe es nicht anders!"

---

*) Den bairischen Gulden (= 50 kr. C. M.) für eine österreichische Einguldennote.

Da trat der Hausierer vor und sprach mit einem Lächeln, das sehr sonderbar abstach von dem Blicke voll finsteren Hasses, den er auf den Freibauer schleuderte: „Nun, Ihr thut es nicht anders und ich muss das Silber haben, so muss ich es wohl zufrieden sein. Habt also die Güte und zahlt mich aus, ich habe heute noch einen weiten Weg. Hier sind die Banknoten!“

Franz trat bei diesen Worten an den Wandschrank und zog einige mit Silber gefüllte Blasen heraus, aus denen er die Summe aufzuzählen begann, während der Hausierer auf dem Tische seitwärts die Banknoten zu Hundert in fünf Reihen legte. Er war früher damit fertig als der Freibauer, hinter den er sich dann stellte und mit merkwürdig sorgsamen Blicken das Innere des Wandschrankes musterte.

Als die Summe von fünfhundert bairischen Gulden in Zwanzigern aufgezählt und richtig befunden war, strich sie der Hausierer schweigend ein, verwahrte sie in seinem Leibgurt und ergriff seinen langen Stock. „Lebt wohl, Herr Vater!“ sagte er dann langsam mit seltsamer Betonung, „auf Wiedersehen; aber das Agio habt Ihr mir doch zu hoch gestellt, nun, ich werde mir's schon einbringen — ein andermal. Gute Nacht!“ und er schritt langsam hinaus und gegen den Bach.

Den Freibauer überlief ein seltsamer kalter Schauer, als er dem Hausierer nachsah, bis sich dessen stämmige Gestalt unter den Erlen verlor, jener Schauer, den man hierlands mit dem abergläubischen Vorurtheile verbindet, es gehe in dem Augenblicke, da er, das Blut gerinnen und das Herz stille stehen machend, Einen überkommt, Jemand über den Platz wo sein Grab wird.

Als der Hausierer aber bei dem terrassierten Steige an der steilen Kiesleitenwand angekommen war, von wo aus er das ganze ausgedehnte Gehöft übersehen konnte, blieb er stehen und sich umwendend rief er mit drohend erhobener Faust: „Das Agio sollst Du mir theuer bezahlen, Du mondsüchtiger Freibauer!“ und mit einem höhnisch wilden Lachen stieg er dann den steilen Berg hinan immer tiefer in den Föhrenwald hinein, bis er in einen breiten langen Holzschlag kam, wo er still stand

und auf einem kleinen Meisenpfeifchen (Lockpfeife zum Meisenfang) einen langen feinen, gellenden Pfiff that.

Alsbald schien der ganze weite Wald um ihn herum lebendig zu werden, und rechts und links aus dem rauschenden Gestrüppe tauchten dunkle wilde Gestalten mit geschwärzten Gesichtern hervor, an ihrer Spitze ein kleiner verwachsener, alter Mann, das Gewehr in der Hand — es war Martin von Girgalow und seine Gefährten, die Betelmacher.

Und die Nacht senkte ihre Schatten auf die nächtliche Schar und ihre dunklen Wege.

---

11. Rekrut und Veteran.

Der Mond war aufgegangen und schaute wie verwundert herab auf das östliche Gehänge des Berges, das unmittelbar an die Weide hinter dem Freihofe stoßt; denn aus dessen Waldesschatten schlüpften still und rasch Mann auf Mann der gefürchteten Bande, die wir in dem Waldhause kennen gelernt.

An den niedern Büheln der Hutweide angekommen machten sie Halt und ihr Anführer flüsterte leise: „Andres! nun? bist Du beinand (beisammen, bereit)?"

Andres trat vor — aber langsam und zögernd.

Trotz der tüchtigen Schule, die der arme verzweifelte Kochetmann durchgemacht seit seinem Aufenthalte unter den Betelmachern, fühlte er dennoch sein Herz erstarrend stille stehen in diesem Augenblicke, denn heute galt es nicht, unbemerkt eine Hucke über die Grenze zu tragen, heute galt es nicht Cigarren und Kaffee, heute galt es Blut — und Mord — für Silber.

„Hoho, Alter, ich glaube gar Du zitterst?" rief Martin mit höhnischem Gelächter; „ei, heut braucht es Muth und eine feste Hand, gerade weil es Dein erster Versuch ist, etwas auszuführen, was mehr trägt, als eine schäbige Hucke Salz oder Tabak. He, Lorenz!" rief er einem von der Bande zu, „reiche

ihm die Flasche und expliziere ihm das Ding mit dem Wandschranke und den schweinernen Bladern (Blasen) darin, dass er sich auskennt und bei seinem Meisterstücke nicht zum Pfuscher wird!" Der gerufene kam an Andres heran: es war der Hausierer, der abends die Banknoten im Freihofe umgewechselt hatte.

„Ich trinke nicht!" sagte Andres mit dumpfer Stimme, und halb ohnmächtig glitt er nieder auf den Rasen, auf dem sich neben ihm der Hausierer niederkauerte, um ihm die Räumlichkeiten des Freihofes und der Stube zu beschreiben und jene Vorsichtsmaßregeln anzugeben, die er vor, bei und nach dem Einbruche anzuwenden für nöthig hielt.

Nach einem kurzen, eifrigen Geflüster erhob sich der Hausierer vom Boden und mit ihm der Kochetmann, der nichts als die entscheidenden Worte sprach: „Ich bin bereit!" worauf er sogleich dem Hofe zuschritt.

Sofort fertigte Martin vier Mann von der Bande mit dem Befehle ab, dem Andres nachzuschleichen, ihm jedoch allein die Ehre des Einbruches zu überlassen und bloß für den Fall einer Gefahr helfend einzuschreiten.

Dies Geleite gieng mit leisen Tritten dem Kochetmann über die Weide nach; die Andern blieben ruhig um die Büheln liegen.

Die Nacht war weit gegen Morgen vorgeschritten, und mit wunderklarer Helle hieng des Mondes silberne Scheibe über dem schlafenden Thale, als ein leiser, feiner, langgehaltener Pfiff der lauschenden Bande verkündete, dass der Einbruch gelungen und Andres im Innern des Freihofes sei.

Martin sprang rasch auf; leise und schnell raschelte über die Weide hin wie ein Heer flüchtiger Eidechsen seiner Gefährten verbrecherische Schar.

Indes war im Freihofe ein seltsames Ereignis vor sich gegangen. Nach dem Abgange des Hausierers war der junge Freibauer plötzlich und zwar zum erstenmale, seit Eva im Freihofe weilte, wieder in den mondsüchtigen Zustand verfallen, der früher tagelang den jungen Mann dem Leben entzog.

Als aber der Mond immer höher emporstieg an dem klaren Himmel und sein bleicher Schein endlich auch in die Stube des Hofes zu leuchten begann, stand der schlafende junge Bauer stille auf von dem Lehnstuhle.

Er war allein in der Stube. Seine alte Mutter schlief fest in dem hohen Himmelbette, neben ihr die liebliche Gestalt Schön Eva's. Der Freibauer schlug die Vorhänge des Bettes zurück und ließ sie geräuschlos wieder fallen, als er innerhalb ihres weitheryorragenden Rahmens war.

Er war ganz verdeckt von dem rothen Zeuge und die Stube schien leer, als es leise zu krabbeln und zu bohren begann von Außen her an dem Eckfenster der Wohnstube.

„Eva! Eva!" rief Franz leise und beugte sich nieder zu der bezaubernden Gestalt seiner Geliebten, bis ihr leiser, würziger Athem seine heiße, blasse Wange berührte — — da schnellte er empor wie vom Schlage getroffen und alles Blut seines Körpers drängte sich mit stürmischer Glut an sein Herz, das in wonnigem Entzücken stille stand, überströmend von maßloser Liebe — er war erwacht und an sein Ohr schlug das Knarren des Bohrers und das Stoßen des Stemmeisens an dem Riegel des Fensterchens.

„Eva, Eva!" rief er noch einmal mit zitternder Stimme und seine Hand legte sich weich und leicht auf die nackte Schulter der Schläferin.

Mit einem leisen „Ach" fuhr die Schläferin auf. In diesem Augenblicke ertönte ein dumpfes Krachen und ein erschütternder Schlag wie vom Falle eines Körpers; Franz schlug den Vorhang zurück. In dem fahlen Mondesstrahle stand eine dunkle Gestalt; ein Mann war durch das erbrochene Fenster in die Stube gesprungen, und stand tief aufathmend, das bleiche Gesicht vom Mondscheine erhellt, das Stemmeisen in der Hand, da.

Mit einem gellenden, herzzerreißenden Schrei warf sich Eva bei dem Anblicke des Mannes aus dem Bette und schlug ohnmächtig zu Boden. Franz stand starr und wie versteinert neben ihr, und der Dieb stierte mit stockenden Pulsen bewegungslos nach dem Bette hin, an dessen Pfosten Eva bewußtlos lag.

Indessen kam es Kopf an Kopf an's Fenster — vier, zehn, zwanzig Männer stiegen nach und nach ein und füllten die Stube.

Der Kochetmann stand noch immer wie gebannt auf der nämlichen Stelle, das Herz mit ahnungsvollem Schrecken erfüllt von jenem Schrei der zu Boden gesunkenen Gestalt.

Indes war Martin mit der Sprengung des Wandschrankes fertig geworden und eben mit dem Ausräumen desselben beschäftigt, während die Andern sich in der Stube an Kästen und Truhen vertheilten, als auf einmal Franz, der noch immer von den Vorhängen verdeckt und von keinem bemerkt dastand, rasch hervortrat und bleich wie ein Geist an Martin's Seite stand. Er sprach kein Wort, aber seine kräftige Faust fasste den diebischen Arm des Betelmachers, dass er laut aufschrie: „Andres, Andres! siehst Du den Kerl nicht da, den Mondsüchtigen? stoß ihn nieder!"

Andres erhob den Arm mit dem scharfen Stemmeisen, aber er rührte sich nicht von der Stelle; mit stieren Augen und gesträubtem Haare sah er gegen das Himmelbett hin, denn zu dessen Füßen erhob sich eine bleiche, geisterhafte und dennoch so schöne Gestalt, die Schön Eva's — seines Kindes.

Aber sie glitt schweigend an ihm vorüber und mit einem Sprunge lag sie an dem Herzen des jungen Freibauern, dessen Hand noch immer wie eine Schraube um den Arm des Betelmachers lag.

„Verflucht! Andres stoß zu, meine rechte Hand ist lahm!" schrie Martin mit schmerzerstickter Stimme; doch als er sah, dass der Kochetmann noch immer wie eine Bildsäule dastand, im Anschauen des Mädchens versunken, riss er mit einem hastigen verzweifelten Rucke sich los von der Faust des Freibauers und dem Kochetmann das Stemmeisen aus der Hand.

„Talketer Rekrut!" rief er zornschnaubend, „sieh her, so thut ein alter, echter Betelmacher!" und seine Hand mit dem scharfen, funkelnden Stemmeisen fuhr hoch auf, zielte und fuhr tief nieder — in die Brust Schön Eva's, die mit einem leisen Schrei die Hände, die den Freibauer umklammerten, sinken ließ,

taumelte und niedersank in die Blutlacke, die der tiefen Todeswunde ihrer Brust entströmte.

„Verflucht!" rief mit grimmigem Geheule Martin und abermals fuhr das Eisen nieder — ein dumpfer gewaltiger Stoß — und der Freibauer fiel getroffen zu Boden.

Mit einem gräslichen Schrei sprang die alte Bäuerin, die gerade erwachte, aus dem Bette.

„Rasch, rasch!" gebot Martin und warf das blutige Stemmeisen von sich, „aufgeräumt und schnell davon, sonst heult uns die Alte dort im Bette den ganzen Hof wach. Auf! und nehmt den Andres mit, der Mondsüchtige muss es ihm angethan haben." — —

Es dauerte keine Minute, so war die Stube wieder leer von den nächtigen, blutbefleckten Gästen, bis auf die beiden Leichen, über denen die alte Bäuerin mit irrsinnigem Weinen wachte, bis der Tag anbrach und das Gesinde wach wurde.

Als diese die entsetzliche Unthat erfahren und der Nachbarschaft mitgetheilt hatten, flog Jung und Alt dem Walde zu, um eine Spur der Mörderrotte zu finden; sie fanden nichts als an einer Föhre auf der Kuppe des nächsten Berges die Leiche — eines erhängten Mannes.

Er war alt, mager und voll Blutflecken an den Kleidern. Es war der Kochetmann.

Der arme Wandellehrer hatte gar schwere Noth mit den blödsinnigen Kindern des Kochetmannes, als die Nachricht von dem Einbruche im Freihofe und dem Selbstmorde des armen verführten Mannes in sein Dorf kam.

Kein Bauer wollte die Buben mehr behalten; so nahm er sie denn zu sich, und als nun die Bauern sich weigerten, ihnen nebst ihm die Kost zu geben, verzichtete er auf seine Stelle und verließ das Dorf.

Der arme Teufel zog weit über den Wald weg in ein anderes Dorf — jetzt geht er betteln für die Kinder des Kochetmannes. —

Wald-Much.*)

Eine trübe, warme Märznacht lag auf dem tiefen Eisackthale im „alten Land Tirol".

Der Himmel, dessen Bläue sonst hier schon den Wanderer gemahnt an das schöne Nachbarland hinter den Eiskuppen des Thales, hieng voll grauer, langgereckter Wolkengebilde; denn der Frühling, der über das benachbarte Wunderland, den Garten Europa's seit langem schon sein Blütenhorn ausgeschüttet in duftig grünender Fülle, sandte vom Süden herauf seine warmen Grüße durch die Schneewände des Thales hin, und mit jedem lauen Luftstoße löste von den Bergeszinnen sich eine duftige Nebelgestalt los, langsam und zögernd, als wiche sie, die Wacht, vom Winter hingestellt auf die höchste Felsenkrone, nur ungern von dem Posten auf den krystallnen Schneeflächen, die nun, des strengen Hüters ledig, sich gar eifrig hinabtummeln werden in Myriaden aufgethauter Tropfen zu Fluss und Wildbach drunt im Thale, um sich zu erwärmen im munteren Sprunge über Wehr und Geklipp und zu erzählen von der langen traurigen Haft in des Winters starren Eisesfesseln auf Fels und im Geklüft.

Die Giebel und Thürme der Stadt hatte der Nebel und die Nacht ringsher verschleiert; nur über dem Eisack und dem Gries**) längs ihm lag ein schmaler, zitternder Lichtstreif, gesammelt aus den bleichen Ampelscheinen, die aus den Schlafzimmern der anliegenden Häuser sich herausgestohlen.

Es musste schon nahe an Mitternacht gehen, denn kein Laut störte die Ruhe, nur der Eisack rauschte laut und grollend

---

*) Much = Michael.

**) Gries heißt in Tirol das bebaute Gelände an den Flüssen.

in den terrassierten Ufern, an denen sich die hergeschwemmten Holz- und Eisklötze langsam durch die schwimmende Schneedecke hinschoben.

Da kam es hastig heran in kurzen schnellen Sprüngen von der Eisackbrücke her über den Gries — es war ein einzelner Mann, keuchend, in fliegender Eile.

Im selben Augenblicke wurde es unterhalb der Brücke lebendig, und dem Manne nachgerannt kam mit wüthendem Geheule eine Schar flinker Gesellen mit „Halt auf!" und wildem Gefluche.

„Hallalih! die Meut' ist los!"

Der Verfolgte muss jung sein und echtes Tirolerblut, denn der deutschen Gazelle, der Gemse, gleich springt er hin in schnellen, kurzen, gleichen Sätzen, fast ohne den Schlamm zu zerdrücken, der den aufgethauten Weg bedeckt, und erst dem Häusergewirre des Stadtbannes entronnen: ha, wie leicht er setzt über Zaun und Geheg, über Moorlacke und Bach!

Doch er hat es Rath und Noth! denn hart hinter ihm springt und trottet es eben so frank und leicht heran und nach, und die Fensterlein, die in den durchrasten Gassen sich schläfrig öffnen der Neugier und dem Schreck, die sind noch lang nicht aufgeklirrt, so ist schon Wild und Meute längst davon und hinan klingt nichts mehr, als der ferne Hetzruf und der springenden Sohle Geklapp.

Jetzt liegt wieder eine niedere Häusergruppe dem Gejagten im Wege; jach springt er ab vom Wege und taucht in ihre Schatten. Da hält er einen Augenblick tief aufathmend still und horcht — das Rufen der Verfolger schlägt noch immer an sein Ohr, aber rechts, weit ab — sie sind auf falscher Fährte.

„Gott sei Dank!" ächzt er schwer auf und macht sich wieder auf den Weg, risch und leise durch die Häuser hin, wie das Wiesel durch's Gestein.

Endlich hat er ein einsam stehendes Häuschen erreicht, an dessen Fensterlein er leise klopft.

Auf den weckenden Ruf folgt fast gleichzeitig ein rasches „Wer ist's?"

„Ich — der Much vom Gries!“ antwortet der Verfolgte.

Diesen Worten folgt ein kurzes, schwaches Gepolter, die Thüre thut sich auf und schließt sich sogleich wieder — der Mann ist geborgen. Der Lärm der Verfolger entfernt sich immer mehr, und bald liegt weit um im Thale wieder die tiefe Stille der Nacht.

Der Mann war in ein kleines Stübchen getreten, dessen kargen Raum ein mattes Ampelflämmchen erhellte. Er hielt sich zitternd an dem Arme dessen, der ihn eingelassen, eines jungen Burschen, dessen Auge verwundert an dem todtenblassen Antlitze seines Gastes hieng. „Um Gott, Much, was ist Dir zugestoßen?“

Der Befragte antwortete nicht, er ließ den Arm des Burschen los, taumelte auf das Bett und sank mit dem Kopfe schwer in die Kissen; ein dumpfes, stöhnendes Schluchzen entrang sich seiner Brust.

Der Bursche sprang besorgt und erschreckt zu ihm und ergriff seine kalte, zitternde Hand. „Sprich, Much,“ fragte er abermals und drängender, „was ist’s denn mit Dir?“

„Ach, Anton,“ erwiderte endlich der Befragte mit tiefer, bebender Stimme, „mit mir ist’s aus — Alles aus! — ich habe den Stadtschreiber in den Eisack geworfen!“

Mit einem Schrei des Entsetzens und die Hände ringend sprang Anton zurück; Much aber sank wieder in die Kissen und weinte laut und bitterlich.

„Herr Gott! Mann des Unglücks, wie ist denn das gekommen?“ fragte endlich der junge Bursche, als Much sein erdfahles, verzerrtes Gesicht wieder erhob.

„Wie das kam?“ sagte Much tonlos, „weiß ich’s doch selber nicht — doch — ich will Dir erzählen —“

Der Bursche setzte sich auf die Bettkante hinter ihm, wie um dem furchtbaren Anblicke seines Freundes zu entgehen, und dieser hob an:

„Als ich heut von Dir gieng zur Merend (Jause), hatt’ ich einen Entschluss gefasst, einen Entschluss —“

„Nun — was denn? ich bitt’ Dich, Much!“

„Ja — Du weißt noch nicht, was mir zu Josephi passierte! Es war eine schöne, warme Nacht. Die Stellwagen brachten schon seit acht Tagen von ringsum die Kunde, dass der Föhn weht über'm Brenner und Jauffen, dass der Schnee zu gehen anfange und das Eis zu brechen überall; wir drunten am Gries versahen uns noch keines Ganges, denn der Eisack stak, seit ich es denke, nicht so voll Eis wie heuer. Nun — in der Josephinacht kracht und donnert es auf einmal auf dem Flusse, es rührt und hebt sich Alles von der Brücke bis zum Klosterthurm. Das Eis fangt an zu brechen und zu gehen, und das mit einer Macht und reißenden Wuth, wie seit Menschengedenken nicht; auf dem Gries liegt Alles im tiefsten Schlafe, und schon flutet der wilde, zum Strom angeschwellte Fluss weit über die Terrasse gegen die Erdgeschoße der Häuser; ich war noch auf und sicher — denn meine einsame Keischen (Halbhaus) liegt viel höher — ich feure Schuss auf Schuss aus meiner Büchse durch das Gewoge und Gekrach in die Nacht hinaus, endlich wird's lebendig und licht in den Häusern, aber es war fast überall zu spät; denn schon hatte die Flut die Hinterthüren und Laden eingestoßen und eingedrückt und sich Bahn gebrochen in die Häuser —"

„Das weiß ich Alles," unterbrach Anton den Erzähler, „aber wie hängt das mit Deiner Geschichte zusammen?"

„Gleich, gleich," erwiderte seufzend Much, „hör' nur zu. Durch das Geschrei und Gejammer, das ringsum erschallt, dringt eine Stimme mir besonders in Ohr und Herz. — „Judith, Judith! sie kommt um, sie ist allein im Hause!" so ruft es mit herzzerreißender Stimme vor mir mitten im Wogenschwalle, und ich entnehme endlich eine Mannsgestalt, die sich vom Gries zu Kehrer's Hinterhaus durcharbeitet — es ist Judith's Bruder, der Stadtschreiber —"

„Ho! da hört' ich nicht ein Wort davon!" fiel Anton ihm verwundert in die Rede.

„Glaub's wohl, Tondl," sagte Much traurig, „wirst aber gleich hören, warum nichts unter die Leute kam davon. Als ich den Namen Judith hörte, fuhr es mir wie ein Blitz durch

Gehirn und Herz, ich stürzte von meinem Hausdamme hinab mitten in die Flut und dem Hause zu — bald stand ich an der Seite des Schreibers, der zusammenzusinken drohte, half ihm auf und kam bald mit ihm zur Thüre, wo das Wasser seichter stand, da es sich verlaufen konnte im Keller und im Hofraum; da brach mir der schwächliche Schreiber zusammen und bat mich mit flehender Stimme: „Hilf, Much, lieber Much! rette mir die Schwester, ich will es Dir gedenken mein Lebelang!" so sprach er; ich half ihm auf die Kellerwölbung und drang in das Zimmerchen, wo ich die schöne Judith halb todt vor Angst am Ofen lehnend fand —"

„Du also hast sie gerettet?"

„Ja — als sie mich erblickte, schrie sie freudig: „Much, Much!" und sank an meinen Hals — ohnmächtig — vergehend. Ich trug sie hinaus und die Stiege hinan, ich wußte nicht, was zu beginnen; ich legte sie nieder auf den Boden, den mein triefendes Gewand in eine Lacke verwandelte; sie lag da wie todt, ihr Herz und Puls stand stille. Da erfaßte mich — Angst nicht — nein, ein anderes, weit gewaltigeres Gefühl: ich kniete nieder neben ihr, richtete sie auf, lehnte sie an meine Brust und — und — bedeckte ihr bleiches Antlitz, ihre schönen Augen, ihr reiches, duftendes Haar mit tausend und aber tausend heißen, glühenden Küssen, bis — bis —"

„Nun, weiter, Much, weiter."

„Bis eine kalte, schwere Hand sich auf meine Achsel legte und eine scharfe, schneidende Stimme zu mir sprach: „Auf, Bursch, von da und mach' Dich auf die Socken; denn wisse, ich seh' des reichen Kehrer's Tochter lieber in des Eisacks tiefem Grunde als in dem Arm eines verrückten — Bettelbuben — wie Du. Da ist Dein Trinkgeld und fort mit Dir!" Damit warf er mir drei blanke Karolin zu, und riß die erlebende Judith auf und an sich. „Much, o Much!" rief sie abermals. Das hört' ich noch, diesen einzigen süßen unvergeßlichen Ton, dann brauste und surrte es mir im Gehirne, als giengen alle Waldbäche, die an dem Tage ihr Eis gesandt herab in's Eisackthal, über mich hin mit donnerndem Getöse; ich wußte nichts

n mir und wie ich heimgekommen, bis ich am anderen Morgen wachte auf dem nassen Boden meiner Stube —"

„Ja, dass du nichts sagtest von all' dem —"

„Wozu?" fragte Much wehmüthig, „ich sah die Judith tdem nicht wieder — bis gestern, als sie aus der Kirche :ng; da — ich stand nicht weit von ihr — als sie an mir rübergieng, fühlte ich meine Hand ergriffen, gedrückt und ein :nglein darin, und einen Blick fühlte ich tief in's Herz mir ennen, einen Blick —" er hielt mit einem schweren Seufzer ne und bedeckte das erglühte Gesicht mit den zitternden Händen.

„Aber wie kamst Du denn heut mit dem Stadtschreiber sammen?" fragte Anton von neuem.

Much erhob den fieberisch brennenden Kopf und antwortete:

„Das war so: Heute, wie gesagt, fasst' ich den Entschluss, .ch, dem stolzen Bruder zu Trotz, der schönen, guten Judith nähern nach altem Brauch durch „Gasselgeh'n" (Fensterln) d ich that's."

„Nu, und da kam der Schreiber über Dich?"

„Ja, aber nicht er allein. Da wäre das Unglück nicht ge- ehen; es kamen ihrer wohl sechs oder acht, die alle auf sein :heiß über mich herfielen und mich von der Hofmauer herab- sen; ich wehrte mich bloß und suchte auf den Gries hinaus gelangen, aber sie ließen nicht los von mir und ich musste nst gebrauchen; so packt ich denn einen von ihnen und warf ı in den Haufen der Angreifer — da hört ich einen schweren ıll, ein Geplätscher und den gellenden Schrei: „Der Lehrer gt im Fluss!" Der Schreck machte sie Alle starr — und ch frei; ich sprang davon, und das ist Alles."

„Gott, mein Gott!" jammerte Anton, „was wird das rden? aber wer weiß, wie es ausgegangen ist, der Schreiber ın ja gerettet worden sein —" und nach einem kurzen Nach- nen setzte er rasch hinzu: „Weißt was, Much, es geht schon ȝen früh, leg' Dich in mein Bett die Weil', ich springe in Stadt und bringe Dir Nachricht; so ein Fall macht die ıte früher munter als der tägliche Hahnenschrei, ich werde hl wen finden, der Bescheid weiß."

Much antwortete nicht, und sah stieren Blickes zu Boden, während Anton sich ankleidete, und auf den Weg machte. Er sagte noch immer nichts, als dieser ihm die Hand bot mit dem herzlichen Wunsche, er möge schlafen, bis er wiederkomme mit guter Botschaft. Traurig und wie irre lächelte er vor sich hin, bis sein Kopf zu sinken begann, seine Augen sich müde schlossen, er langsam in die Kissen sank und die Lampe erlosch.

Much lag lange, lange so da im wachen Schlafe mit traurigem verzweifelndem Herzen, bis endlich die Ermattung des Körpers sowohl, als die der Seele ihn übermannte und umfieng mit Schlaf und Traum.

Und ihm träumte, er stehe an des Eisack brandenden Ufern, ein hoffnungsloser, aufgegebener Mann; die Wellen hüpften so lustig an ihm vorüber und riefen ihm zu; der träge Schneesaum, den sie an die Terrassen drängten, rauschte hoch hinan zu ihm und schien ihn zu locken und ihm zuzuflüstern: „Zu mir, zu mir hinab! was willst Du da droben noch, Du armer Bettelmann!“ Und der Föhn von den Bergen schien eigens herabgeflogen zu ihm, um ihn zu stoßen und ihm zuzuraunen: „Hinab, hinab, die Welle nimmt Dich willig auf und will Dich tragen in ein Land, wo die Liebe nicht fragt nach Hufenmaß und Capital!“ Es drängte ihn immer tiefer, immer tiefer hinab zum grünen Wellengrab; da fasste und hielt eine linde Hand ihn auf, er sah zurück und in die blauen Augensterne der schönen Judith, die vor ihm niedersank in brünstigem Flehen und leise, leise sprach: „O geh' nicht von mir, ich liebe Dich ja so sehr.“

Much fuhr auf und strich mit der Hand über das brennende Gesicht, da fühlte er wieder eine Hand auf seiner Schulter und eine freundliche Stimme sprach zu ihm:

„Sei getrost, Much, der Schreiber lebt.“

Es war der Anton, der von der Stadt zurückgekehrt mit dieser Freudenkunde.

Much ermannte sich gewaltsam, indem er sich Augen und Schläfe rieb mit hastiger Geberde, dann sagte er langsam und traurig: „Dem Himmel Dank! so liegt doch keine Blutschuld

uf mir, aber — mit mir ist's dennoch aus, Alles aus!" und ieder ließ er den Kopf niedersinken auf die grambewegte Brust.

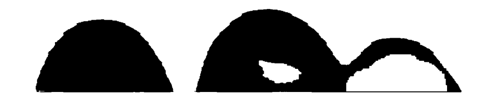
„Aber, Much, warum? das kann noch Alles gut werden."

„O lieber Anton, nein, nein; wär' ich reich — dann ja. Der Reiche kann Alles; er darf seine Villa auf jeden Berghang stellen, dessen Seiten der Sonne heißeste Küsse in Glut etzen, während der Arme sein Hüttlein hängen muss in dessen ödestes Geklüft, zufrieden mit dem kümmerlichsten Abfall ihrer Strahlen. Doch das ist Gottes Sonne, und der Bettler darf den Blick zur Sonne tragen; aber zu erheben den Glutblick, in dem das Herz und die Liebe liegt, zur Schönheit, dieser Erdensonne, das ist nur des Reichen Eigen, nur ihm gestattet zum Hoffen und Begehr: der Arme hat das Los der Sonnenblume, die schüchtern aufthut ihren vollen Kelch, um ihn zu wenden so lange nach dem Strahle des Tagesgestirnes, bis er versengt und verbrannt niedersinkt an dem welken Stamme, trostlos und vergehend."

„Much, rede nicht so; die Judith ist so lieb und gut."

„Wohl ist sie das. Doch was kann das arme Kind gegen ihren Bruder und Vormund, der — der mich einen Bettelbuben hieß und behandelte wie einen Hund." Er versank wieder in trübes Brüten, und auch Anton sagte nichts, er wusste nichts zum Troste seines Freundes vorzubringen. Endlich fragte er leise: „Und was wirst Du anfangen, Much? Du darfst auf nicht viel Gutes und auf keine Ruhe mehr rechnen daheim nach dem, was geschehen."

„Was ich thun werde?" antwortete nach einer kurzen, gedankenvollen Pause der Gefragte, „verlassen die Heimat, meine liebe alte Heimat, denn meine Ruh' ist hin und hier find' ich sie wohl nimmermehr; in den Wald, in die Berge will ich flüchten, in das Reich der Natur, an ihrem Herzen will ich mich ausweinen und ihr will ich es klagen, dass die drunten mich verachten und verstoßen, weil ich nichts mein Eigen nenne, als was sie mir gab zum Leben und dessen Wehr, ein gesundes Herz und eine kräftige Faust." Er ließ den Kopf wieder traurig sinken und ächzte schmerzlich auf.



Da fragte Anton mit zweifelndem Lächeln: „Und was soll aus Deiner Huben (Hufe) werden und aus der Keischen?"

„Du wirst mir die Freundschaft erweisen, Tondl," erwiderte Much, „und meiner alten Häuserin (Wirtin) sagen, sie möge sitzen darauf und sie bewirtschaften, bis sie wieder von mir hört, was, denke ich, wohl nicht früher geschieht als am St. Nimmermehrstage."

„So ist's Dein Ernst, Much, Du willst fort?"

„Ja, und sogleich!" versetzte Much rasch und erhob sich. „Um Eines noch bitte ich Dich, Anton, nimm meine Büchse zum Angedenken an und frage mich nicht, wohin ich gehe; solltest Du aber einmal die — die Judith sehen, so bringe ihr meinen letzten Gruß! Leb' wohl, Anton, Gott sei mit Dir!"

„Und mit Dir, Much!" rief schluchzend sein junger Freund mit einer flehenden Geberde, als wolle er ihn zurückhalten, aber Much war schon hinaus und schritt, ohne zurückzuschauen, durch das im Morgensonnenstrahle funkelnde Schneegefilde des Thales hin den Höhen zu.

Durch den schönen, gewaltigen Hochwald schritt langsam dahin der arme Much, den Tod im hoffnungsleeren Herzen.

Doch wie lange konnte er wandeln in trüber Trauer durch die heiligen Hallen des urewigen Domes der Natur, ohne das Herz erzittern zu fühlen in tröstender Erhebung?

Die Morgensonne war gekommen, um anzuzünden mit ihren goldenen Strahlen ringsum die Millionen Altarkerzen des Thaues auf Halm und Moos und Gebüsch, Alprösslein und Heideglöcklein schwankten lustig hin und her, um einzuläuten den Morgengottesdienst, und die Tannenzweige schwenkten das duftige Rauchfass des Harzes dazu, als die Vöglein alle begannen die fromme Feierhymne, zu der die hohen Baumkronen, rauschend im Morgenwinde, ihr Amen flüsterten.

Da gieng in Rührung auf das Herz des jungen Bergessohnes, er sank in die Knie und rief mit erhobenen Armen und thränenden Augen: „O nimm mich auf, du schöne Waldeswelt, die du die Mücke hegst und pflegst und den kleinsten Wurm

mit gleicher Mutterhuld wie die muntere Gemse und den stolzen Hirsch! für alle gleich springen deine Quellen, knospen deine Blüten, kühlen deine Schatten! dein Rauschen singt allen deinen Kindern das gleiche Wiegen- und Schlummerlied! Du fragst den Käfer nicht: was singst du nicht wie Nachtigall? du wirfst dem Wurm nicht vor, er springe nicht der Hindin gleich! dein Herz schlägt für Alle gleich, die deine grünen Zelte zur Heimat sich erwählten! Nimm auf, du schöne Waldeswelt, ein müdes Menschenkind, das sie verachten und verstoßen drunten, weil es ein armes ist — o nimm es auf und lass es ruhen in deinem Frieden!"

Da schien es ihm, als klinge ein helles, freundliches Willkommen durch den Wald. Die Zweige schwankten tiefer nieder, wie um ihm die Hand zum Gruß zu reichen, die Vöglein flogen zu ihm hinan und sangen ihm leise süße Weisen von Waldesruh' und Waldeslust, und selbst die Sonne brach klarer durch die Zweige, wie um ihn zu erhellen und zu verschönen den dunklen Pfad durch's dichte Tannengehege.

Er erhob sich getröstet und wundersam gekräftigt, brach sich einen Wanderstab vom Busche und schritt rüstig weiter den Wald und Berg hinan.

Er mochte etwa zwei Stunden lang den vielfältig gewundenen Bergsteig verfolgt haben; die Natur um ihn wurde bereits viel rauher und wilder als in den niederen Gebirgsgehängen, der Wald viel öder und trauriger; das lenzgrüne Laubholz war verschwunden und bloß starre, dunkle Kiefern und Knieholz rankte um die thurmhohen, bemoosten Urstämme des Waldes empor, da bog Much plötzlich vom Steige ab und drang, mühsam sich Bahn brechend, durch ein Kieferngestrüppe gerade bergan, bis er an eine rohe Steintreppe kam, die ihn zu einer hellen Waldlichtung führte, wo er ermattet stille stand und, auf seinen Stock gelehnt, einen wehmüthigen Blick zurückwarf in das Thal, das hier in seiner ganzen Pracht und Ausdehnung vor ihm lag, in den grünen Smaragdschmuck der Wiesen, fassend die Perlenschnur des wildschäumenden Eisack. Wohl mochte Wehmuth ihn ergreifen, als sein Blick das paradiesische

Land überflog, aus dem er freiwillig sich verbannt und wohl für immer.

Ein langer, tiefer Seufzer war Alles, was er dem Schmerze des Scheidens von seiner alten Heimat gewährte, dann wandte er sich frisch seiner neuen zu.

Er hatte sie bald erreicht.

Es war ein am Ende der Lichtung in einer Felsenbucht gelegenes Haus mit einem Kapellchen, von dem gewöhnlichen Aussehen aller jener Wohnungen des Fleißes und der Mühsal, die trotzdem allüberall im schönen Land Tirol so freundlich, man möchte sagen mit zufrieden lächelnder Miene niederschauen von den hohen Bergeshalden der Ferner in die lustigen Thalebenen.

Als der müde Wanderer an das Thor kam, sprang ihm ein großer, zottiger Hund entgegen mit freundlichem Gebelle und sprang an ihn mit zutäppischen Liebkosungen wie an einen alten Bekannten; zugleich ertönte aus der Hausflur der herzliche Gruß einer tiefen Stimme: „Ho! Much? Grüß Gott auf St. Vigil — und ohne Stutzen und Waidsack?"

Much erklomm rasch die hölzerne Stiege, die vor dem Eingange hieng, und stand vor einem alten, schneehaarigen Manne, der ihm freundlich lächelnd die Rechte entgegenstreckte, während seine Linke eine rauchende Eisenpfanne schüttelte, deren Inhalt sich dem Geruche nach als geschmorte Polenta erwies.

„Hoho! was soll das sein?" fragte er weiter, ehe der Angekommene noch seinen Gruß erwidert, „wie schaust Du aus? Die Backen welk und bleich, das scharfe Schützenauge trüb? nun, das kommt wohl nicht vom steilen Wege nach St. Vigil?"

„Nein, Klaus, nein; das kommt vom Leid."

„Hoho, Leid? wer sollte Dir was Leides thun?"

„Ein reicher Mann, Klaus, mir, dem Bettelmann!"

„Ho! und Du schlugst nicht d'rein? was? und gehörten alle Almen sein von Lienz bis gen Rovereit — Du schlugst nicht d'rein? pfui, pfui! bist Du es denn, der trutz'ge Much vom Gries? Die Faust nicht lahm, der Fuß nicht letz (verletzt) — läßt sich schimpfieren und kommt daher und flennt

und klagt dem alten Bären von St. Vigil von Leid — ei pfui!" so polterte der alte Mann, und er hätte noch lange nicht aufgehört zu wettern, hätte an sein feines Ohr nicht ein schmerzlicher Seufzer seines jungen Freundes geschlagen, der vor sich schweigend niedersah mit blödem, stierem Blicke.

„Hol' mich St. Christoph!" rief Klaus verwundert, wenn Dir's nicht im Herzen fehlt, arm's Michele! Du hast Dich wohl verschaut in eine Herrenkitsch?" *)

Much nickte traurig mit dem Haupte und sagte: „Ja, ja, Klaus, das trieb mich hinauf zu Dir und ein böser Handel mit dem Bruder von — von dem Mädel!"

„Na — komm, Much, und sei kein altes Weib," unterbrach ihn ernst lächelnd der Alte, „komm herein in die Stube und erzähle mir die Geschichte; Du weißt es ja, dass auch mich einmal ein paar blaue Äuglein heraufjagten von den grünen Ufern der Rienz bis her auf den öden Kamm, hab' damals auch gemeint, es müsste mir das Herz in Scherben gehen vor lauter Pochen und Drücken, aber habs verwunden und begraben im tiefen Waldesschatten; komm erzähle, das erleichtert das Herz."

Much ließ sich in die Stube ziehen und nieder an die Seite des Alten — und er erzählte.

Als Klaus alles wusste, nahm er des jungen Mannes zitternde Hand in seine schwielige, drückte sie ihm und tröstete ihn und sprach ihm zu mit so herzlichen, zarten Worten, wie Much sie nimmer gesucht hätte in dem verwitterten moosbedeckten Herzen des alten Waidmannes.

Das ist wohl dein höchster Triumph, erste Liebe! du unverwelkliche Wunderblüte des Lebenslenzes, dass bei deinem Gedanken selbst im greisen Herzen der alten Liebe Gluten blitzend aufdämmern und es sie drängt, die Kränze der Erinnerung zu legen um deinen Grabeshügel!

„Und was willst Du nun beginnen, Much?" fragte endlich der Alte.

Da warf der junge Mann sich dem Greise an die Brust

---

*) Kitsch, mundartlich an der Drau und dem Eisack für Mädchen.

und sprach leise und dem Weinen nahe: „Bei Dir will ich bleiben, Klaus, so lange Du mich dulden magst!"

„Topp, Junge! so, das lass ich gelten!" rief der Alte freudig aus, her mit der Hand, Kamerad! sei mir willkommen denn und nimm vorlieb beim alten Klaus auf St. Vigil!"

Much schlug ein und drückte gerührt des alten Mannes Hand an seine bebenden Lippen.

Sechsmal hatten seitdem des Eisackthales trotzige Ferner die Schneekappen rücken müssen und abziehen vor dem gewaltigen Herrn, dem König Frühling, der alljährlich einmal im Triumphe zieht auf grünen mit Maßlieb und Primeln bestreuten Wegen über unsere arme Erde.

In der Wirtschaft unserer beiden Junggesellen hatte sich nichts geändert.

Much war diese ganzen Jahre hindurch nicht herabgekommen in's Thal, dafür hatte ihm der alte Klaus, der jedes Jahr zwei-, dreimal herabstieg von seinem Felsenkamme zur Jahrmarktszeit, zwei Nachrichten gebracht seitdem, die ihn angiengen.

Die erste nach zwei Jahren ungefähr war die, dass sein kleines Anwesen von seinen weitläufigen Anverwandten in Besitz genommen. Das machte ihm wenig Kummer.

Die zweite Nachricht war, dass die Kehrer-Judith den Schleier genommen bei den Clarissinnen in der Stadt; das war ein Jahr darnach. Das griff ihm tief in's Herz, denn er meinte, der arme Much, sie hätte es gethan aus Liebesharm um ihn.

Er war lange Zeit darnach zu nichts recht tauglich und immer träumerisch und traurig, und der gute Klaus hatte seine liebe Noth mit ihm.

Da — eines Tages — es war lange darnach, man zählte damals nach des Herrn Geburt das Jahr 1848 — kam der alte Klaus hinauf in das obere Stübchen zu Much, der da neue Schneereifen umflocht, und rief: „Du, Much, da lug' einmal hinaus; mein Aug' ist zwar schon schwach, aber ich

möchte wetten, wir kriegen da ein' Heimsuch aus dem Pusterthal!"

Much trat an's Fenster und besah sich den Mann, der aus dem Kieferngehege über die Lichtung her gerade dem Hause zuschritt. Der Mann gieng trotz der Kühle — es war im April — ohne Jacke und trug die lederne Weste und Hose, die breiten grünen Hosenträger über der rothen Weste, blaue kurze Strümpfe, nackte Knie und den spitzen Sextnerhut — Alles, was den Pusterthaler kennzeichnet.

„Es ist ein Pusterer!" sprach Much nach kurzem Hinblick, „und wie mir scheint, trägt er eine Schrift in der Hand."

„Ei, was wird das sein," sagte nachdenklich der Alte, indem er hinabstieg, um den Gast willkommen zu heißen.

Der Pusterer trat in das Haus, grüßte den Alten säuberlich und fragte: „Bin ich nicht irre und bei dem alten Klaus auf St. Vigil?"

„So ist's, mein Freund! was bringst Du mir?"

„Ein' schönen Gruß vom Müllerlenz zu Sillian ob der Drau — und was dazu, das steht da in dem Zettel!" Damit hielt der Bote dem Alten einen unversiegelten Brief hin.

Der Alte nahm den Brief und lächelte: „Teufel! das ist ja wie eine Landcurrende aus des Sandwirts Zeiten!" Doch kaum hatte er das Schreiben durchflogen, als er zur sichtbaren Freude des Boten wie elektrisiert in die Höhe fuhr und mit fiebernder Erregung schrie: „Much! Much! komm 'runter, da ist was für uns!"

Much sprang rasch die Treppe herab und nahm aus der Hand des Alten den Brief, den er mit höchstem Erstaunen las. Das wunderliche Schreiben lautete:

„Grüß' Gott und uns're Gnadenmutter, lieber Waffenbruder! Ich weiß, dass Du lebst und noch den Stutzen brauchst zu St. Vigil ob dem Eisack. D'rum schreib ich Dir, dass es wieder Noth thut treuer und tapferer Tirolerschützen; denn ein Walischer — ich weiß nicht recht, wie er heißt — will heut den Napoleon spielen gegen unsern guten Kaiser, und sie raufen schon drunt hinter unsern Bergen, und am Ortler und Tonale

soll es wimmeln von fremden Soldaten und Kanonen — nun! der Mann von Rim ist todt und die meisten Kameraden von Anno Neun schon längst im Himmel droben bei dem Pfeyrer Andres, da müssen denn doch wir Alten noch einmal zusammenstehen für unsern Kaiser und unser altes Land Tirol und an die Grenz, damit die Jungen nachthun der Väter treue Sitte. Damit Du weißt, was es ist, schreib ich Dir, und in Bozen triffst Du mich „im Pfau“ nach dreien Tagen. Auf Wiedersehen und guten Ausgang für Kaiser und Land. Amen.“

Much ließ, als er gelesen, die Hand mit dem Briefe verwundert sinken und schaute mit fragenden Blicken den Boten an, der lachend fragte: „Ja, ist denn zu Euch nichts hinaufgelangt von all' den Geschichten, die sich da begeben auf einmal in der ganzen Welt?“

„Nichts, wir wissen nichts. Klaus kam seit 6 Wochen schon nicht in's Thal hinab!“ war die Antwort.

„Na — dann lasst Euch sagen, dass Alles rebelliert, was Faust und Zunge heben kann, und der Vater Radetzky hat harte Noth im Lombardischen, und von Ampezzo 'rauf da brachten sie gar die Nachricht, die in Venedig ha'n die Replik oder wie das Dings heißt, das nichts taugen muss, denn bei uns schreckt sich Alles schon bei dem bloßen Namen! Ja, da geht's zu bei uns, im ganzen Lüsen- und Pusterthal kein Schuster mehr beim Leisten, kein Weber bei den Schützen, Alles auf dem Schießstand, die Büchse in der Hand und die Hüt' voll Spielhahnfedern; eh' die der Wal'sche alle 'runter rauft, mag wohl der Föhn ein paarmal kommen und gehen!“

Much wandte sich verwundert fragend an den alten Klaus, der aber war verschwunden; ehe jedoch der redselige Pusterer einen frischen Neuigkeitsregen niederschauern lassen konnte über Much, that sich die Kammerthüre auf und heraus trat Klaus — in voller Schützentracht: im grauen Lodenrock mit grünem Aufschlag, auf der Brust die goldene Medaille der Landesvertheidiger von Anno Neun, den grünen Hut mit Gemsbart und Birkhahnfeder auf dem greisen Kopfe und den Stutzen über der Schulter.

„Nun, Much!“ sprach er ernst und feierlich, „der Kaiser

ruft und das Heimatland in Nöthen — gehst Du mit gegen die Wälschen?"

„Alleweil! mit Freuden für Kaiser und Vaterland!" rief erglühend der junge Mann und stürzte hinaus, um sich zu waffnen.

Der Pusterer war noch keine Viertelstunde weg von St. Vigil, als bereits Klaus und Much das Haus verließen und den Gebirgssteig einschlugen über St. Magdalena nach Kastelruth und Bozen.

Hei! wie das lebt und lärmt in dem alten Bolzano an den grünen Rebenhügeln der Etsch! wie das hereinflutet von den Höhen St. Justino's her und über die lange Talferbrücke!

Alle Gassen und Plätze voll sich stoßender und drängender, trotziger Männergestalten, den grünen Hut mit Federzieraten und weißgrünen Schleifen gar keck auf dem Ohre, weit offen den grün ausgeschlagenen Lodenrock auf der starken Brust, die entgegenpocht dem ersten Strauße mit dem falschen Wälschen, dem Erbfeind seines Kaisers und Stammes.

Da sind die Seenthaler mit den rothen Westen, die von der Etsch mit rothgefaßten braunen Jacken, die Grödner mit den breiten schwarzen Hüten und die Pusterthaler mit den nackten Knien, lauter wackere Bursche, herbeigeeilt mit Stutzen, Kraut und Loth, als sie vernommen, die gekrönte Schlange der Lombarden züngle lüstern nach dem rothen Aar Tirols. Und auf dem Domplatze, welch' Gewimmel! da werden die Waffen geweiht nach altem Landesbrauch zum heiligen Kampfe für Fürst und Vaterland.

Die Marmorlöwen vor dem Dome sehen ganz verwundert aus ob dem Getreibe, und sie hätten wohl die Köpfe geschüttelt, wären sie nicht so starr und steinhart, denn so ein Gewühl war lange nicht her um sie, vielleicht seit jenem Unglückstage nicht, an dem d'Hilliers den gefangenen, durch Verrath gefangenen, Löwen des Berglandes hier im Triumphe hergebracht, den Mann von Sand, der sein Land nahm in die gewalt'ge Faust und warf auf den gallischen Koloß.

Fast über jedes Hauses Schwelle winkt lustig ein Kranz

von Rebenblättern, ein lustiger Buschen zum Zeichen, dass drinnen im Keller manch' Fässlein glühenden Terlaners und Traminers harrt des durstigen Gastes. Und in den Herbergen erst, da wiederhallt es rings von Schützenliedern und Spottweisen auf die schwarzäugigen Nachbarn, die sich vermessen, auf den Brenner zu stecken die Grenzmark Italiens.

Im Pfau, in der lustigen Bindergasse, da gab es nichts nach den anderen lustigen Herbergen. Nur an einem Tischchen nahe dem Ofen saßen zwei verdrießliche, trutzige Gesellen in trübem Brüten.

Es war dies vom Alter und der Jugend des Tirolerlandes ein wahres Prachtstück — der Alte, das Urbild der raschen, heißblütigen Greise hier, schneeweißes Haar, funkelnde Augen, rothe Backen und sehnigte Knochen — der Junge, ein echtes Kind des Eisackthales, groß, breit und stämmig, doch so gelenk dabei, wie sich's für den Eisackthaler ziemt, der keinem Andern nachsteht im Raufen und Ringen, als denen von der Ziller.

Nach langem Schweigen sagte endlich der Alte missmuthig: „Jetzt hab' ich's satt, Much, und will's Gott, thu' ich auch darnach! Der Teufel hole die Protokolle und Listen, die werden's Kraut fett machen. Wollen die Federfuchser die Wälschen schrecken und verjagen mit Rapporten und Tabellen? Mein' Seel', da war es anders zu der Zeit, da der Franzos im Lande patzig saß, und das war ein anderer Feind als die Wälschen; wer einen Stutzen heben konnt', vom Buben bis zum Ahnl (Großvater), der kam herab von seiner öden Hube und stellte sich; da hat es kein Verlesen gebraucht, wir wussten's gut, dass der liebe Herrgott selbst da führt den Katalog, wo die gar schlecht notiert werden, die Kaiser und Land im Stich lassen in der Noth. Was wissen die Bursche da von Aufgebot und Landsturm, ich lass' mich einmal nicht einprotokollieren; ich weiß, wie wir den Krieg im neuner Jahr geführt, und dem hat Gott ein' guten Ausgang geben, so thu' ich wieder mit! D'rum denk' ich, Much, wir machen uns auf die Strümpfe und ziehen fort zum Krieg auf eig'ne Faust! Ich kenn' die Weg' und Stege alle hier, und hundert alte Kameraden trau'

ich mir zu finden, die mit uns geh'n, eh' wir noch eine Zinke seh'n vom eisigen Tonale!"

„Nun — ich bin auch dabei!" sagte Much lächelnd, „halt' selber nicht viel darauf, dass die hier vor einem Monat die Etsch passieren! Wozu hier sitzen, ich bin so fremd geworden unter Leuten und Häusern, dass es mich förmlich schon ankränkelt um Berg und Wald und Alm!"

„Abgemacht!" rief Klaus, „wir lassen die da schwatzen und protokollieren und geh'n unseres Weges."

Damit erhob er sich, zahlte die Zeche und schritt mit Much zur Thüre hinaus.

Als sie sich erhoben, war ein blasser, schmächtiger Mann, der seit einer geraumen Weile ihnen gegenüber gesessen war und sie scharf fixiert hatte, aufgesprungen, wie um ihnen zu folgen. Doch er besann sich eines Andern und trat zu dem geschäftigen Wirte, um ihn nach Namen und Heimat der beiden missvergnügten Schützen zu fragen.

„Weiß nichts, Herr Leichter!" antwortete flüchtig der Pfauwirt, „als dass Beide hergekommen mit Mehren von dem Eisack und aus dem Lüsenthal — ich glaube Klaus heisst der Alte — und — und —"

„Des jungen Burschen Namen wisst Ihr nicht?"

„Wartet nur, wartet. Ja, ja, den „Wald-Much" haben sie ihn geheißen."

„Wald-Much!" wiederholte stammelnd der bleiche Frager, „er ist's — ohne Zweifel — obwohl er sich stark verändert hat — ich muss ihn sprechen!" und rasch verließ er die Stube.

Als er aber auf die Gasse kam, wogte ihm gerade eine frisch zusammengestellte Schützencompagnie entgegen und versperrte ihm den Pass.

Wäre er in diesem Augenblicke auf der Talferbrücke gestanden, so hätte er die Gesuchten fürbass wandern gesehen auf der Straße nach Branzoll und Mezzotedesco (Deutsch-Metz).

Am Tonale — lombardischerseits — stand jene Schar italischer Vortruppen, welche die Spada d'Italia nicht Theil

nehmen lassen wollte an ihren anrüchigen Lorbeern, die sogenannte Fremdenlegion.

Und ihr zugehörig waren jene Streifpatrouillen, die tagtäglich heraufzogen von Pezzo nach Pizzano und Pellizzano, um heimzusuchen beim Lebensmitteleintreiben den armen Zwitter von Wälschdeutschen, der jene Waldgegend bewohnt.

Es war an einem Samstage, im Sommer schon, als eine solche Streifpatrouille, mit der Brandschatzung dreier armen Weiler beladen, dem Joche des Tonale zuwandelte. Sie war eben auf die Höhe des Dorfes Cornisello gekommen, in den Hohlweg, der unterhalb des Dorfes fast die ganze Thalbreite des Val di Sole fasst, als sie sich mit dem lustigen Rufe „Mit Gott und St. Cassian!“ von zwei Seiten angegriffen sah von einer Abtheilung der bereits furchtbar gewordenen Tiroler Schützen.

Die Patrouille mochte aus ungefähr fünfundzwanzig Mann bestehen; die angreifende Schar der Tiroler betrug kaum mehr als die Hälfte dieser Zahl, aber sie hatte vor den Italienern, die mit Geschirr und Lebensmittelpäcken behängt waren, den ungehinderten Gebrauch der Waffen voraus.

„Ah — i bersaglieri tirolesi!“ rief der Anführer der Patrouille, gewohnt an solche Unterbrechungen, werft die Päcke ab und formiert ein Quarré und frisch dreingefeuert in die p . . . Tedeschi!“

Die Patrouille formierte sich im Augenblicke zu einem Klumpen, der sich alsbald in Feuer setzte.

Ehe sich noch der Rauch der ersten Salve der Italiener verzogen hatte, konnte man über dem Wall, der den Gebirgssteig zum Tonalpasse einfasste, zwei grüne Hüte gewahren, die ohne Zweifel auf den Köpfen von Leuten saßen, die zu den Freunden der Italiener nicht gehörten. Und wirklich, noch ehe die Schützen sich in Bereitschaft gegen das Quarré setzen konnten, fielen nach zwei Blitzen vom Walle her auf Seite der Italiener zwei der Vordersten schwer getroffen in den Kies des Steiges.

„Diavolo!“ ertönte es erschreckt aus dem Klumpen, der in einen Hinterhalt gefallen zu sein fürchten musste, und es

löste sich sofort ein kleiner Trupp davon los, um diesen verborgenen Feind aufzuspüren, während der Überrest des Quarré mit gefälltem Bajonette gegen die Schützen lief.

Hinter dem Wall standen Klaus und Much.

Ihre Stellung hatte den Vorzug, leicht vertheidigt und ohne Gefahr verlassen werden zu können, nebstdem aber den, dass sie Alles frei übersehen konnten, was sich in dem Hohlweg begab.

„Um Gott! Klaus!“ rief Much erschreckt, als der Rauch der ersten Salve sich verzog, „ich will blind sein, wenn der Schützenofficier, der dort getroffen liegt am Wegessaume, nicht der Lehrer ist, der Judith Bruder —“

„Mag schon sein, Kind!“ sagte kalt der Alte, „in dem Falle möge er seine Seele Gott befehlen, denn er liegt, und die Patrouille wird in nicht fünf Minuten das Schützencommando zum Rückzug gedrängt haben, sie sind zu stark die Wälschen und nur unsereiner, der sich mit zwei, drei sicheren Schüssen zufrieden gibt, hätte anbinden können mit ihnen, aus sicherem Versteck, nicht aber die Handvoll Rekruten und noch dazu auf offener Straße —“

„Klaus, Klaus! ich bitte Dich, hilf! wir retten ihn, es ist ja doch ihr Bruder, die wälschen Banditen geben keinem Schützen Pardon!“ rief Much in rührender Herzensangst zu dem Alten.

„Was ficht Dich an, Much!“ versetzte der Alte, „wir sind da, um dem Feind zu schaden und dem Land zu nützen, nicht so 'nen Burschen, der sich und Andere muthwillig in Gefahr und Todesnoth begibt, herauszuhau'n, damit er's wieder thue; ich weiß mein Ziel, was geht mich der Lieutenant an!“ Damit lud er von neuem, schlug an, und abermals riss der krachend dahinfahrende Schuss eine Lücke in der Schar der Italiener.

Much war leichenblass geworden, als Klaus ihm auf seine Bitte so herzlos geantwortet, aber sogleich fuhr wieder ein hohes Roth über seine frischen Züge, denn ein großer

Entschluss war plötzlich in ihm reif geworden, und er sprach ihn also aus:

„Wohlan, Klaus! ich geh' allein! ich möchte quitt werden mit — diesem Menschen und will's selbst um des Lebens Preis — mit Gott, ich geh' und hilf dem Kehrer, denn seine Schützen wenden sich schon zur Flucht!" Mit diesen Worten sprang Much über den schützenden Wall mitten in den offenen Passsteig hinab.

„Much! willst Du zurück, Teufelsmuch, was fällt Dir bei? Du stehst ja wie eine Scheibe da auf dem off'nen Wege!" schrie Klaus besorgt dem jungen Manne nach, der ernst und feierlich, ohne sich mehr nach dem alten Gefährten umzuschauen, dahinschritt gerade in die Schusslinie der Schützen und Italiener.

Diese hatten kaum den grauen Lodenrock und grünen Hut des Tirolers erschaut, als sie mit ungeheurer Wuth gegen ihn anstürmten; hiezu befeuert von dem gellenden Rufe eines aus ihrer Mitte: „Ai — ah, fratelli! Der schwarze Much, Wald-Much vor uns — allein! hurrah! ihm nach!" und alsbald bewegte sich der ganze Freiwilligentrupp im Laufe vor, um dem berüchtigten Much den Pass abzuschneiden.

Klaus hatte Recht, als er den Lieutenant tadelte, sich mit seinen geringen Kräften an die Patrouille gewagt zu haben; denn kaum war Kehrer gefallen, und kaum war die Patrouille zum Angriff übergegangen, als die Schützen ihre Stellung im Stiche ließen und gegen die Rocce zurückzuweichen begannen.

Hiedurch näherten sie sich dem alten Klaus, der seinem unbesonnenen Freunde hinter dem an der Straße hinlaufenden Walle gefolgt war.

Als er sah, dass Much sich selbst durch die Flucht der Schützen nicht irre machen ließ in seiner Absicht, den verwundeten Lieutenant zu retten, sprang auch er über den Wall und den fliehenden Schützen in den Weg: „Steht! Steht und lasst schauen, ob Ihr keinen Schuss mehr habt für Euren Lieutenant und den braven Eisackthaler dort, der allein mehr Muth und Nächstenliebe hat als Ihr Alle zusammen. Steht und fertig! an auf die wälschen Banditen!"

Maschinenmäßig standen und schlugen an die Schützen; die Salve krachte echoweckend hin durch das zerklüftete Noce-hochthal, und als der Rauch sich verzog, sah man Much, den blutenden Lieutenant auf den Armen, bereits hinabtrotten gen Pizzano.

Die Italiener aber waren nicht gesonnen, sich so leicht um einen so wünschenswerten Fang, als der seit Wochen bekannt und gefürchtet gewordene „Wald-Much" war, bringen zu lassen.

Es löste sich von der Patrouille ein Plänklerhäuflein ab, das ihm nachsetzte, während die Andern zum zweitenmale die von Klaus geführte Schützenschar angriff.

Klaus wehrte sich tapfer, aber selbst im heißesten Kampfe ließ er die Gestalt Much's nicht aus den Augen, die immer noch rüstig gegen das Dorf zu lief. Plötzlich stieß Klaus einen schmerzlichen Schrei aus, sprang auf die Seite und begann mit einer für sein Alter fabelhaften Schnelligkeit Much nachzulaufen; sein scharfes Schützenauge hatte bemerkt, daſs Much im Gehen wankte und häufig stille stand, wie um Kraft zum Weiterkommen zu sammeln.

Einer der vielen ihm nachgesandten Schüsse muſste ihn getroffen haben.

Als Klaus von den Schützen wegsprang, war auch der Strauß auf dem Punkte zu Ende, denn von den Höhen des Nocethals strömte es massenhaft nieder der Tonalstraße zu, das durch die Schüsse aufgebotene Schützencontingent von den benachbarten Stationen.

Bei deren Erblicken tauchten auch die Plänkler, die Much verfolgten, sogleich in die Schatten der Kiefern, die den Noce umflüstern, und Klaus erreichte ungefährdet seinen jungen Freund.

„Much! bist Du getroffen? armer Kerl," fragte er traurig, als er bei ihm ankam, der trotz der tiefen, rasch blutenden Brustwunde dennoch den Lieutenant noch immer fest in den Armen hielt, obwohl er bereits in den Knien lag und sogleich umsank, als Klaus ihm seine Last abnahm.

Much antwortete nicht — mit einem seligen Lächeln

blickte er auf Judith's Bruder, dessen Brust sich zu heben begann, und dessen Auge sich matt und verwundert aufthat gerade in dem Augenblicke, als Much's zerschossene Brust sich zum letztenmale hoch hob, und sein Auge brach.

„Grüß' mir die — Judith — —" flüsterte er leise und mit ersterbender Stimme, drückte sich noch einmal die Hände in die dunkle Todeswunde und — wandte das Gesicht zur Seite — auf das sich die Schatten des Todes lagerten.

„Wo bin ich — — die Wälschen — ich lebe?" fragte verwundert mit leiser Stimme der Lieutenant.

„Der da ist für Dich in den Tod gegangen — kennst Du ihn?" fragte ernst der Alte.

Der Lieutenant blickte scheu auf die Leiche nieder und stammelte erblassend: „Der Wald-Much!"

Die Schützen trugen Beide auf Bahren nach Pellizano.

Auch eine Waldgeschichte.

Am Fuße der südöstlichen Gehänge des Dreisesselberges, am rechten Ufer der warmen Moldau, liegt langgedehnt in zwei Häuserreihen das Dorf Guthausen, außer der benachbarten Glashütte „Leonorenhain“ die neueste Dorfsiedelung des Böhmerwaldes.

Es gibt noch viele Leute, die sich des Tages erinnern, da die Sendboten der Industrie den ersten Axtschlag erschallen ließen durch die Nacht des Urwaldes, da der ersten Säge scharfer Zahn sich einbiss durch den Moosbart der Rinde in den Riesenleib der alten Eichen, und immer weiter fressend mit schrillem Knarren das Schwanenlied dem Waldtitanen sang, bis er niedersank in's grüne Moos, mit sich reißend Alles, was an und um ihn sich emporgerankt. — Hoh! Wie erbebt der weite Waldesraum bei dem dröhnenden Falle seines mächtigen Sprossen! Wie erzittert Alles vom Heidegras bis zur Eichenkrone! Wie flüstert's erschreckt durch die schwankenden Zweige und lauscht's ängstlich des erneuten Sägegekreisches! Abermals folgt dessen Verstummen das unheimliche Knicken und Prasseln der gestreiften Äste — und der dumpfe, erderschütternde Fall!

Da schießt der Häher und der Birkhahn hervor aus dem gefährdeten Hort des dunklen Gehölzes in die blaue Höhe, das Wiesel und der Fuchs verlassen den sichern Bau und schleichen durch das Gebüsch, und Hirsch und Hindin springen herbei — ach, da kommt schon der Meisen geschwätzige Schar, die Drossel, der Fink und die Nachtigall, die Waldlerche und der Spechte Brüderschaft — alle verzagt und traurig daher und erzählen die trübe, böse Mär!

Tag für Tag erscholl der tödtliche Axthieb — Nacht für Nacht erglühten die Wachtfeuer der Eindringlinge auf der Scholle, die sie der rauhen Waldnatur abgetrotzt. Da verließ endlich das geängstigte, bedrohte Wild seine Lager im schönen

Moldauthale und flüchtete über den Bach in die Schluchten des Dreisessel und Blökensteins.

Aber als der alte Wald gründlich aufgeräumt worden, erhoben seine gefällten Riesen sich wieder — gezimmert und gefügt zu Wänden und Sparren — als Guthausen.

Es war ein frisches, lustiges Völkchen, das sich niederließ an den neuen Herden Guthausens, gesund und keck, wie alles Waldvolk. Nur das Siechthum und das Alter sitzt daheim auf dem Dreifuß, in der Werkbank und hinter dem Webestuhl; was die Axt schwingen kann und den Flößhaken, das zieht frühmorgens singend hinaus ins grüne Holz, nichts mit sich führend als einen Keil Brot, die rüstige Faust und ein genügsames Herz — und kehrt abends johlend heim von der Waldseite, wenn drunten vom Moldauthale her die hellen Glockenstimmen der Mädeln und Weiber Guthausens den Feierabend von der Mahd einläuten mit kernigen Schnadahüpfln und prächtigen Jodlern.

Ein solcher Sommerabend war's und zwar Anno neun und vierzig, da schritt ein einsamer Wandersmann quer über die Wiesen, den Gehsteig von Wallern langsam gen Guthausen zu. Er trug die Uniform des Wocher-Regiments, den blassgrünen Kragenaufschlag schmückten rechts und links zwei silberplattierte Sternlein, aber die Brust — Hut ab! — die goldne Tapferkeitsmedaille.

Er geht so langsam! Das ist kein echtes Guthausner Kind — sonst flöge er über die Halden hin, schlüge „da Woldbua" vom Berge und „d'Rockaroasgstanzln"*) vom Wiesenplan wie jetzt an sein Ohr!

Er geht so langsam! Das ist kein Urlaubergang! Die gehen mit Siebenmeilenstiefeln und — Urlaub jetzt? Wo gäb's unter den Wochermusketieren ein so ehrlos Herz, das, während Italien und Ungarn auf sind gegen den Kaiser, anders der Heimat gedächte als mit einem „Bfüat Gott" vor der Schlacht?

Er geht so langsam! Der muss blessiert und invalide

*) Bekannte und beliebte Melodien mit vielfältigem Texte.

sein — und nicht von hinten muss er den Tusch bekommen haben, das zeugt der goldne Ehrenpfennig auf dem tapfern Herzen! So was ist rar, und in Guthausen — mein' Seel! er geht schnurgrad ins Dorf — in Guthausen schon gar! Obwohl sie jährlich ein hübsches Neigel Bursche von da abführen — denn baumstark sind sie Alle und gewachsen wie die Tannen im Walde daneben!

„Herrjes! da Lorenz! Mei Seel' da Lorenz!" so schallt es rings aus den Gruppen der Heimkehrenden dem Kriegsmanne entgegen, der den Rain des Gemeindeangers erreicht hat, wo er bleich und tiefergriffen stehen bleibt, dem Weinen, freudigen Weinen nahe, Herz und Sinne süß angeheimelt von der urwüchsigen Sprache seiner Jugendgespielen, von dem Anblick der kleinen sauberen Häuschen und dem würzigen Dufte von Kienholz und Tannenzapfen, der das Dorf in die urechte Waldatmosphäre hüllt. — Er möchte in die Knie sinken, der junge Invalide, und weinend dem danken, der seine mächtige Hand schirmend über ihn gehalten, als in den Straßen Mailands der edle Sohn Italias den Tedesco barbaro meuchlings niederschoss und feige mit Vitriol begoss, und als die Seuche und der Mord die verlassenen Lazarethe Hand in Hand verheerend durchzog — — aber schon ist er umringt, schon umrankt ihn die Heimat mit liebenden Armen — man drängt sich an ihn, herzt und küsst ihn, bewundert seinen Schmuck und die tiefen braunen Narben der Brandwunden an Hals und Brust; da — da stürzt durch den summenden Haufen ein Mütterchen auf ihn los und sinkt an sein Herz und schließt in süßem Weinen die treuen Augen, die tagtäglich seit Jahren nach dem fernen Süden geschaut mit Gruß und Gebet für den Sohn. Es ist seine alte Mutter, der freundliche Nachbarn zutelegraphiert: „Der Lorenz ist da!"

„Schlecht*) ist er geworden, und braun und alt — aber er sieht schon was gleich! Und Corporal ist er auch! Und der große Ducaten mit dem jungen Kaiser sein' Bild! Der ist ein halbes Häusel wert!" so erscholl es ringsum durch-

*) Mager.

einander, und immer wieder reckten ihm neuzugekommene Bekannte die schwieligen Hände entgegen, zu treuherzigem, derbem Drucke, bis ihn sein altes Mütterchen endlich heim führte, nicht ohne dass er das heilige Versprechen hinterlassen musste, noch abends zum Richter zu kommen auf eine Stunde Erzählens vom Kriege und Siege und — auf ein Glas echtbaierisches „Märzen."

Als er in die Stube trat im kleinen Häusel seiner Mutter und die Wand vollgehängt sah mit seinen Briefen, oben auf mit den Vignetten Verona's, Brescia's, Mailands's u. s. w., wie's Soldatenbrauch ist, wenn man heim schreibt, als er den alten hohen Backofen sah, auf dem er seine Knabenträume geträumt, und das alte Spinnrad mit dem unverwüstlichen Rocken, als der Zeisig, den er als Bub gefangen, ihm seinen Gruß zuschmetterte, und der alte Negro ihn freundlich zutäppisch umsprang und beleckte — da gieng das Herz ihm wieder über in wonnigem Wehe, er fiel seiner Mutter um den Hals und schluchzte: „Jetzt bleib ich bei Euch, Mutterl, und pfleg' Euch all' mein Lebtag!"

O, es hatte die Mutter noch nicht das Tausendstel gefragt und beantwortet bekommen von dem, was ihr am Herzen lag, als schon die Kameraden kamen, um ihn zu holen zu Plausch und Bier; sie konnte nicht einschlafen vor Stolz und Glück und legte ein Stück fetten Kien um das andere auf die Herdglut, bis Lorenz endlich heimkehrte — aber da hatte er seinen Schwips von lauter Zubringen und Anstoßen; denn die Toaste bei den Waldleuten, die haben ihre Nuß — da heißt es das Glas leeren auf die Nagelprobe, gar bei einem Toaste auf den jungen Kaiser und den alten Radetzky, und derer wurden nicht wenige ausgebracht von wegen der Medaille, von wegen der Corporalssterndeln, von wegen Custozza, Mortara, Novara und so weiter.

Der Lorenz konnte der Alten nichts mehr erzählen, aber er legte den glühenden Kopf an ihr treues Herz und schlief ein, wieder einmal umfangen von Mutterarmen — am Mutterherzen.

„Auf, auf, du Siebenschläfer! Der ganze Tusset liegt voll Morgensonnengold und Wiese- und Haideland voll farbiger Diamanten! Hörst du die Dirndeln drunten jodeln bei der Mahd? Sie schöbern schon zum drittenmal! Weckt dich des Kuckucks Rufen nicht, der vom Ackerl dort herüberschreit? Auf, auf! es ist zum Untern*) Zeit! Die fettste Preatschen**) steht auf dem Tisch und Weizenbrot wie Krapfen! Auf Lorenz!"

Ach, er träumte so süß! Er träumte von jener Dirn', deren wunderliebes Bild ihm schon im Herzen saß, als er einrücken musste, ein scheuer, täppischer Rekrut, der die letzten Nächte in der Heimat vor ihrem Fensterl zugebracht in stummer, bangender Liebe, ohne „Pst" und „Gstanzl." Er traute sich nicht! Und als er gegen die Garnisonsstadt marschierte, an ihrem Fenster vorbei, da meinte er ihr Alles gesagt zu haben, was ihm am Herzen lag, als er mit blitzenden Augen und glühenden Wangen vor ihr das Kappel mit dem Buschen schwenkte so lange, bis er von ihrem Häusel nichts mehr sah, als den verschwimmenden Rauch!

Er träumte von ihr; und wie damals, als der Brigadier im Namen des Kaisers ihm den goldenen Ehrenschmuck geheftet an die tapfere Brust im Spitale zu Verona, sein Herz zu brechen drohte vor überströmender Glückseligkeit, so wollte es ihm heute stille stehen vor Wonne, denn sie stand vor ihm, vergehend in glühender Liebe und fragte, ob die Neigung, die der Jüngling gehegt in verschlossener Brust, nicht gewichen sei dem Stolze des Mannes, den der Kaiser ausgezeichnet!

Lorenz sprang auf und kleidete sich rasch an. „Du armes Mütterchen! Was seufzest du so kummervoll, dass dein Sohn so unempfindlich gegen alle Fettaugen der Milchsuppen! Ach, er denkt anderer Augen, glänzender als alle Morgensonnen, die selbst du je über der Krone des Tusset erglühen sahst!"

*) Frühstück.

**) Sauere, eingebrannte Milchsuppe, das gewöhnliche Frühstück der Waldbauern.

Lorenz nimmt die Mütze und geht mit einem kurzen: „Bhüt Gott, Mutterl! Ich muss ins Freie, mir brennt der Kopf wie Feuer!"

Er geht langsam durch das Dorf der böhmischen Seite zu; die Mutter schaut ihm bekümmert nach, sie denkt, er hätte wohl mehr reden können zu ihr.

Und draußen beim allerletzten Haus, da macht er seufzend und bangend Halt. Es sieht viel trüber und ernster aus als damals, da er sein Lebewohl hineingewinkt.

Damals standen die Fensterlein voll blühender Rosen und Balsaminen, voll duftender Veilchen und Reseden — aber über Alles blühte und duftete das rosige Antlitz Vroni's,*) das hinter den Blumenstöcken hervorlugte mit den schönen braunen Äugelein!

Die Fensterln sind zu, die Blümlein alle verblüht und eingegangen, bloß ein kleines Rosmarinstenglein steht einsam und ernst da, der Trauer Bild!

Ist Vroni nicht daheim? — Ach vielleicht gar — — — Er hatte sich nicht zu fragen getraut nach ihr, er wollte das Heiligste seines Herzens, das er unentweiht getragen durch Sturm und Schlacht, nicht anders entschleiern, als vor ihr, die es erfüllte.

Er trat ein; zum erstenmale über die Schwelle des Hauses, das seinen Himmel in sich fasste.

Vor seiner Assentierung hatte er es nie gewagt, sich ihr zu nähern, denn Vroni's Vater war der einzige Halblehner im Dorfe, Richter noch dazu, und Vroni umschwärmt von den reichsten Bauernsöhnen und den kecken Glashüttenleuten, die bei einer Musik mehr Zwanziger springen ließen, als der arme Lorenz, der Holzknecht, mit allem Schweiße eines Jahres zusammenrackern konnte. Jetzt stand die Sache anders. Er war Invaliden-Corporal und bezog nebst seinem Patente die volle Medaillen-Gebür; das ist ein Capital! und er braucht nur einzukommen bei dem hohen Ärar, so erhält er die erste frei-

*) Veronika.

gewordene Trafik, das hat ihm der Obrist selbst gesagt, und so was trägt Procente! Also frisch darauf und dran!

Das Zimmer ist so öd, so traurig! Nichts von Leben darin, als eine alte, graue Katze und ein altes, graues Weib. Beide spinnen — still und finster.

Die Alte ist Vroni's Mutter. Sie erhebt das spitze Kinn, die spitze Nase, das ganze spitze magere Gesicht verwundert zu dem Eintretenden und richtet den verkratzten und erblindeten Nasenquetscher*) fester im Sattel auf: „Mei, was sucht ihr?“ fragt sie schnarrend.

Ein eiskalter Schauer überläuft das Herz des Invaliden. Alles kommt so ganz anders, als er sich gedacht, Alles ist so finster, so nächtig hier — weil sie fehlt, seines Lebens Sonne. Er stottert zaghaft: „Ich wollt — ich möchte — ich bin der Lorenz — wisst Ihr, der Weberlenzl.“**)

„Ei, der Lenzl!“ sagt die Alte grinsend und strengt die blöden grauen Augen an, um ihn besser auszunehmen. „Schau, wie du groß 'worden bist bei der Militär, geh' weiter, Kind, und setz dich nieder.“

Der Lorenz setzt sich seufzend zu der Alten auf die Ofenbank, unter der sich knurrend die Katze verkriecht.

„Und was bringst mir denn, Lenzl?“ fragt die Alte weiter — „das ist doch nit Gold?“ schiebt sie hastig ein und fasst die Medaille mit den dürren Fingern.

„I freilich, Altrichterin!“ erwidert freudig Lenz, „das hab ich von unserm jungen Kaiser in Italien kriegt und das tragt mir täglich meinen fertigen Silberzehner, ohne dass ich einen Finger rühr!“

„I Herrjes! Herrjes! Das wär?“

„Ja, ja, Altrichterin! Und drum mein' ich, jetzt werdet Ihr nichts dawider haben, wenn ich nach Eurer Vroni geh? — Alles in Ehren nat — — —“

---

*) Brille ohne Stangen.

**) Lenz — Abkürzung für Lorenz.

Als hätte eine Viper sie gestochen, so schnellte die Alte mit einem gellenden Schrei in die Höhe, sank aber gleich wieder und kauerte sich schaudernd in die Ofenecke: „Hihi! Mein Jüngerl!“ rief sie mit irrsinnigem Lachen, „der Brondl willst nachgehen? Der schönen Richter-Brondl? Hihi! Wo wirst du sie denn suchen, he?“

Lorenz sprang auf und starrte mit stockenden Pulsen der Alten in das gräulich verzerrte Gesicht, in dessen Zügen das Weinen des Grams mit dem Lachen des Wahnsinns um die Oberhand stritten.

„Um Gott, Richterin! Was ist's mit der Brondl?“ ächzte Lorenz voll ahnungsvollem Schrecken.

„Sitz nieder, Lenzl!“ flüsterte etwas ruhiger die Alte, „ich will dir's verzählen.“

Lorenz ließ sich mechanisch nieder.

„Schau, Büberl!“ hob die Alte an, „es wird jetzt drei — — na, wann wars denn, wie alles Vieh ritzig*) worden ist im Gäu bei uns — zwei oder drei Jahre ist's, da kam so ein Viehdoctor herüber vom Bisthum,**) ein geschickter Mann und hübsch auch. Der hat in Wallern, in der Röhren und bei uns das Vieh curiert und ein Narrengeld verdient. Mein Seliger als Richter hat auf die Viehsperre schauen müssen, und da ist der Doctor alleweil bei uns gesteckt. Wer hätt was Ubles denkt? Es wurd' auch nichts geredt im Dorf, bis der Doctor abfahrt und — d'Brondl mit ihm. — Mein Seliger ist ihnen nach — der Doctor hat sich alleweil für ein Röhrnbacher ausgeben — ja, in ganz Röhrnbach hat in keine Seel kennt, und sonst konnten wir auch nichts erfahren — der Meinige ist gestorben vor lauter Quäl und Schand, und ich — bin halt jetzt ganz allein und wart und wart — —“

Sie weinte, ach so bitterlich und konnte nichts mehr reden.

Lorenz saß todtenbleich wie eine Statue des Schmerzes neben der Alten. Er konnte nicht weinen — aber das Herz wollte es ihm abdrücken.

---

*) Rotz, eine ansteckende Viehkrankheit.

**) So nennt man noch immer den Passauer Bezirk.

Alles — Alles umsonst! Zerstiebt der schöne Traum von Liebesglück im Waldesschatten der Heimat, zertrümmert mit einem Schlage das ganze schöne Gebäude aller seiner Hoffnungen, das er so fest zu kitten gemeint mit seinem Herzblut, verspritzt auf den Schlachtfeldern Italiens. Vorüber — Alles vorüber!

Er reichte der weinenden Alten stumm die Hand, die sie schluchzend an das gramzerrissene Herz drückte, um ihm selbst jetzt noch zu danken für die Liebe, die er gehegt für ihr einziges, geliebtes — ach gefallenes Kind. — Er seufzte tief und schmerzlich auf und verließ das Haus der Trauer.

Mit hastigen Schritten flog er über die Heide hin, als ob Sonnenschein und Tagesglanz sein düsteres Auge blendete, und schritt dem Walde zu.

Wie arm ist der Mensch, dessen Herz in Kummer zu schlagen verdammt ist zwischen Mauer und Gestein! Wohin er auch immer flüchte, er findet keinen so entlegenen Winkel, in dem ihn das Keuchen, Stoßen, Rennen der Menge nicht erreichen würde, die da jagt nach — Geld! Leben — leben! Ruhelos tickt und hämmert es tagüber — tagüber, und wenn der Feierabend niedersinken will mit freundlichem Gedämmer, jagt es von neuem heran und verscheucht das Dunkel der Nacht mit dem Gefunkel der Gaslaternen. Hurrah! frisch auf, gekeucht, gestoßen, gerannt, gejagt nach Geld und Genuss! Wie duftet und schimmert und glänzt der Salon! Ist das sein Widerschein, was so bleich umspielt das Fensterlein der Dachkammer? O nein, es ist ein armes Menschenkind, das droben wacht, mit rothgeweinten Augen bei bleichem Lampenschein; es suchte die Ruhe im entlegensten Dachstübchen — es fand sie nicht, aber die Noth, die schlich ihm nach, die kauert neben ihm und schüttet immer frisch Öl zu, wenn das Lämpchen müd' erlöschen will, wie die müden Augen. Keine Ruhe!

Dorthin sieh! Der Sohn des Waldes, schwer das Herz und verschüttet alle seine Freudenschlösser, er geht langsam dahin, sein Leid auszuschütten und seinen Jammer auszuweinen an dem Herzen seiner Mutter, der gewaltigen Waldnatur!

Da hebt und regt sich nichts, was nicht groß wäre, wahr und heilig! Waldeinsamkeit! wer hätte je deine Schatten gesucht, ohne deinen Frieden gefunden zu haben? O Waldnacht! dein Säuseln, Flüstern, Rauschen, es ist derselbe unvergeßlich mütterliche Ton, den Jeder kennt, über dessen Wiege je ein Mutterherz gesungen: „Schlaf, Kindlein, schlaf!" O Waldesdunkel! wie senkt dein Dämmern sich so lind in das Herz, das erschreckt und geblendet erbebt vor den Blitzen des Geschickes, die zündend niederfuhren darein!

Hier ist Ruhe, heilige Ruhe! und sie wäre eine ewige, wenn nicht die Spitzfindigkeit des Genusses seinen immer fertigen Sclaven — den Menschen fände, sie zu stören und zu entweihen mit den Waffen des Todes.

Lorenz schritt langsam dahin und immer mehr kräftigte und erhob sich sein zagendes, gedrücktes Herz bei dem Anblicke der ringsum sprossenden, grünenden gewaltigen Waldnatur. Da liegt Nichts nieder, schwach und todt, als was der Frevel gefällt, den der Mensch sein Recht nennt! Alles schießt, strebt und ragt himmelan stolz und frei, und ringsum ertönt die urewige Hymne an die Allmutter Natur, es rauschen sie die Kronen mit demüthigem Neigen, die Zweige flüstern sie mit raschelndem Laub und säuselnden Nadeln, die Vöglein singen sie mit schmetterndem Jubelton, und unter dem zitternden Gezweige zwischen schwankenden Heidegrasblumen führt den Elfenreigen dabei der Mücken und Libellen munteres Volk, dem die schwerfällige Käferschar mit ernster Miene Beifall lacht aus den klaren, schwarzen Äugelein. Wer könnte da traurig sein?

Versinke Gram! Der Wald ist nicht dein Revier! Horch! was schallt da herein und herüber mit frohgewaltigem Klange von dem Holzschlage!

Lorenz steht still — die Vöglein selber verstummen und lauschen, denn es ist echter, rechter Waldliedton, was da herüberklingt:

„Gor koana in Stond,
Der an Scheidabuam fongt,

Der an Scheidabuam reißt
Und am Schuſs inaschmeißt!"

Das sind Guthausner Scheiterschlager! frische Bursche, keck und verliebt allweil!

Und dort? was klingt dort herauf, von der Waldlehne oberm Bachel, dessen Wellen munter hüpfen im Takt, den die schlanken Weidenruthen dazu nicken?

„Ba da Wulda*) durt drunt
Wiad ma Diarndai wo stehn,
Und ös Scheida schwingts oba,
Gehts, grüaßts ma's fai schön!"

Das sind die Flößer, die lustigen Schwemmbuben aus dem Dorfe, die mehr „Gsätzeln" wissen, als die Moldau jährlich Scheiter trägt auf dem grünen Wellenrücken! Hurrah! Wald und Gesang! Hurrah!

Dem Lorenz schwillt das Herz, aus dessen tiefsten Falten plötzlich mit beflügelten Engelsköpfen hervorgucken die alten, schönen, fürzwängerischen Gsangeln aus seiner Jugend und holzhauerischen Vergangenheit, sie flattern heraus, flügge geworden durch die Geheimkraft des Liedes und der Waldesluft, und umgaukeln ihn, wie Mücken den Sonnenstrahl, bis endlich die Trauer schwindet, verschrumpft und versinkt in seinem Herzen und er mit voller, kräftiger Stimme das Motto singt, das er fortan setzen will über die folgenden Capitel seines Lebens:

„Da Wold is mei Hoamat
Und d'Hocka mei Büx',
Und im Wold will i sterb'n,
Sunst wünsch i ma nix!"

So sei es denn! Du lieber, guter alter Wald! Nimm es wieder auf zu Gnaden, dein abtrünniges Kind! Es schwört von neuem zu deiner grünen Fahne und will nimmer von dir lassen, so lange seine Hand nicht erlahmt, die Axt zu schwenken und den Schwemmhaken zu führen! Amen!

Er breitete weit die Arme auseinander und ein froherzliches Lächeln erhellte sein bleiches Gesicht, als ringsum Eich'

*) Moldau.

und Föhre ihm freundlich zuwinkte mit grünem Arm, als durch Laub und Nadeln ein flüsterndes „Willkommen" säuselte! Der kannte noch gut die Sprache seiner Mutter, der Waldsohn von Guthausen!

Wochen und Monde rauschten vorüber schnell und still. Das Grummet war längst daheim; auf den Feldern draußen stand nichts mehr als der Hafer, die Erdäpfeln und das Kraut. Die Haarstuben rauchten und wiederhallten von den Gesängen der Dirnen, die darin Flachs brechelten. Der Herbst war da!

Lorenz war seinem Entschlusse treu geblieben und wieder ins Scheitermachen gegangen, wie damals, da ihn die Noth dazu zwang. Die harte, aber gesunde Waldarbeit hatte seinen Körper schnell wieder gekräftigt und auch sein Aussehen war ein besseres geworden, denn die rothen Brandmale, diese Andenken an die feigen „wälischen Katzelmacher" hatten nach und nach die natürliche Fleischfarbe angenommen, und die ehrenvollen Narben standen ganz gut zu dem vollen braunen Backenbart, den der Invalide sich angeschafft.

Ach! wie schielten die Dirnen nach ihm mit verlangender Sehnsucht, wenn er Sonntags zur Kirche gieng an der Seite seiner glücklichen, stolzen Mutter, die blankgeputzte Medaille mit des Kaisers Bild im Knopfloch des feinen, städtischen Überrockes. Alles umsonst! Er hatte für das Bild, das die Zeit herabgestürzt von dem Altare seines Herzens und zertrümmert, noch kein anderes aufgestellt.

Er war freundlich und herzlich — aber gegen Alle — Alle. O das kränkt mehr als Hass!

Es war an einem Samstagabende, als Lorenz mit seinen Kameraden vom Holzschlage heimkehrte.

„Hoho! was muss' denn da geben, bei der Altrichterin?" rief einer aus, „da steht ja das halbe Dorf vor'm Hause?"

„Na, und das G'schrei! grad wie damals, wie d' Brondl davon is mit dem baierischen Vagabunden!" sagte ein Anderer.

Das Herz Lorenz's erstarrte, denn er glaubte den Ton einer Stimme unterschieden zu haben, deren unvergesslicher

Klang selbst jetzt noch sein Herz erbeben machte in süßen Schauern. Sie standen an dem Hause.

„Was gibt's denn da? Was ist geschehn?"

„'S Altrichter Vrondl ist am Schub herkema von da Stadt," war die Antwort.

Hoho! Lenzl — Lenzl! was ist's denn? Du hattest „alle Fünfe bei einander" im Schlachtengewühl, als der Todesengel eure tapferen Reihen durchschritt mit erbarmungslos mähender Sense: und jetzt versteint dich das Gekreisch einer nichtsnutzen Dirn? Auf, Auf! denk' deiner Ehr!

Er fühlt, hört, sieht nichts! Durch sein Gehirn brennt glühend der eine, herzzerreißende Ton des Jammers, mit dem Vroni gerufen: „Erbarmen Mutter! Ich bin ja doch dein Kind!"

Ein lauter, den Gafferhaufen durchzitternder Schrei des Entsetzens reißt ihn aus seiner Erstarrung; er hört einen schmerzlichen, markerschütternden Klageton, er sieht die Altrichterin mit Harpyenwuth niederstampfen die vor ihr kniende, reugebeugte, schöne Gestalt, er sieht diese sinken, das bleiche Antlitz überströmt von Blut — — —

„Vrondl, Vrondl!" stoßt er heiser hervor aus der tobenden Brust — er theilt mit ungestümer Hast den Menschenhaufen, stürzt nieder neben der Leblosen und nimmt sie in die Arme und drückt und herzt sie in sinnverwirrter Erregung und überschüttet mit allen Schmeichelnamen glühender Liebe, das gefallene Mädchen, deren Mutter abseits steht, Haß in den Blicken und Fluch auf den Lippen! Er hebt Vroni auf, und wie ein Kind trägt sie der starke Mann von der Schwelle, die zu überschreiten ihr das Gespenst des Mutterfluches verwehrt, hinab mit beflügelten Schritten durch das erstaunte Dorf dem Häuschen seiner Mutter zu.

Mit sprachlosem Erstaunen schaut die Weberin dem Gebaren ihres Sohnes zu.

Er reißt das Tuchet vom Bette zurück und versenkt mit mütterlicher Sorgfalt die noch immer ohnmächtige Vroni in die schwellenden Kissen; dann fällt er der Mutter um den Hals und mit bebender Stimme, deren herzinniger Ton mehr sagt

als die Thräne auf der gebräunten Wange des Mannes, spricht er zu ihr: „Mein liebes, treues Mütterchen! wirst du mir diesmal zuwillen sein, wenn ich dich bitte, dies unglückliche, von aller Welt verlassene Kind aufzunehmen an deinen Herd? Wirst du mir es verargen, dass ich für sie in dem Herzen, das ich ihr einst zu eigen gab, einen kargen Liebestheil unversehrt aufbewahrte, trotz Zeit und Gram — die Bruderliebe."

Die Weberin sah mit nassen Augen in ihres Sohnes erglühtes Angesicht und erwiderte mit gerührter Stimme:

„Mein Lorenz! Es geschehe nach deinem Willen. Du hast dein Liebesleid allein getragen — lass nun mein Mutterherz mit dir tragen, was auch immer komme: Sorge — Glück — oder Reue!"

Das einfache Weib sprach dies mit dem ernsten Tone einer Seherin, aber Lorenz hörte es nicht, er sprang an das Bett, denn Vroni seufzte tief auf, begann sich zu regen, und im nächsten Augenblicke fiel auf ihn ein Glutblick jener Augensterne, die seinen Lebenshimmel zu erleuchten — nicht bestimmt waren.

Es war gegen das Frühjahr 1850 an einem Arbeitstage, noch vor der Frühstückzeit, als die Leonorenhainer Hütte vor unbändigem Gelächter wiederhallte. Der vermuthliche Gegenstand des Gelächters stand mitten unter den Glasbläsern, die von den Bühnen*) oberhalb den Arbeitslöchern ihre leichtfertigen Witze herabfeuerten auf den geängstigten Mann, den Guthausner Wastl, der mit zwei Kiesfuhren zeitlich herübergekommen war vom Dorfe.

Der bitterste Feind des armen Wastl schien jedoch hinter der Schirmmauer zu stecken; denn so oft von dorther ein wenn auch noch so kurzes „Sprüchl" ertönte, brach Gelächter und Lärm von neuem los. Es musste dies der Schürer sein.

---

*) Bühne heißt die Erhöhung, auf die der Arbeiter tritt; diese Bühnen sind durch die Schirmmauer und die sogenannten Zwischenschiede vor der größten Hitze des Ofens geschützt.

„Und i glaub's net," hob Wastl abermals an, als eben wieder eine Lachsalve verklungen war, „i glaub's amol net, dass d'Vrondl so was thät — und goar z'weng so an Ruasrommel von an Schürabuam! Sie woaß scho, wos außa kimmt mit an sellan Haludri — und so schö wird do da Lenzl a no sa, nix z'reden von sein Gholt für dö guldani Megalion!"

„Jo woast, Wastl!" rief der Schürer höhnisch wieder über die Mauer „dös is scho sou gebräuchli do ban uns, dass d'Hüttenkotz in Schüra ghört, und sunst — —"

Ein warnendes Pst unterbrach den Schürer, denn so eben trat der Hüttenverweser ein.

Hei, wie flogen da die Blasröhren nieder in die Hafen um weiche Glasmasse, wie eifrig rührten sich da die Richteisen, Drehzangen und Streichlimmel, wie schwirrten die Glasblasen mit künstlichem Schwunge durch die heiße Hüttenluft, bis die fertige Form in den Kühlhafen kommt und das Blasrohr zischend fährt in den brodelnden Obertrog, um gekühlt frisch wieder zu beginnen das heiße Tagewerk!

Der Wastl kratzt sich den krausen Kopf, als besänne er sich auf etwas, dann tritt er plötzlich zu dem Verweser der Hütte und fragt gar manierlich: „Mit Verlaub Herr! wos hoast denn ban enk a Hüttenkotz?"

Der Verweser schaut ihn verwundert an, antwortet jedoch sogleich: „So heißen wir das Abgeronnene, Abgesprungene im Ofen, nichtsnutzes Glas — Ausschuss!"

„So — so! Schön Dank und bhüat Gott!" versetzt auf diese Auskunft der Guthausner Wastl nnd verläßst die Hütte, nicht ohne einen giftigen Blick nach dem Schürloche zu werfen, vor dem der Schürer steht, ein junger, über und über schwarzer, aber pfiffig aussehender Bursche.

Der Wastl schreitet langsam an den Mühlen, Schleifen und Stampfen vorüber, dem Wirtshause zu.

„Ei Wastl! Grüaß Gott z'Lenora!" ruft ihm die Wirtin zu.

„Schön Donk, Frau! A Biar hätt i gern, und a Gebitt hätt i a!" sagte heimlich der Wastl.

„No Jes! und dos war?“

„Sitzt inna ba mir, Frau, und lous zu a weng’l. Ös kennts ja den Schürabuam drent von da Hüttn?“

„No, wir i’n net kenna, den Teufisbuam!“

„Jo? Na — hot a denn a an Schotz do?“

„O du liaba Gott! an Schotz? — in jed’n Häusl an — zwoa Stund umadum! A niadi, dö a siagt!“

„Sou sou!“ sagte Wastl langsam und kummervoll, „davon höbt ös oba nix g’hört, dass er dö Täg mit da Vrondl von uns wos ghobt hot — a Gschpusi — —“

„Mai jo! I woaß net gewiss — wiar i’s ghört hob, sou vakaf i’s — in Pfinsta, moan i, is do gwen, und er is mit ihr bis geg’n Guathousen gonga — dar Ihri, da Lenzl, sullt in da Stadt gwen sa, um sei Invalidengeld ban Steuereinnehmer — —“

„Sou, sou! — na — i woaß gnua. Do is Geld und schön Donk für d’ Neuchigkeit. — —“

Er gieng bekümmert hinaus in den Stall, schirrte seine „Oxeln“ ein und fuhr langsam gegen Guthausen. Die ehrliche Seele wusste nicht, was anzufangen.

Als er früh in die Hütte getreten war, empfiengen ihn, den vertrautesten Freund Lenzl’s, die Glasarbeiter alle mit der höhnischen Frage, ob denn der Lenzl nicht bald vorwärts mache mit der Altrichter-Vrondl — sonst könnte wieder etwas dazwischen kommen.

Der Wastl, der seines Freundes ehrliche Lieb zur Vroni kennt, nimmt dies schief und fragt spitz, was sie die Sache angienge? Die lachen und meinen, es stände wohl einer beim Schürloch, der ein Liedl zu singen wüsste von der Vrondl treuer Lieb!

Den Wastl wurmt das Sticheln, er hält der Vroni eine Lobred, die Niemand glauben will, denn Alles lacht unbändiger als zuvor.

Und eh’ er der Geschichte auf den Grund gekommen, trägt der Teufel den Hüttenverweser daher.

Nun — etwas ist an der Sache, sonst hätte die Wirtin nichts erzählen können. — —

Der Donner! was ist da zu thun? Der Lenzl muss wissen, was unter den Leuten herumgeht, er ist der Mann dazu, vorlaute Mäuler zu stopfen. Viel Rares ist keinesfalls an der Vroni! Er hat sie zu sich genommen, wie sie verlassen war von aller Welt — er will sie wieder zu Ehren bringen — er will sie heiraten — der Lenzl muss wissen, was für ein Gerede geht. — — „Hei! füra! hüo, Öxel!" die Wagen rollen schneller den Wiesenpfad hinab. — Der Wastl hat sich entschlossen — der erste Gang ist zum Lenzl und — reinen Wein eingeschenkt.

Im Stübl der Weberin in gar ernstem Gespräch schreiten langsam auf und nieder Mutter und Sohn.

„Du weißt, Lorenz, wie wenig ich auf „die Leute" gebe; ich bin der festen Ueberzeugung, dass, was du thun willst, wohlgethan sei; aber ich fürchte das Mädel weiß nicht, was du ihr für ein Opfer bringst!"

Lorenz antwortete lange nicht; er blieb an dem Fensterl stehen und schaute starren Blickes hinaus in das kleine Gartel hinter dem Häuschen, wo unter tausend Primeln, den ersten Boten des freundlichen Lenzes, eine Rose stand in prangender duftiger Pracht — Vroni.

Wie schön sie ist! wie zart, wie frisch, wie jung! Und in dieser knospenden Menschenblüte sollte der Wurm der Sünde genistet haben?

„Mutter! ich will euch etwas sagen," sprach endlich Lorenz, „das lange Hin- und Herreden führt zu nichts; „vorwärts und dreingeschlagen," war die Losung bei uns in Italien — jetzt gehe ich zur Vrondl und trage ihr meine Hand an — schlägt sie ein, so müsst Ihr mir zu Liebe dem lieben Guthausen Lebwohl sagen und mit uns ziehen — irgendwohin, wo man nichts weiß von — von der Geschichte mit dem baierischen Doctor."

„Mein Lorenz! wo du bist, ist mein Guthausen!"

Lorenz sagte nichts mehr — schweigend bückte er sich nieder zur welken Hand seines Mütterchens, um einen herz-

innigen Kuss darauf zu drücken — sie aber zog ihn in die Höh und schrieb mit zitternder Hand auf Antlitz und Brust des geliebten Kindes das heilige Zeichen des Kreuzes, des Hortes, unter dem die Einfalt nimmer wehrlos geht in den Kampf mit des Geschickes Mächten.

Er gieng ins Gartel — seine Mutter aber fiel nieder in die Knie in der Betecke des Zimmerchens, wo der bäuerliche Hausaltar prangte in schönen Stubenbacher Glasbildern, und betete — ach so innig und brünstig: „Mein Gott, mein Gott! lass den Weg, den mein Kind einschlägt, ihn zum Guten führen!" —

Lorenz stand vor der Brondl, die scheu und erröthend zu ihm aufblickte.

„Mein liebs Brondl!" sprach er mit innigem Tone, ich komm' um Abschied zu nehmen von dir, für kurze Zeit! Wohin glaubst du, dass ich geh? das heißt — nur — wenn's dir recht ist!"

Vroni antwortete nicht, sie zupfte verlegen an den Bänderspitzen ihrer Schürze.

„Du weißt, wie ich bin," fuhr er fort und ergriff die feine, weiche Hand des Mädchens, „du weißt, dass meine alte Liebe zu dir mit neuer Heftigkeit erwacht und anders nicht zu befriedigen ist, als mit deinem Besitze! Vroni! ich komme dich zu fragen, ob du mein Weib werden willst —?"

Vroni erwiderte keine Silbe — aber ihre Hand zog die des ehrlichen Invaliden an die wallende Brust — er fühlte sich gezogen an den schlanken, üppigen Leib der Geliebten — er neigte sich nieder zu dem kirschrothen, küsslichen Lippenpaare, dessen duftige Knospen ihm zulachten — — ein langer seliger Kuss — und er schoss von dannen.

„Wohin denn Lenzl?" fragte die Mutter, als er mit Hast die Kappe herabriss vom Geschirrgestelle und zur Thüre hinaus wollte.

„In die Stadt zur Bezirkshauptmannschaft! Diesen Sonntag muss das Aufgebot sein — und — einmal für dreimal!"

„Nun, nun, so geh mit Gott! Sein Segen, sein bester Segen mit dir!"

Er eilt der Stadt zu, über die Wiesen hin. Doch —
ährend hier ein treues liebendes Mutterherz Alles, was es
egt, von inbrünstigen Segenswünschen mitgibt, dem Sohne
f den entscheidenden Weg, liegt ein zweites — ach unglück-
hes Mutterherz mit des Todes Qualen ringend, auf dem
chmerzenlager — einsam und allein.

Es ist die Altrichterin.

Ich sage „einsam und allein," und doch umstehen das
rankenbett Scharen von Nachbarn und Bekannten! — Ach,
liegt doch verlassen hier! Da ist keine liebende Hand, die
n Todesschweiß trocknet auf der blassen Stirne so lind! —
a ist keine liebende Hand, die den Löffel reicht voll bitterer
rznei — so mild! Da ist kein liebendes Herz, das süße
ärchen von Hoffnung und Leben flüstert in das Ohr der
erzagenden. — — Einsam — einsam sterben — das ist hart!

Die Altrichterin liegt im Todeskampfe — die Nachbarn
ten den Rosenkranz. — — —

Lorenz schreitet lustig der Straße zu.

Da kommt des Wastls Schneckenpost.

„Nu, Wastl, was Neu's z' Lenora?"

„Ah Lenzl! — ach der ormi Bua! Oh, Blassel, oh!"
er Wastl steigt ab von dem Leiterwagen und geht dem Lorenz
it einem so verlegenen Gesicht entgegen, dass dieser unwillkür-
h in banger Ahnung erbleicht.

„Wohin denn, Lorenz?" fragte der Wastl.

Lorenz erzählt ihm, was er im Sinne habe.

Der Wastl erschrickt, fasst den Freund bei den Händen
id — was nutzt all dein täppisches Beschönigen, du ehrliche
eele! — Es muss heraus — es gilt ja den Freund! — —
ndlich weiß der Lorenz — Alles.

Er erwidert kein Wort darauf — stumm drückt er dem
reunde die Hand, der selber dem Weinen nahe ist und —
ht langsam wieder zurück gegen das Dorf. Er ist grauen-
ift bleich.

Der Wastl fährt traurig nach. Was wird das werden?

„Wo ist die Vroni?“

„G'rad ist sie 'runter gegen die Haarstube auf den Hüttenweg! — Aber um Gotteswillen — was ist dir denn — Lorenz? Du siehst ja aus, als wie ein Todter?“

„Ich bin's auch Mutter — — todt für Glauben, Lieb' und Hoffnung — und für's Leben!“

„Kind! was ist denn geschehen? So hab ich dich nie noch geseh'n! Deine Brandfleck sind wieder so dunkel, so blutroth, wie gleich anfangs, als du kamst.“

Der Lorenz legte mit einem matten Lächeln die Hände an das verzagende Herz: „Ich weiß es nicht mehr recht — aber mir ziemt, mir ist wohler gewesen damals in Mailand, als das Vitriol mit gefräßiger Gier mir Hals und Brust verbrannte, als heute — da mir das Herz versengt — zu Staub gebrannt hat — der Undank — und die Untreu! — Mutter! Die Vroni hat mich verrathen, schmählich verrathen meine treue, unsägliche Lieb — ach und wofür?“

„Na Lorenz! sei das 's größte Unglück — unser Herrgott macht immer 's Beste, wer weiß, was für ein End die Sach genommen hätt — kein gutes nicht — das hab ich immer gefürcht — geh, nimm dir's nicht so zu Herzen — es gibt hübsche und brave Dirndln g'nug im Gäu.“ —

Lorenz schüttelte traurig, mit schmerzlichem Lächeln den Kopf und sagte: „Mit mir ist's aus — aber — ich will es ihr sagen und — sie zum letztenmale sehen.“ Damit gieng er der Glashütte zu.

Frühling! Frühling! Rings allüberall sprossendes knospendes Leben, Maiengrün und Maienluft, Finkenschlag und Lerchensang — — im Herzen des armen Lorenz ist's trüber, trauriger Winter — Schnee und Eis — und tief darunter das zarte Blümlein seiner Liebe verschüttet, erstarrt, vergangen!

Auf dem Anger hinter der Haarstube leuchtet ein weißes Frauengewand — das ist die Vroni — mit einigen gewaltigen Sätzen hat er sie erreicht: „Vroni!“ keucht er hervor aus dem gebrochenen Herzen mit einem Ausdrucke so tiefen Schmerzes, dass das Mädchen sich erbleichend umwendet — sie schaut ihn

an — und liest ihr Urtheil auf den gramentstellten Zügen des Antlitzes, aus dem das Leben gewichen, weil es ihr nicht mehr entgegen leuchten kann mit dem Lächeln der Liebe.

„Vroni! wohin du gehst, mag ich nicht wissen," stoßt er mühsam hervor, „eins aber weiß ich sicher; unsere Wege gehen fortan auseinander — — lebe wohl! Gott verzeihe dir!"

Das war Alles — er wandte sich um und schritt dem Dorfe zu. Zu der Mutter! Ausweinen an dem nimmermüden, immertreuen Mutterherzen, das wird dir erleichtern den Kampf mit der thörichten Lieb, mein guter Lorenz! Zur Mutter!

Das Weib, verfallen dem Fluche und der Sünde, stand eine kurze Weile sinnend da, ungewiss, ob es versuchen solle ein abermaliges Aufgebot von Seufzern, Thränen, Schwüren, und wie sie heißen mögen alle die Fallen, die Weiberlist aufzustellen pflegt der Ehrlichkeit des Mannes — oder ob sie lassen solle, von dem Thoren, der die Schönheit zu lieben unternahm, ohne das Laster zu entschuldigen. —

Vroni schürzte nach einer kurzen Pause der Überlegung den Rock und hüpfte der Hütte zu. Von der Straße tönte ihr ein kecker, lustiger Jodler entgegen — ein junger, hübscher Bursche sprang ihr zu — es war der Ofenschürer aus der Glashütte. „Grüaß Gott, mei Täuberl!" rief er und zog das Mädchen in seine Arme. „No, host'n wieda amol onbrocht, dein g'strengen Schotz?"

„Jo Natz! und mi ziemt auf ewi — — d' Leut red'n jo olls aus — —" damit sprang Vroni am Arme des Burschen die Straße hin; das war Alles, was sie an Angedenken dem armen Lorenz weihte.

Sie lachen und springen — — ei, Jugend und Frühling! —

Als Lorenz im Dorfe ankam, sah er eben des Richters Knecht den Strang des Glöckleins losmachen bei dem überdachten Gerüste, und gleich darauf fieng es an zu regen das eherne Zünglein und hinauszuwimmern in die warme Frühlingsluft die trübe Kunde — vom Sterben.

„Wer stirbt denn?" — „Die Altrichterin!" war die Antwort. In diesem Augenblicke sprang trällernd durch den Wald

voll Liebeslust das Kind der eben Gestorbenen — es hörte nicht des Zügenglöckleins Ton — es wußte nicht, daß der gräßliche Mutterfluch, der es getroffen und ihm folgte — wenn auch langsam und hinkend wie die Reue — selbst auf dem Todtenbette nicht widerrufen — nein! erneuert worden mit erhöhtem Haß.

Und wenn das Mädchen es gewußt hätte? Ei was, grämen und härmen! Frisch zu, gelebt und geliebt! Jugend und Frühling!

Wohin solltest du dich flüchten um Trost und Frieden, armer Lenzl, wenn Alles nicht zureicht, was die Natur an Milde und Mitleid gelegt in ein Mutterherz? Wenn die Natur dich zu verhöhnen scheint mit dem schwellenden Frühlingsleben, das immer gewaltiger um dich pulsiert, während in deinem Herzen späte Herbstnacht liegt auf den vergilbten, verwehten Blättern deiner Lebensblüten! Wohin solltest du flüchten, als in den Wald? Lockt dich sein Rauschen nicht in seinen stillen, dämmerigen Schatten? Ruft nicht die Nachtigall vom Dornbusch her mit süßem, langgezogenen Klageton, daß sie es kennt dein tiefes Leid — du mögest kommen und nicht fürchten, daß dort ein Jubelton dich in der Trauer stört! Komm, komm!

Wie lange ist es her, da stand er da unter den rauschenden Eichen und Föhrenwipfeln, und des Waldes flüsternde, singende Stimmen gossen Ruh' und Frieden in sein krankes Herz! Ach jetzt ist es anders!

Er möchte am liebsten sterben,
Dann wär's auf einmal still!

Er hört tief drinnen im Waldesherzen den Hackenschlag und Sägeton und all' die frischen Liedlein dazu, die auch er einst mitgesungen; er hört im Thale drunten den eigenen Ton, mit dem die Scheiter einander vorwärtsstoßen auf der grünen Moldauflut; er hört das Gewimmel und Geblök der Herden, das Schnalzen und Jodeln der Hütbuben im Gereut, auf Büheln und Heideland — Alles wie sonst! nur er liegt traurig im

grünen Moos — das Auge verfallen, die Wange so fahl und das Herz so traurig, so müde!

Hier möchte er schlafen den ewigen Schlaf, umrauscht von säuselnden Zweigen, eingelullt von den Vöglein des Waldes, im weichen, grünen Moose, zugedeckt mit dem fallenden Laube.

Allabendlich, wenn das Glöcklein zum Gebete und Feierabend läutet, sah man sein treues Mütterchen hinauspilgern mit kummervollem Antlitze zu der Lichtung, von der man am weitesten sieht ins leuchtende Moldauthal, um ihren Sohn zu wecken aus seinen kranken Träumen — — und ihn heimzugeleiten. Er hatte die Abzehrung.

Und eines Abends, als die Weberin kam zu dem „Invalidenplatzl," wie es die Leute jetzt nennen, das Grasplätzchen unter den Tuffeter Grenzzeichen, da fand sie den Lorenz bleich und starr — aber so schön, so lächelnd und überirdisch froh — eingeschlafen für immer.

Er war gestorben, wie er es immer gewünscht hatte — im schönen, grünen Walde, eingewiegt und eingesungen von seinen Eichen und seinen lieben Vöglein.

Sie begruben ihn auf dem Friedhofe von Böhmisch-Röhren; er hat da ein schönes freundliches Grab, voll Veigeln und Rosen. Die hat sein armes Mütterchen gepflanzt, ach unter heißem, bitterlichem Weinen.

Und die goldene Medaille hat sie aufgehängt zu den kleinen Heiligenbildeln in der Betecke, sie betet immer davor, ehe sie ihre tägliche Wallfahrt beginnt auf den Friedhof, um die Blumen auf Lenzel's Grabhügel zu begießen und zu dem Plätzchen im Walde, wo er eingeschlafen.

Von der Vroni hat man nichts mehr gehört. Sie wird wo verdorben sein in der Fremde.



Hantierer im Böhmerwalde.

Kleine Bilder,

nach der Natur gezeichnet.





Warum sollte es die Leute draußen in den schönen grünen reichen Gauen des weiten Vaterlandes nicht interessieren, etwas über Euch und Euer kümmerliches Leben zu erfahren, Ihr armen geduldigen Kreuzträger hochoben auf den Bergrücken und tiefdrinnen in den Waldebenen der fichtenbewachsenen Grenzmark des alten Böhmerwaldes? — warum sollten es die Leute — die Unzufriedenen gewiss zu Nutz und Frommen — nicht erfahren, wie ergeben und unverzagt Ihr die Last Eures mühseligen Lebens tragt, und von jeher, das heißt, seit die Bäume im alten „Walde" nicht mehr natürlichen Todes, vor Alter oder durch Elementarereignisse sterben, wie ehedem, sondern dem Hieb der frevlen Axt und dem Zahne der hinterlistigen Säge erliegen, seit der Wald sich statt seiner alten Bärenlöcher und Fuchshöhlen Menschenwohnungen angeschafft, also jedenfalls schon lange zuvor, ehe die Noth der Zeit auch in den grünen Thälern draußen von der Zeit der Noth abgelöst worden!

Wer sollte etwas wissen von Euch und Eurer Noth? — Ihr habt nie geklagt und nie Euren Hilferuf erschallen lassen vor den Thüren des reichen Thallandes: wenn der Hagel Eure kümmerlich aufgeschossenen Saaten zerschlagen, oder der Frühschnee sie verdeckt und verdorben, wenn Sturm und Blitz Eure armen Hütten in Trümmer geworfen, oder der entsetzliche Gast, der Typhus — der Hungertyphus — Eure Weiler heimgesucht, so habt Ihr es ertragen wie Hiob, geduldig und ohne Murren, habt den Namen des Herrn gelobt und auf ihn vertraut, der Euch ja schon so manche Noth und herbes Weh hat verwinden lassen.

Man sagt, Armuth sei die einzige Last, die schwerer werde, je mehr daran tragen — bei Euch ist es nicht also im Walde

droben: da Ihr alle arm seid, tragt Ihr die Bürde der Noth leichter, weil gemeinsam, und es gibt keinen Neid und keine Missgunst unter Euch; so seid Ihr ein Völklein, merkwürdig genug, um wenigstens in einzelnen Zügen und den eigenthümlichsten Elementen bekannt zu werden, in Eurem Hantieren! — Wer nicht Bauer oder „Herr" ist im Walde, der heißt Hantierer; eine Eintheilung, die ihren Grund in der Unbekanntschaft der Waldleute mit den Beschäftigungen der „Herren" und in der Ansicht hat, dass die Arbeit des Bauern, die schwerste wenigstens, doch meist von seinem Zugviehe verrichtet wird; so zwischen diese beiden Stände gestellt, bildet der Hantierer den dritten des Waldes, den Gewerbestand.

Da sich von den gewöhnlichen Handwerkern des Böhmerwaldes wenig Absonderliches erzählen ließe, als dass sie von der Einfalt betrieben und von der Armuth beschäftigt werden, so seien diese Blätter jenen Hantierern geweiht, die mit wenigen seltenen Ausnahmen nur im Böhmerwalde vorkommen, und sei der Gegenstand des ersten Bildes:

1. Der Holzschuhmacher.

Es gehört nicht gerade ein Fuß dazu, der gewohnt ist, in eleganten Lackstiefeletten über gewichsten, getäfelten Fußboden zu gleiten, um entsetzt vor der plumpen, schweren Fußhülle zurückzuschaudern, die man Holzschuhe nennt; auch jeder andere gewöhnliche Fuß, der in Stiefeln oder Schuhen aufgewachsen, würde diese Bekleidung schnöde von sich werfen, wäre es auch aus keinem anderen Grunde, als weil die Möglichkeit undenkbar, in diesen starren Holzklötzen fortzukommen. Es wäre diese auch wirklich Niemandem, der sie nicht von Kindesbeinen auf getragen, ohne andauernde und eifrige Bemühung zu erlernen möglich. — Aber der Waldsohn, der von seinem ersten Versuche auf dem grünen Dorfanger an, im Sommer bloßfüßig läuft und im Winter in Holzschuhen einhertrabt, die Stiefel oder Schuhe nur zum Kirchengange und bei Hochzeiten oder ähnlichen feierlichen Anlässen anzieht, dem sind sie eine unentbehrliche Wohlthat und ihm daher jener Holzschuhmacher,

der die tauglichsten und dauerhaftesten schnitzt, ebenso gut ein Gegenstand der Verehrung, als dem Städter seine Matadore von Pfriem und Nadel.

Es werden zwar auch in anderen Teilen unseres Kaiserstaates, und selbst draußen im Reich, besonders in dessen Norden Holzschuhe getragen, aber das sind weichliche, bereits vom Wohlleben beleckte, lederüberzogene Dinger, an denen nichts von Holz ist, als die klappernde Sohle. Der wahre, urechte Holzschuh wird nur im Böhmerwalde erzeugt und getragen — doch halt, getragen werden sie auch in den Gauen Ober- und Nieder-Österreichs; doch beileibe nicht von den Kindern jener Länder, sondern eben auch von denen des Waldes, die alljährlich, wenn Lerchensang auf den Höhen verkündet, dass unten im Thale das Frühjahr gekommen, magere Bündel auf den kräftigen Schultern, von ihren Bergen hinabziehen, in's Tagwerk in das gesegnete Österreich, und wenn die Schwalben heimwärts ziehen, wieder heimpilgern zu der verlassenen, geliebten, armen Scholle im Walde, diesesmal aber hochbepackt mit bauschenden Wergsäcken, deren Inhalt für den Winter über Hausarbeit gibt, wie wir später sehen werden. Der Holzschuh ist die einfachste aller Fußbekleidungen, selbst einfacher als die Schnürsäcke des Drahtbinders, denn er besteht nur aus einem ausgehöhlten Holzklotze, der den Fuß bis an den Rist umhüllt und vor Kälte und Nässe schützt.

Die Schuhe aus Buchenholz, die übrigens theurer sind und recht hübsch aussehen, sollen diese beiden Eigenschaften nicht vereinigen und vor Kälte nicht bewahren, was sie für die Hausarbeit im Winter, besonders das Dreschen, untauglich macht. Gefertigt werden sie mittels eines Reifmessers und zweierlei verschiedenartig geschweiften Hohlstemmeisen, und zwar auf jener rohen Bauernschnitzbank, die man dort „Hoazlbank" nennt, und die aus einem Bocke mit einem durch die Mitte gehenden einfachen Hebel besteht, dessen breiter, schwerer Kopf dadurch den darunter gesteckten Klotz hält, dass der reitend auf dem Bocke sitzende Arbeiter sich mit Gewalt gegen das Fußbrett des hängenden Hebels stemmt.

Zwei fleißige Arbeiter sind imstande, tagüber acht bis zehn Paar Holzschuhe der größeren Gattung zu schneiden; darauf geht aber auch ein ziemlicher Fichtenstamm — „a Fiachtei" auf, da zu jedem einzelnen Schuhe ein Fuß langes astloses Stück des Stammes erfordert wird. So ein Stamm kommt dem Holzschuhmacher auf ungefähr dreißig Kreuzer, wohl auch noch höher zu stehen, da muss er sich ihn aber selber schlagen und vom Walde heimziehen: es ergibt sich demnach für ihn, da so ein Paar Holzschuhe um 5 bis 6 Kreuzer verkauft wird, ein werktäglicher Verdienst von 10 bis 12 Kreuzer. — Der Holzschneider ist in der Regel immer verheiratet und die Keische wimmelt von Kindern! —

Das ist nun freilich ein trauriger Verdienst, und der kommt nicht einmal ins Haus, er muss erst unten in den Thälern gesucht werden, bei den Marktlieferanten, die in diesem Artikel machen, oder gar weit drinnen im Lande, wie mir Lorenz von Soletin erzählte, der sein Gäu*) in Budweis hat, von wo seine Holzschuhe, wie der arme Kerl meint, auf'n Wasser nach Österreich gehen.

Soletin ist einer der bestberühmten Erzeugnisorte von Holzschuhen im Walde, und der Lenz einer der stärksten Fabrikanten dieses Artikels da; Soletin ist aber trotzdem und eher wie vor ein armes, blutarmes Walddörfel und der Lenz des blutarmen Dörfels blutarmer Sohn.

Die Leute, d. h. die Umwohner der Straße, die von Soletin nach Budweis führt, mochten wohl lange vergeblich geforscht und gegrübelt haben, was wohl das für ein seltsames Gefährt sei, das regelmäßig alle vierzehn Tage einmal langsam an ihren Fenstern vorüberfuhr oder vielmehr vorübergezogen wurde: ein kurzes, hochbepacktes, mit einer groben Flechte überdecktes zweirädriges Wägelchen, gezogen von einem kleinen, untersetzten, etwas trübselig, aber sonst gutmüthig aussehenden

*) Gäu — Geu nennt der Hantierer den Landstrich, den er vorzugsweise mit seiner Ware versorgt.

Männlein, im Winter in Turetoi,*) im Sommer in grobes Leinen gekleidet, Jacke, Hose und Weste gleichartig. — Er kehrte nirgends ein, nur manchmal machte er an irgend einem offenen Brunnen Halt und kurze Rast, um sich mit einem frischen Trunke zu erquicken und mit einem Stück Brot zu stärken, das er, wie alle Waldleute, wenn sie über Feld gehen, in einem Leinwandränzel auf dem Rücken trug. Das war der Lenz von Soletin; wer weiß ob's die Leute heute noch wüssten, was für Ware er in seinem dumpfpolternden Wägelchen an ihren Häusern vorübergeführt, wenn er es ihnen nicht selber gesagt hätte, um sich Bekanntschaft zu machen und Absatz zu finden. Die Leute hielten es ihm für übel, dass er den Karren selbst ziehe, und meinten, warum er sich nicht wenigstens einen Hund zum Zuge abrichte und halte. Aber da lachte er nur dazu und schüttelte den dicken Kopf — aber gesagt hat er nichts — nie was. Wenn er aber draußen war und weit weg von den Leuten, die ihm den Rath gegeben, da sprach er schmerzlich vor sich hin: „Ja, ja! Ihr habt leicht reden, einen Hund! einen Hund zum Ziehen!" und dabei schüttelte er immer den Kopf und zog, dass ihm der Hals stammdick auflief.

In ganz Soletin gab es keinen Hund! wer hätte ihn zu ernähren gewagt, und gar einen großen, einen Hund zum Ziehen! — Aber das hat er den Leuten nicht verrathen und auch daheim hat er nie etwas gesagt davon, dass er in der Stadt — er kennt ihrer drei auf seiner Gaufahrt — dass er da und dort gar manchen Hund gesehen, der nichts that und kannte, als Knurren, Bellen und Beißen, und dafür alle Tage mit weit besseren Mahlzeiten bedacht wurde, als sie die Kirchweihe den armen Soletinern einmal des Jahres brachte!

Gesagt hat er nun freilich nichts, aber dennoch konnte er es nicht wehren, dass gar trübe, traurige, bittere Gedanken in ihm aufstiegen, wenn er jahraus, jahrein immer derselbe arme — aber immer ein älterer, müderer Holzschuhmacher-Lenz heimfuhr

*) Turetoi heißt der gewalkte Drillich, in dem sich das gesammte Waldvolk kleidet; er gleicht dem Loden der Tiroler, nur ist er kurzhaarig.

aus der Stadt, den kargen Erlös achttägiger schwerer Arbeit im Karren hinter sich, in Gestalt eines Fassels oder einiger Stöckel Salz, die ihm dann die Häusler in Soletin ablösten und untereinander vertheilten.

In der Stadt, und die ersten Wegstunden außer ihren Thoren trabte leise wie auf Socken der Neidteufel neben ihm her und raunte ihm in die Ohren und zischte ihm ins Herz: Ei du Narr! du glaubst auch zu leben? Da schau dich um, die Leute leben! spazieren tagüber herum in Flitter und Putz, genießen was ihr Herz begehrt und thun nichts — rein nichts! — aber je näher er der Heimat kam, desto schwächer wurde die Stimme des Versuchers; wenn die grünen Kuppen des Waldes vor ihm auftauchten, war sie verklungen, und wenn er heim kam, wenn ihn der liebe, süße altgewohnte Kien- und Tannenzapfengeruch umfieng, der von den lohenden Herden der Hütten herausquoll, wenn ihm Weib und Kinder entgegen kamen und sich dem Karren vorspannten, wenn die lebzelternen Reiter, die er den Kleinen gebracht, umgebracht und vertilgt waren, bis auf einige dunkelgelbe Spuren um die schmatzenden Lippen der Kinder, und er an dem Ofen saß, das Weib an seiner Seite, und vor ihm eine mächtige Schüssel flockiger, saurer Milch — da war Alles versunken und vergessen, was sein armes Herz Augenblicke lang befangen und bethöret, und des andern Morgens saß Ehren-Lenz bei Zeiten wieder auf seiner „Hoazlbank“ und hantierte mit dem Reifmesser, was das Zeug hielt, bis der Karren wieder voll war, und er ihn abermals nach Budweis hinabzog, von wo sein Inhalt nach Österreich meist nach Inzersdorf in die Miesbachischen Ziegelbrennereien, oder auch nach Gloggnitz zu den Eisenbahnbauten am Semmering versandt wurde, wo größtentheils Böhmen beschäftigt werden. Es ist offenbar nicht zum Reichwerden beim Holzschuhmachen!

Ja früher, da ließ sich noch früher etwas machen, da konnte man sich wenigstens beim Holz — — — pst! davon ist nicht gut reden! — kurz und gut! es ist ein armseliges Geschäft!

Weil wir aber schon einmal dabei sind und es ausgesprochen haben, dass ein Gewerbe mit der Zeit ganz zurück-

gehen kann, so sei hier auch im Vorbeigehen und mit christlicher Schonung dreier eingegangener Erwerbe gedacht, deren Betreiber ohne weiteres im Walde zu den Hantierern gehörten: erstens, der Holzdiebe: das heißt, nicht der armen Teufel die unter ihrem zusammengelesenen Reisig dann und wann ein gesundes Stück Föhre oder ein anbrüchiges Tännlein heimtrugen zur Feuerung: sondern die handwerksmäßigen Holzdiebe, die im festen Glauben an die Wahrheit des uralten Gebirgsspruches: der Wald ist frei! bei hellichtem Tage hingiengen, um sich Stangen, Reife, Spanstöcke und dergleichen zu schneiden, zu bitterlichem Schaden der jungen Waldung. — Dieses Handwerk ist eingegangen; aber wer da glaubt, dass es auf dem Wege der Überzeugung geschah, dass gestohlenes Holz auch gestohlenes Gut sei, der irrt sich gewaltig: dass Holz zu stehlen eine Sünde und ein Unrecht sei, das glauben die Waldleute nicht, und wenn es ihnen der Papst selber predigte.

Dieses Handwerk ist eingegangen oder wurde eigentlich gelegt, dadurch, dass man die Förster und Heger in Eid nahm und ihre Aussage vor Gericht vollgiltig machte, auch ohne Zeugen.

Die zweite Gattung der verdorbenen Hantierer ist die der Wildschützen. Auch dieses Handwerk ist ohne jeden moralischen Antrieb und aus demselben Grunde wie das der Holzdiebe eingegangen; nur kam noch dazu, dass es auch ohne jede gesetzliche Reform zu bestehen aufgehört hätte, wenn es mit der Jagdfreiheit noch eine Weile fortgegangen wäre, wie damals anno confusionis — 1848.

Die dritte und meistvertretene Gattung der durch die Ungunst der Zeit ruinierten Hantierer des Waldes, sind die Pascher. Ist auch alles umsonst gewesen, wie bei den Vorhergehenden, was ihnen in den Kirchen und Kanzleien gepredigt wurde von der Sündhaftigkeit und Ungesetzlichkeit ihres Handwerks, und alle Wachen, die die Regierung an den Grenzen aufgestellt, Cordonisten, Überreiter, Grenzjäger, Finanzwächter — alles rein umsonst: Tabak, Salz, Zucker, Kaffee, Hidri*) (Arsenik),

*) Hidri wird gegen Kurzathmigkeit gegessen und fast allgemein gefüttert; das Vieh wird davon leibig und bekommt ein schön glänzendes Fell.

Pulver u. s. w., wurde ewig von Baiern hereingepascht. Da machte die Noth der Zeit — das ist wohl die Finanznoth — dieser Gefällsverkürzung ein überraschendes, schnelles Ende.

Das Agio kam auf — das Paschen kam ab.

Die Zwanziger waren bald zu Ende; dass es weder der Mühe noch der Gefahr verlohne, schlechten Tabak u. s. w. draußen um ein Heidengeld zu zahlen und bei Nacht über die Grenze zu tragen, das leuchtete selbst dem zähesten Waldbuben ein, und so begaben sie sich denn an andere erlaubte Hantierungen, deren Betrieb von den Veränderungen der Börsen keine Unterbrechung oder Störung zu erfahren hat.

Es lebe das Agio! denken die Finanzwächter, wenn sie jetzt in ruhigem Spazierengehen ihre Nachtrunden verrichten, und auf den dunklen Pascherssteigen, auf denen sonst der flinke Tritt des Lakenhäuslers erklang, wächst heut jungfräuliches Gras.

---

2. Die „Bildelmaler“ in Außergefild.

„Außer den Gefilden,“ in denen man das Jahr in Frühling, Sommer, Herbst und Winter einzutheilen ein Recht hat, in einer Gegend, wo es drei Monate kalt und neun Monate Winter ist, auf einer freien Hochebene des Böhmerwaldes an dem Seebache, und um ein hölzernes Kirchlein herum, liegt das Dorf Außergefild, der Ort, in dem diese Bilder erzeugt werden, die die Betecken fast sämmtlicher Bauernstuben in den armen Gebirgsgegenden unseres weiteren Vaterlandes schmücken, von Böhmen herab bis an das Küstenland, das die blaue Woge des Meeres bespült. Wer hat sie nicht schon gesehen und schaudernd angestaunt, diese fabelhaften „Bildeln“ auf Glastafeln gemalt und in schwarz gefirnißte Rahmen gefasst? Wer hat sie nicht gesehen und jemals vergessen, diese sonderbaren „Heiligen“ mit blauen Haaren und grünen Stiefeln, diese Bischöfe mit silbernen Bärten, diese Könige mit goldenen Hosen? diese armen Seelen hinter den armdicken Gittern des Fegefeuers,

dicke kremserweiße Zähren weinend, und Hände mit sechs Fingern ringend? die St. Antonii, fabelhaften Fischen predigend, diese St. Leonhardi, zwischen räthselhaften Thieren wandelnd, diese St. Martini, auf unmöglichen Schimmeln reitend?

Wer je über die Schwelle eines armen und noch echten Bauern trat, wird diese Bildeln kennen und gerne erfahren, wie sie, merkwürdiger Weise immer und überall gleich, wie von einem Maler gefertigt werden. Übrigens dem Reinen ist Alles rein! es wäre nichts Gewagtes zu behaupten, dass dem Himmel das einfältige Gebet, das vor diesen armen, schlechten Bildeln verrichtet wird, oft lieber sein mag, als die gereimten Ungereimtheiten, die vor einem Meisterwerke der Malerkunst flüsternd aus einer sammtgebundenen Siona herausgelesen werden.

Wenn das Sprichwort: nomen — omen je eine Anwendung gefunden hat, so ist es bei dem Manne, er ist jetzt seit einigen Jahren schon ein Herr — der Fall, den die Verantwortlichkeit trifft, die Bauernwelt mit diesen Bildeln zu versorgen, er heißt Verderber. Geschmacksverderber hießen ihn deshalb die Leute um Außergefild herum, denen es um einen Witz zu thun ist, die Leute im Dorfe aber nennen ihn den lieben guten, und seit ein paar Jahren den reichen Verderber; denn er ernährt alle Krüppel und Trottel nicht nur des Dorfes, sondern auch des Gebirges, eines Dorfes und Gebirges, in und auf dem es keinen Feldbau gibt, wo also Bettler eine unerträgliche Last wären. Darum ist er der liebe und gute Herr Verderber, und weil er sich bei allen dem Geld gemacht hat, wie man sagt, mit den schlechten Bildeln, heißt er der reiche Herr Verderber.

Er kam selber vor Jahren als ein armer Hausierer nach Außergefild — er ist ein sogenannter „Godscheeber" (Gottscheer) und ließ sich da nieder. Dass die Bildeln schon lange, lange vordem, vielleicht von der Zeit an, in welche die Erzeugung des Tafelglases im Böhmerwalde fällt, gerade so, wenn nicht noch viel schlechter, gemalt wurden in Außergefild oben, ist eine erwiesene Sache; eben so gewiss aber, dass Verderber es war,

der auf den Einfall kam, die Bildeln geschäftsmäßig zu erzeugen und hiezu die verlornen Kinder des Gebirges, seine Krüppel und Trottel zu verwenden. Er gieng hiebei auf die einfachste, richtigste und menschenfreundlichste Weise vor.

Auf die Erfahrung gestützt, dass Krüppel immer Grübler und meist pfiffige Burschen werden, und dass in keinem Trottel der Geist bis auf den letzten Funken verglommen oder verlöscht sei, verwendete er die Ersteren bei seinen Malereien als Umrisszeichner, Verzierer und Entwerfer; die Trottel als Ausfüller, und zwar also: Einer oder mehrere haben die grüne Farbe auf die Ritterstiefel, einige die auf das Gras und die Bäume, einige die auf die Helmfedern, andere die rothe zu den Backen, andere zu den Mänteln, andere zu den blutenden Wunden u. s. w.; einige malen bloß Augen, einige malen bloß Nasenlöcher, andere Finger, andere Haare, manche Ohren, manche Heiligenscheine u. s. w.; Jeder hat sein Fach und die Bildelfabrik des Herrn Verderber ist so eingerichtet, dass, wenn ein Besucher bei der Thüre der Anstalt eintritt, wo die leeren Ausschusstafeln aus-, und die bemalten und berahmten Bildeln eingepackt werden, er zuerst zu den Rahmleistenmachern kommt, von denen er, fortgehend von einem der Künstler zum anderen, das Wachsen und Gedeihen des Bildes verfolgen kann, bis er ohne anzuhalten wieder zugleich mit dem vollendeten Gemälde an der Thüre ankommt. Welch' eine ungeheure Wohlthat diese „Kunstanstalt" für den armen, winterlichen Gebirgsstrich hier oben ist, kann nur der ermessen, der weiß, was ein Winter auf diesen Höhen ist, der die Armuth der hiesigen Waldleute und hienach die Unmöglichkeit kennt, hungerige Mäuler zu versorgen, die über anderen, als rüstigen, zur schweren Holzarbeit geeigneten Rümpfen sitzen.

Es ist ein stilles, fleißiges, frommes Völklein diese Bildelmaler, aber trotzdem hat der gute Herr Verderber sein schweres Kreuz mit ihnen; denn es ergreift selbst dem verkümmertsten Trottel zu Zeiten ein Drang, ein Trieb nach Freithätigkeit, was immer die schauderhaftesten Dinge im Gebiete der Malerei zur Folge hat; oder es erfasst einen seiner Entwerfer ein unglücklicher Gedanke — er macht eine Erfindung — der Herr

Verderber muss den Armen gewähren lassen, wenn er dessen Tod nicht auf sein Gewissen nehmen will, und somit entstehen die fabelhaftesten Gebilde.

Zum Beispiel gieng aus dem Kopfe eines seiner Erfinder und hierauf aus der Künstlerwerkstätte des Herrn Verderber das Bildnis des heiligen Eustachius hervor, der den bewussten Hirsch mit einer — Pistole zu erschießen droht, was ein eben so schändlicher Zeitirrthum, als gegen alle Jägerpraxis ist. Ebenso erfand Einer für den Drachentödter Georg die höchst zeitgemäße Uniform eines Offiziers des k. u. k. österreichischen Dragoner-Regiments Fürst Windisch-Grätz, ein Anderer muthete den über die Auferstehung Christi erschrockenen Grabeswächtern das Unglaubliche zu, der österreichischen Linieninfanterie angehört zu haben; ein Vierter erfand eine Anbetung des Christkindleins durch die heiligen drei Könige, deren Führer sich in einer solchen Verwirrung befanden, dass davon drei auf den Mohrenkönig Balthasar ausfielen, hingegen Kaspar und Melchior sich zusammen auch mit dreien auf der Heimreise behelfen mussten: denn es waren drei schwarze und drei weiße Führer da. Ein Fünfter, der die Namen der Heiligen aufzumalen hatte, schrieb unter ein Bild der heiligen Dreifaltigkeit die flehentliche Bitte hin: Heilige Dreifaltigkeit! bitt für uns! Welche höhere Macht mochte der arme Bursche dabei wohl im Sinne gehabt haben?

Nächst und nebst dieser Bilderfabrik des Herrn Verderber steht auch eine Crucifixschnitz- und Staffieranstalt in Außergefild da, deren Erzeugnisse wie jene der ersteren von Verderbers Landsleuten, hausierenden Gottscheern in die weite Welt hinausgetragen werden. Diese Crucifixe sind auf eine Art geschnitzt, die wohl mehr als jede andere geeignet sein dürfte, der Einfalt des Landmannes das bittere Leiden unseres Heilandes anschaulich zu machen. Sie sind mit Blut und Wunden bedeckt und der Leichnam so skelettartig als möglich. Eine bezeichnende Anekdote möge dies erläutern: ein altes Weib kam vom Markte zu P. heim und brachte ein Crucifix aus dieser Kunstanstalt mit nachhause. „Wie war denn der Markt?" fragte man sie. „Mei — schlecht! a zaundürres Herrgottlei um achtzehn Kreuzer!"

meinte die Alte, indem sie auf den zermarterten Leichnam des Gekreuzigten zeigte. Aber — wie gesagt: dem Reinen ist Alles rein.

---

3. Die Stachaken.

Längs des südwestlichen Zuges des Böhmerwaldes hin liegt die königliche Waldhwozd, das Gebiet der königlichen Freibauern, oder wie es im Lande heißt, das „Künische".

Eines seiner acht Gerichte, und zwar eines der größeren und jedenfalls das culturhistorisch merkwürdigste ist das Stachauer Gericht, die Heimat der „Stachaken", hoch im Walde und zwischen dem Jawornik, dem Aschenberge und den dunklen Forsten von Planie gelegen. Das Stachauer Freigericht ist das einzige tschechische der Waldhwozd, wenn es genügt, ein Gebiet darum zu den tschechischen einzureihen, weil seine Bewohner schlecht oder gar nicht deutsch sprechen. Es gab aber und gibt noch immer Leute, sonst ganz vernünftige, ansehnliche Leute, die da behaupten wollen, die Stachaken gehören ebenso wenig der tschechischen als der deutschen Nation an, und ihre Sprache sei wohl eine unverkennbar slavische, trotzdem aber eine unter den gang und gäben Mundarten des weiten Kaiserreiches ganz allein dastehende — eine stachakische Sprache.

Das ist eine Thatsache, dass sie weder ein tschechischer noch ein deutscher Christenmensch versteht, wenn sie der Stachak nicht selber durch ein ausdrucksvolles Geberdespiel und einzelne allgemein verständliche deutsche und tschechische Schlagwörter verdolmetschen würde. An der Unverständlichkeit seiner Sprache ist übrigens die rasche, singende Redeweise des Stachaken Schuld, obwohl nicht zu leugnen ist, dass seine Sprache von Wörtern der abenteuerlichsten Wirkung und des seltsamsten Klanges wimmelt, wie es selbst Ortsnamen in dem Freigerichte gibt, die gewiss nie tschechischen Ursprunges sein können, zum Beispiel Jirkalow, Churanow, Krousow u. s. w.

Doch sei dem wie immer, soviel ist gewiss, dass der Stachak ein ganz absonderliches Amphibium zwischen Deutschen

und Tschechen ist. Eine der nächsten aus dieser schiefen, unausgesprochenen Stellung entfließenden Folgen ist, dass ihm weder Deutscher noch Tscheche traut, wofür sich der Stachak endlich dadurch rächt, dass er seine Nachbarn ohne Unterschied der Nationalität auf alle erdenkliche Weise prellt und betrügt.

Hier sei ein für allemal erklärt, dass unter dem Namen „Stachak" hier, sowie im Lande umher, beileibe nicht der angesessene, behäbige Freibauer des Gerichtes, sondern immer der hausierende Vagant gemeint sei, der mit Steingut, hölzernen Tellern, Kochlöffeln, Quirln, Nudelwalkern, Mäusefallen u. s. w. durch den Böhmerwald und auch bis an die Wasserscheiden der Moldau und Wottawa im Thale wandert.

Es sei mir vergönnt, das Leben und Treiben eines echten Stachaken in kurzen Umrissen zu schildern.

Gewöhnlich gehört er einer zahlreichen Familie an, die der Vater während seiner Wanderfahrten aufgelesen, und kennt von Kindesbeinen auf keinen sehnlicheren Wunsch, als sobald als möglich frei wie der Vater und die älteren Brüder durch den Wald und die Welt umherstreichen zu dürfen. Dieser fromme Wunsch geht in Erfüllung, sobald er das zehnte Lebensjahr erreicht hat. Da ersieht sein würdiger Erzeuger einen schönen, sonnigen Tag und führt ihn mit sich hinaus in den Wald, um ihn in die Geheimnisse des Kochlöffelmachens — der ersten Weihe des Stachakenthums — einzuführen. Er zeigt ihm die besten Holzgattungen hiefür und lehrt ihn die Kunstgriffe beim Schälen, Zuschneiden und Vergleichen. Dass er diese feierliche Stunde nicht mit läppischen Erklärungen über die Berechtigung, hochfürstlich Schwarzenbergische Buchen in Kochlöffel zu verwandeln, ausfüllen werde, lässt sich denken; wenn also der alte Stachak seinen Sprößling in den Elementen des Handwerkes unterwiesen, führt er ihn zum letztenmale als Kind in den Schoß der Familie, bekleidet ihn mit der toga virilis, das heißt: mit einem neuen, auf's Auswachsen berechneten turetoienen Gewande, und erklärt ihn für einen Mann und Stachaken, und für frei auf drei bis vier Jahre.

Nach Verlauf dieser Zeit, die der junge Hausierer aufs Beste zu benützen getrachtet, kehrt er heim in die Hütte zu den Seinen, um sich von dem Erlöse seines Kochlöffelhandels da eine Drechselbank aufzustellen und an die Fertigstellung eines anderen, erträglicheren Artikels zu gehen, die hölzernen Ess- und Vorschneideteller.

Dieses ist jedoch nicht immer der regelmäßige Verlauf des Lebens eines Stachaken. Wenn einer entschiedene Anlagen zu freier Schöpferkraft verräth, so bietet sich ihm ein weites Feld von Handelsvortheil in Anfertigung jener billigen Kinderspielwaren dar, die von Stachaken im Lande feilgeboten zu werden pflegen, als: Geigen, Pferdchen, Wägelchen, Schubkistchen mit urplötzlich hervorspringenden Teufeln, Mäusen u. s. w. Besonders die Geiglein — Guzle — der Stachaken sind ein von den Kindern des Waldes sehr begehrter Gegenstand.

Ihr Leib ist aus gummiguttagetränkten, grell bemalten Fichtenspänen zusammengeleimt, und mit vier dünnen Darmsaiten bespannt, die, mit dem rothbemalten Bogen gestrichen, einen seltsam klagenden, aber angenehmen, leisen Ton von sich geben — ein solches Geiglein kostet einen Groschen! Welch' eine billige Freude für ein Kind! — Mein Gott! ich habe im Militärleben manch' armes Mazuren- und Goralenkind gekannt, das monatelang in freien Stunden an einer viel schlechteren Guzla schnitzte und leimte, um sie dann im Dämmern, wenn das Heimweh über ihn kam, leise erklingen zu lassen zu den eintönigen heimatlichen Liedern, die seine bebenden Lippen flüsterten!

Der Stachak der sich etwas erwirbt, wird in der Regel, wenn er heiratet, Steinguthändler und zigeunert als solcher mit Weib und Kind auf den Jahrmärkten des Waldgebietes herum, bis er entweder so viel erspart hat, dass er sich eine Hütte kaufen oder bauen kann — oder bis er zugrunde geht.

In diesem Falle ergreifen alle Stachaken mit übereinstimmender „Theilung der Erde“ eine Hantierung, die edle des Ratten-, Mäuse-, Schwaben-, Russen- und dergleichen Ungeziefer-Vertilgens, und ziehen, ein kleines, leinenes Ränzchen mit den

wunderthätigen Pulvern und Latwergen auf dem Rücken, in den Krieg mit den obenerwähnten Geschöpfen Gottes.

Die pfiffigen Tschechen im Thale unten, halten nicht viel auf die Künste und Zaubereien der Stachaken, dafür finden sie in den deutschen Weilern auf den Hochebenen des Waldes die stockgläubigsten Seelen und das dankbarste Feld ihrer Thätigkeit.

Nichts ist leichter als dem deutschen Waldbauer Bewunderung einzuflößen, denn er ist die Einfalt und Treuherzigkeit selbst, sein Glaube ist blind in den heiligsten, wie in den gewöhnlichsten Dingen, darum ist auch der deutsche, besonders der baierische Wald — spaßige Absonderung! — das dankbarste Gäu für Zigeuner, Curpfuscher, Viehbesprecher und Stachaken.

Der Stachak, der sich aus Noth diesem oberwähnten letzten Zweige der vernichtenden Arzneikunde widmet, ist in der Regel durch sein jahrelanges Zusammenbummeln mit Zigeunern, Schleifern, Bandelkrämern und dergleichen Gesindel so tief in alle Geheimnisse der freien Kunst eingeweiht, dass es ihm ein Leichtes ist, sie selbständig, besonders so befangenen Augen gegenüber, auszuüben. Er tritt demnach beileibe nie und nirgends als einfältiger Ratten- und Schwabenvertilger auf, sondern kommt, nachdem er sich ein untrügliches und hübsch abgerundetes Gäu ausersehen, ganz einfach einmal des nachts als müder Wandersmann, besser noch als heimkehrender Wallfahrer in eines der hinzugehörigen Gehöfte. Gastfreundschaft gilt überall noch gar hoch im Walde, er ist also einer guten und freundlichen Aufnahme gewiss. Er erzählt ihnen, dass er hie und da dies oder jenes Geschäft gehabt, oder dass er sich hier- oder dorthin „verlobt" habe zur Wallfahrt und nimmt dagegen, meist ohne dass es einer Aufforderung von seiner Seite bedarf, die kleinen Geheimnisse des Gehöftes entgegen, von der Klebelkrankheit (Klauenseuche) der Schafe bis zu dem Zustande des handigen Schimmels, der nicht fressen will, von den Russen oder Schwaben, die in der Küche rumoren, bis zu dem offenen Schaden, der die Ahnl (Großmutter) nicht auf die Füße und spinnen läst.

Auf diese Eröffnungen läſst der pfiffige Strolch einige geheimnisvolle „Hui“ hören und macht ein Gesicht dabei, von dem es klar, wie mit Schwabacher Lettern gedruckt, herabzulesen ist, dass es seine Sache nicht sei, sich zu Rath und Hilfe aufzudrängen, dass es ihm aber eben so leicht sei, sämmtlichen Gebresten des Stiftes im Nu abzuhelfen, als eine Meile in zwei Stunden zu machen — man fragt ihn, da ihn seine Aussprache ohnedies verrathen, ohne Scheu, ob er helfen könne — er lächelt vornehm und erklärt, dass er es thun wolle.

Die Einfalt und Armuth jubelt, füttert ihn, staunet ihn an, denn er hat gnädig ein Zipfelchen seines Zaubermantels gehoben, und den sprachlos lauschenden Waldleuten in unbestimmten Ausdrücken von einigen seiner kleineren Wundercuren, wahren Geringfügigkeiten, erzählt, die jedoch hinlänglich genügen, den Glauben an seine Kunst felsenfest erstarren zu machen. Er verspricht zu sehen, was sich machen ließe, und des andern Morgens hat er eine feste Kundschaft, nebstbei Herberge und Kost auf gute vier Wochen, denn da er weiß, dass auf eine freigebige Entlohnung seiner Dienste, selbst für den Fall einer vollkommenen Universalcur aller Schmerzen des Bauernstiftes schwer zu rechnen sei, zieht er seine Wirksamkeit in die Länge, um wenigstens eine zeitlang gut und umsonst zu leben. Auf diese Art angelt er in einem kleinen Umkreise drei, vier gutmüthige Unterstand- und Kostgeber zusammen, bei denen er planmäßig der Reihe nach wohnt und lebt, wie eben seine Gegenwart wegen Vieh und Menschen erforderlich ist.

Wie so ein Rattentod Magen und Ranzen zu füllen versteht, davon zeugt das Sprichwort, mit dem man den ausgesogenen Zustand einer Waldwirtschaft zu bezeichnen pflegt: Ihr habt gewiss einen Stachaken in der Stöhr*) gehabt! — gerade wie man anderswo sagt: hier hat das Wetter eingeschlagen, oder das Hochwasser gewirtschaftet.

---

*) Stöhr nennt man die bedungene Arbeit eines Hantierers im eigenen Hause, Glaser, Schuster, Schneider, Sattler, Seiler rc. arbeiten in der Stöhr.

Was so ein Stachak, der kein Anwesen hat, anfängt, wenn auch diese Hantierung nicht mehr geht, das weiß man nicht; ich habe wenigstens nichts davon erfahren können.

---

4. Die Kochetleute.

„Kochet" nennt man im Walde die zu Gries oder Graupen zerschlagene Gerste, und Kochetleute diejenigen, die es auf Stampfen bereiten und damit handeln. Da diese allgemein gehaltene Beschreibung aber die Auslegung zuließe, als wären die Kochetleute möglicherweise die Besitzer von Stampfmühlen, Getreidespeichern, und anderen dergleichen wünschenswerten Dingen, so dürfte eine eingehendere Beschreibung des Wesens der Kochetleute nicht überflüssig sein.

Der Kochetmann oder das Kochetweib, je nachdem die Eheleute sich einander in Hantierung und Wirtschaft getheilt, steigt am Morgen des Wochenmarkttages von dem Walde zum Thale nieder und wandert in die Stadt. Dort kauft er oder sie ein Viertel Gerste — es giebt wenig Kochetleute, die über den fabelhaften Geldvorrath auf einen halben Strich gebieten, jetzt kostet ein Viertel ohnedem eine übermäßige Summe Geldes — trinkt ein Gläschen Branntwein und steigt dann, die theuere Last auf dem Rücken wieder hinauf zu dem heimatlichen Berge.

Das ist Donnerstag. Auf diesen Tag fallen die Getreidewochenmärkte in der Stadt.

Freitags früh begibt sich Mann oder Weib mit der Gerste in die Mühle, stampft sie zu Graupen, rollt sie zu grobem Gries, mahlt den Schrott noch einmal ab und kommt gewöhnlich, da meist viel Mahlgäste ähnlichen Gewerbes da sind, erst des Sonnabends wieder heim. Sonntags früh ist Kirchgang, nachmittags Feierabend. Des Montags zeitlich früh zieht der Kochetmann oder sein Weib, sein Erzeugnis säuberlich in die zwei Zipfel eines Sackes geschieden, und auf der Brust ein Halbseidel-Ziment baumelnd, in sein Gäu hinaus, bietet sein „frisches

Kochet“ aus und hausiert damit, und verkauft davon halbseidelweise so lange, bis der Sack leer, und er nebst einem kleinen ach! gar armen, kleinen Überschusse wieder im Besitze des Geldes auf ein anderes Viertel Gerste ist, was ungefähr immer um den Mittwoch Abend der Fall ist, ganz schlechte Zeiten ausgenommen, so daſs er Donnerstag früh unaufgehalten wieder anfangen kann, wie er vor acht Tagen gethan.

Die Hälfte des Ehepaares — jeder Kochetmann ist verheiratet — die das Daheimbleiben hat die Woche über, sie nennen das „Gamen“,*) verbringt die Zeit, wenn keine Kinder da sind, übrigens auch wenn welche und wieviel immer da sind, mit dem Spinnen von Werg, den Flachsabfällen, die jeden Herbst von den Arbeitsleuten und Wergbettlern aus Österreich heraufgebracht werden.

Hier im Walde nämlich spinnt jeder Mann so gut seinen Faden wie ein Weib.

Das ist nun freilich allem Anscheine nach ein verteufelt schlecht einträgliches Handwerk, dies Kochetmachen und Verschleißen, aber die Leute leben doch dabei, und was wollen sie denn mehr?

Freilich, vor drei, vier Jahren, wie das „Körndl“ so in die Höhe gieng, voriges Jahr gar — da ist es den Kochetleuten recht schlecht gegangen; Alles um ein Himmelgeld und Nichts unter den Leuten, indes — es ist verwunden oder — man gewöhnt am Ende selbst das Schlechteste!

Aber von Einem weiß ich, der doch dabei zugrunde gegangen ist, mit Leib und Seele, ein braver, rechtschaffener, fleißiger Mann, und das auf eine Art zugrunde gegangen, die des Erzählens wert ist.

Den Simondl von Brenntet haben sie ihn geheißen, den Kochetmann, dessen traurige Geschichte ich erzählen will. Er war ein hübscher, großer starker Mann und hätte wohl leicht einen Strich Gerste aus dem Rohnthal in sein Bergdorf heimgetragen. Der war wie alle Kochetleute verheiratet und Vater

*) Vermuthlich das mittelhochdeutsche gâmen (goumen) eine Mahlzeit halten, Aufsicht haben. Anmerkung des Herausgebers.

von zwei frischen Buben und einem Dirndl — einem Dirndl, so lieb und schön, dass es einem Maler keck zum Bildnis des Jesukindleins hätte sitzen können; er hieß es nur sein Sterndl. Er wirtschaftete sich ziemlich gut, wie man sagt, und was man unter „gut wirtschaften" bei einem armen Kochetmann versteht.

. Da kam die Theuerung immer höher, immer höher, — es war aus mit dem Gerstenkaufen und mit dem Kochetmachen! Die paar Gulden, die da waren, giengen darauf, und eines trüben Morgens pochte es leise und doch so vernehmlich, schier markdurchdringend an die Thüre des Kochetmannes — es rief niemand: herein! sie wussten alle, dass der Gast auch ungeheißen komme — es war der Hunger!

Da schlug der arme Simondl die schwieligen Hände krampfhaft vor das kummerbleiche Gesicht, und als er sie dann matt niedersinken ließ zur Seite, sahen die Kinder, dass er die Augen brennend roth und voll bitterer Zähren hatte, und als er aufstand, bemerkten sie, dass er schwankte und taumelte.

Aber seine Stimme klang fest und voll, als er zu seinem Weibe sprach: „Da muss g'holfen wer'n, Weib! geh' derweil 'nein in's Dorf" — er wohnte weitab in einer einsamen Waldhütte — sie wer'n die armen Würmerln nit verkommen lassen." — Er nahm seinen Gäustock und gieng. Das Weib fragte nicht, wohin, — sie sah nieder vor sich und die bleichen Lippen flüsterten immer ein, nur ein Wort, ein bitteres, trauriges Wort „betteln!"

Aber das kleine Dirndel sprang dem Simondl nach, und führte ihn bei dem Stocke und rief zu ihm hinan: „Bring mir fein was mit, Vater!"

„G'wiss, mei Sterndl!"

Er schritt rasch aus und fort. Nicht der Schatten eines bösen Gedankens hatte die starke Seele des Waldsohnes verdüstert, als die bleiche Noth auf seiner Schwelle erschien, und der Hunger mit den hohlen Augen und den eingefallenen Wangen; er gieng zur Stadt und wollte sich zur härtesten, gedoppelten, gedreifachten Arbeit verdingen, als Knecht, als Arbeiter, als Maschine, wenn er nur einen Menschenfreund

fände, der ihm soviel Darangabe auf seine riesigen Glieder gäbe, dass er die Seinen von Noth und Hunger schützen könne, bis zur Ernte — bis Gott hilft! —

Das Weib des Kochetmannes saß noch immer da, dasselbe bittere Wort auf den blassen Lippen, als der Tag längst zur Neige gegangen war, und die Kinder vor Hunger eingeschlafen waren. „Morgen also!“ flüsterte sie, sich endlich erhebend, und gieng auch schlafen.

Sie sahen den fahlen Schatten nicht, den müden Schläfer, der an ihrem Lager hockte, sie leise einsang und ihren Schlummer hütete, sie hörten nicht die Thüre knarren tief in der Nacht, und einen zweiten nebelhaften Schatten rasch hineinhuschen in die Stube; er kauerte sich neben den Hunger hin, und schlug, wie vom Fieber geschüttelt, die dürren Hände zusammen, ehe er ihm zuraunte: „Ich bin da, Vater!“ — Es war der Sohn — der Hungertyphus. —

Er wärmte sich lange, bald an dem Körper des Weibes, bald an den weißen, leuchtenden Leibern der Kinder, ehe er wieder etwas sprechen konnte vor Zähneklappern. Da erwachte aber die Kleine mit einem Schrei, richtete sich halb in die Höhe und lallte mit matter Zunge: „Hast mir was gebracht, Vater?“ — mehr sprach das Mädchen nicht; es fühlte eine eisige und dennoch glühendheiße Hand sich auf sein stockendes Herzchen und auf seine brennende Stirne legen, und dann träumte es, ein milder, schöner Engel trage es mit lind fächelnden Schwingen hoch hinauf durch azurblaue Wolken in ein Meer von Sterndeln — in den Himmel.

Zwei Tage darauf kam der Simondl mit freudestrahlendem Gesichte in das Dorf; er brachte Geld aus der Stadt. „Habt Ihr meinem Weib ein Bißl was geb'n für meine armen Kinder?“ fragte er im Vorübergehen Einen, Mehrere, dann Alle. Keiner hatte jemanden von des Kochetmanns Leuten gesehen; es hatte auch Jeder mit der eigenen Noth zu thun — der Hungertyphus war da — das sagten sie ihm.

Der Kochetmann sprang keuchend über Rain und Zaun der Waldhütte zu — „Jesus und Joseph!“ schrie er kreischend

auf und brach auf der Schwelle zusammen. — Gott hatte geholfen. Er hatte frühzeitig seine Ernte gehalten, und sein Schnitter hatte sich befleißt — sie waren Alle todt.

Acht Tage darauf saß der Kochetmann in der Stampfmühle und machte Kochet.

Die eisenbeschlagenen Schießer flogen lustig klirrend und polternd auf und nieder, die Gerste sauste und spritzte zischend und knisternd in dem granitenen Mörser herum, und hinter ihm stürzte sich der Bach kopfüber aus den offenen Schleußen in die weitklaffenden Taschen des Triebrades, und aus diesen rauschend und in tausend Perlentropfen zerstäubend hinab in das schäumende Wasserbecken der dunklen Radkammer. — Er saß lange, lange still und regungslos da der arme, verlassene Kochetmann, da war es ihm als ob die Schießer immer leiser niederfielen — sie versanken im Mehle — als ob ihr Klirren und Klingeln immer mehr einen bestimmten, ungewöhnlichen, aber ihm bekannten Ton annähmen — — er horchte, horchte — — „Sterndl! mei Sterndl!" rief er plötzlich leise und scheu, dann aber mit lautem Schrei, dass es das Rauschen und Tosen des Baches auf dem Rade übertönte. Nichts!" — die Schießer aber erhoben sich immer langsamer und wie seufzend aus dem zermalmten Schrott in dem Steinfutter des Stampfstockes und fielen weich und patschend wieder hinein, wie auf einen — — „Hilf Gott! mei Sterndl!" schrie plötzlich der Mann mit irrsinnig starrenden Augen und sprang auf die Schießer zu, und ergriff die centnerschweren mit den Eisenfäusten und hob sie wie Flaumfedern auf — Nichts — Mehl und Kleie! — Aber die Hebtatzen hinten an dem Gründel, das sich nun unbelastet doppelt so schnell drehte, die schienen ihm zu winken und tippten an die aufgehangenen Schießer, dass sie den Träumer wecken mögen mit dem hellen Geklingel ihrer Riegel und Ringe, und das Wasser im Becken flüsterte bei den Ritzen der Verschallung herein: „Wir wissen's gut, wo dein Sterndl ist! komm herein, komm herein, Kochetmann!"

Und der Wellbaum sagte ihm knarrend dieselbe Post, und die unruhigen Schießer zischten ihm dasselbe zu und des Baches

Welle sang über ihm dasselbe Lied, selbst die Mühle daneben klapperte geschäftig und heimlich dasselbe — dasselbe!

Rief da nicht der Kleinen süße Stimme auch dem Vater? „Mei Sterndl!“ schrie er, rasch aufspringend, und schwang sich über den Wellbaum — weh! dumpfe schwere Stöße erdröhnen, ein entsetzlicher Schrei tönt von der Holzwand der Radkammer her, die Bretter krachen, brechen, vor der Wucht eines Riesenleibes weichend, dann hört man einen dumpfen Fall, sieht das Wasser des Beckens aufspringen und — nichts mehr!

Des andern Morgens fanden ihn die Mühlknappen auf dem Rain unter der Radstube hinausgeschwemmt — todt. Das ist die traurige Geschichte von dem armen Simondl, dem Kochetmann von Brenntet.

---

5. Die Glasmacher.

Wenn man von Wallern Kuschwarda zuwandert, kommt man seitwärts und oberhalb der alten Stögerhütte auf einen Berg, von dem man die vollkommenste Aussicht von der Straße über den riesigen, alten grünen Grenzwächter des Landes, den Böhmerwald genießt. Der Seerücken, der Rachel-, Lusen, der Filz-, Farren-, Platten-, Dreisesselberg und der Blöckenstein liegen gebieterisch groß und wunderbar schön bewaldet bis an die Kuppen vor dem staunenden Auge. Gewiss wird Jeder, der weiter zu wandern hat, an dieser Grenzscheide lichten Thal- und geheimnisvoll dunklen Waldlebens einen langen innigen Scheideblick zurückwerfen in die lachende Flur, voll staudiger Büheln und birkenbewachsener Auen, ehe er in die Schatten uralter Kiefern- und Föhren tritt und sich umfangen lässt von den grünen Armen dunkler Waldesnacht.

Doch wie erstaunt der Wanderer, wenn er sich rechts und links angestarrt von hundertjährigen Moorfilzen, auf denen dickbemooste, ungeheure Urwaldtrümmer, dem Alter erlegen, verwesen, plötzlich inmitten eines ausgerodeten, trockengelegten, weiten

Waldschlages sieht, aus dessen Tiefe ihm eine Unzahl hölzerner Hütten und großartiger Steingebäude entgegenblinken, und er an der Stelle der erwarteten achtunggebietenden Zeugen wilder Urnatur die Wegzeiger des fortschreitenden Gewerbefleißes, qualmende Dampfschornsteine, vor sich aufragen sieht.

Ja, wer vor etlichen zwanzig Jahren dieses Weges zog, den überraschte da nichts, als grundlose Moorlacken und scheußliche Knüppelwege, die man auf einfache Weise so herstellte, dass man, wo Wind und Wetter einen oder mehrere Baumstämme quer über den Steig geworfen, dazu auch noch einen oder mehrere legte, um bequemer (?) darüber wegzukommen. Da hörte man auf einmal, dass der Glasmeister von Winterberg die Absicht habe, den Urwald unterhalb Wolfsgrub, dort wo der Kappelnbach in die Moldau fließt, abzutreiben.

Sie schüttelten ungläubig die Köpfe, die Leute dort herum und lachten nur dazu, als die Schläge der Äxte und das Knirschen der Sägen an ihre Ohren schlugen und als die leuchtenden Feuersäulen der brennenden Baumtitanen des Waldes es weithin verkündeten, dass in dem Moldauthale, wo bislang Fuchs und Geier ungestört gehaust, der Mensch sein mühselig Tagwerk beginnen wolle.

Sie lachten, aber der alte Glasmeister scheerte sich wenig darum, und im Jahre 1836 war das Moor ein weiter, schöner lichter Fleck Menschenheimat, und an die zwanzig zierlichen Holzhütten standen um ein großes, weitschichtiges Gebäude, das auf seiner Stirne den Namen trug: Leonorenhain. Wer aber heute dieses Weges kommt, sieht die Spur des alten Urwaldes nur mehr noch in den tiefen Abzugsgräben der reichen Wiesentrift umher, deren Wände die Lagen hundertjähriger Waldleichenfelder zeigen. Hingegen findet er hier nach den nothdürftigen trübseligen Ortschaften, die er bisher durchwandert, auf einmal alle Bewegung neuen Lebens — sogar ein Billard!

Was würden die alten Wallerer sagen, wenn sie aufstünden aus ihren Gräbern, die damals den Glasmeister so höhnisch ausgelacht, weil er ein Dorf im Urwalde anlegen

wollte? ein Billard im Urwalde! — Besonders lebhaft und festtäglich sieht die Hütte aus, wenn „kalter Ofen“ ist, unter welchem Fachausdrucke die Glasmacher den Ofen in seiner größten Hitze begreifen, wenn nämlich das fertige Glas zum Kühlen und Erhärten eingesetzt wird.

Da wird „windgefeiert“ und Feiertag gemacht in der Hütte. Was da angegeben wird, das muss man sehen. — Die Glasmacher sind Niemandem so ähnlich wie den Matrosen. Wie diese vertrauen sie ihr Leben einem tückischen Elemente an, aber dem Feuer, das im Vereine mit den miasmatischen Glasbestandtheilen nachgerade seine Opfer schneller und sicherer dahinrafft, als das Wassermeer seine verwegenen Kinder. Wie „Jack am Lande“ fühlt sich demnach der Glasmacher, dem jeder Blick in die rinnende Glut des zähen Krystalles ein carpe diem! zuruft, an einem arbeitsfreien Tage wie neugeboren und zugleich wie zum Abschiednehmen vom Leben, zum Leeren der Neige des Freudenbechers angewiesen.

„Wer weiß wie nahe mir mein Ende —“ wer das, wie alle Glasmacher und Glasschleifer, nicht auf den Zustand seiner armen Seele anzuwenden geneigt ist, der wird sich ohne weiteres versucht fühlen, in Anbetracht dessen, in den vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden, so lange der Ofen „kalt“ ist, womöglich ein oder zwei Monate vorauszuleben.

„Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!“ —

Es ist ein ganz eigenes keckes, krawallisches Volk, dies Hüttenvolk; trotzdem aber gutmüthig, dienstfreundlich und außerordentlich kameradschaftlich untereinander. Das hängt wie Kletten aneinander. Wie sollte es auch anders sein?

Es haben sie auch die Leute überall gern — hm! das heißt, eine Classe von Leuten kenne ich, die kann die „Hüttenbuben“ nicht „schmecken“, wie man sagt — aus Gründen — ich meine die jungen Bauernbursche aus den Ortschaften um eine Glashütte herum.

Wie sollten sie ihnen auch grün sein, die ihnen nichts als Gift und Galle machen, durch ihr Aufhauen in der Schenke und auf dem Tanzboden, durch ihre städtische Wichs, durch ihren kecken, „fürzwängerischen" Gesang, durch ihre Maulreißerei — kurzum, weil sie ihnen alle Dirndeln weit und breit wegcapern!

Wer käme ihnen auch nach? besonders seit den letzten Jahren, da sie in Silber gezahlt werden.

Ja, da plärrt die Clarinette noch einmal so laut und hell, da schmettert die Trompete noch einmal so scharf und mächtig, da brummt die Bassgeige noch einmal so tief und hurtig, wenn so ein blanker Silberzwanziger auf dem Spielleuteteller springt! Das klingt nach Geld — und sinkt nicht so traurig und lautlos nieder, wie der abgegriffene ungarische Zehner des armen Bauernburschen oder Holzflößers! Dafür ist aber die Herrlichkeit bald aus: ein paar „Jahr'ln" Arbeit und — Lumperei, und der Invalid ist fertig!

Ist halt doch nur eine traurige Hantierung, das Glasmachen.

---

6. Der Wandellehrer.

Arme Leute kochen mit Wasser.

Die kleinen, blutarmen Dorfgemeinden des Böhmerwaldes, die sich keines gnädigen Gutsherrn erfreuten und keine blasse Vorstellung von einem Gemeindevermögen hatten, dennoch aber nicht wünschen mochten, dass ihre Kinder wie die Lilien auf dem Felde oder die Lämmlein auf der Weide aufwüchsen, ohne Unterricht nämlich, bekamen endlich nach langjährigem Bittstellen den Rathschlag und die Erlaubnis, Wander- oder Wandellehrer anzustellen, nämlich solche, die in Ermangelung eines Schulgebäudes und der nöthigen Erhaltungsmitteln auf Kosten der Bauern und in ihren Stuben abwechslungsweise Schule halten sollten.

Arme Leute kochen mit Wasser! dachten die Waldleute, und ein Wandellehrer muss doch immer besser sein als gar kein

Lehrer! und wie der Meister die Fischer von den Netzen, so beriefen sie arme Schulamtscandidaten von ihrer trübseligen Versorgungsaussicht weg und zu sich hinauf in ihre Berge; thaten ihnen die Thüren und Herzen angelweit auf, übergaben ihnen die Erben ihrer Noth und Mühsal zur christlichen Erziehung und — es gab Wandellehrer im Böhmerwalde.

Ist auch kein Honiglecken dies Wandellehrerthum, wie nichts, kein Amt und kein Geschäft droben in den rauhen Bergen.

Einen festgesetzten Gehalt hat der Wandellehrer nicht, außer dem sehr veränderlichen Schulgelde, vom Kopf (des Kindes nämlich) einen Kreuzer wöchentlich, was in einem mittleren Dorfe ungefähr so viel betragen mag, als ein städtischer Stutzer täglich dem Individuum bezahlt, das seine Stiefel putzt. Kost und Wohnung — letztere besteht in Benützung der Ofenbank zum Sitzen und Schlafen — hat er in dem Numero, wo Schule gehalten wird die Woche hindurch, und sonst hat er nichts, außer das Recht, die etwa im Dorfe vorfindigen musikalischen Talente in die Pflege zu nehmen, wenn er nämlich eines beim Volke beliebten, nützlichen Instrumentes mächtig ist und jene gewillt sind, entgeltlichen Unterricht zu nehmen.

Wenn der Wandellehrer nicht deshalb schon unter die Hantierer gehört, so wird es schon noch kommen, warum. Die wochige Errichtung der Wandelschule in einem neuen Locale geschieht folgendermaßen:

Sonntag abends, nach dem königlichen Nachtmahle, also zu einer Zeit, da es nichts mehr gibt, und der Lehrer den Becher der Gastfreundschaft seines bisherigen Hauspatrones bis auf die Neige geleert hat, bedankt er sich bei Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd säuberlich für alles Liebe und Gute, was er unter diesem Dache genossen, und nimmt auf so und so viel Wochen Abschied von Allen. Hierauf trägt er die schwarzangestrichene Holztafel, den Bockel, ein Lineal, ein Päckchen Kreide, ein Abctäfelchen und Namenbüchlein, einen Katechismus, zweiten Theil Lesebuch und ein Evangelium — sämmtlichen Schulhausrath auf dem Kopfe, oder wie er sonst will, ganz nach Belieben, zu dem Nachbar hinüber, dessen Nummer für

die angehende Woche als Schulhaus bestimmt ist. Dort hängt er, nachdem er säuberlich gegrüßt und sich besonders empfohlen hat, die Tafel an die Wand, legt die Bücher u. s. w. zu Häupten jener Bank, die er sich für diese acht Tage zur Ruhestätte auserſehen, und er ist eingerichtet.

Natürlich kann er nicht verlangen, daſs seinet- oder des Unterrichtes wegen der Hofbesitzer sein Geschäft oder was er betreibt, aufgeben oder anderwärtig verrichten solle; die Stuben sind ja ziemlich groß und geduldige Schafe gehen gar viel in einen Stall, sagt ein äußerst scharfsinniges Sprichwort.

So rückt denn der Lehrer früh, wenn die Schulkinder kommen, in irgend einen Winkel und bildet, während daneben gewoben, gesponnen, gehaspelt, gehämmert, getängelt, geschliffen wird, wie er es eben kann und wie es eben geht, die Seelen der Kleinen. Ist die Schule aus, so nimmt er seine Musikzöglinge her, wenn er deren hat, wenn nicht, nun so hilft er dem Hauswirt irgend ein wenig bei der Hof- oder Feldarbeit: es schmeckt dann das Essen besser. So geht es auch am Abende. Denken läſst sich nicht gut inmitten schwatzender Männer und Weiber und einer förmlichen Wagenburg schnurrender Spinnräder.

Alles spinnt, — da zieht sich denn auch der arme Wandellehrer, um nicht allein müßig da zu sitzen, einen Rocken und ein Spinnrad zu Gemüthe und thut mit; er drischt mit, wenn gedroschen wird, er mäht und schneidet mit, wenn gemäht und geschnitten wird, er tritt das Kraut ein, wenn es gezettelt wird, kurz er hantiert mit, wie Einer.

Freilich sind sie meist aus dem ärmsten Häuslerstande her, die Leute, die so einen Posten annehmen, und dergleichen gewohnt; aber du mein Gott! wer kann es wissen, wie viele Seelen schon erstickt worden sind unter dem Druck einer so gräſslichen Lage!

Natürlich ist der Wandellehrer zu ewiger Ehelosigkeit verurtheilt und — ah! da muſs ich noch eine kleine Geschichte erzählen, aber wirklich die letzte, und zwar von einem ganz merkwürdigen Wandellehrer:

In dem kleinen Dorfe Tonetschlag am Fuße des Böhmerwaldes ist auch eine wandernde Filialschule. Der Lehrer dort war

ein alter Soldat, ein hübscher, alter, freundlicher Mann, der auch bei Leipzig mit dabei war, er hatte das Kanonenkreuz.

Die Gemeinde war mit ihm recht zufrieden, bis der Teufel da einmal zufällig einen alten Bettelmann daherführte, der auch ein ehemaliger Soldat war, sonst war er aber nicht bekannt mit dem Lehrer. Der Mann nun wurde im Dorfe krank; die Bauern brachten ihn in einer halbleeren Scheune unter, sonst bekümmerten sie sich aber wenig um ihn, der fremd, irgendwo aus Mähren her war. Der Lehrer aber pflegte ihn treulich und emsig um der christlichen Nächstenliebe und des Kanonenkreuzes willen.

Das hielt den Mann aber nicht ab, eines abends zu sterben. Nun hatte das gerade nicht so viel auf sich, aber der fremde Bettler hatte ein Kind, ein kleines Mädchen von etwa neun Jahren, bei sich.

Nun, was mit dem Kinde beginnen? Der Bettler nämlich — die Geschichte mag an die zehn Jahre her sein und damals, wie man weiß, konnte ein ehrlicher Bettler mit ein wenig Geschick von Peterswalde bis Cattaro ohne Pass betteln gehen — der Bettler also hatte nichts von Documenten bei sich, der Lehrer hatte ihn nie um seine engere Heimat gefragt und das Mädchen wusste nichts, als dass es und der Großvater aus Mähren seien. Die Bauern riethen hin und her; die meisten riethen zu dem Schube; von einem Annehmen der armen Waise gar keine Spur.

Da erklärte der Lehrer, dass er Vaterstelle bei dem Kinde vertreten wolle.

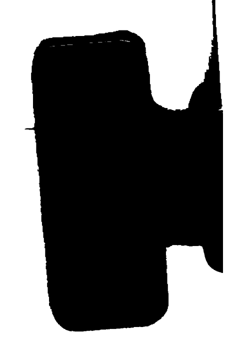
Den Bauern fiel anfangs das Unzukömmliche dieses Antrages von einem Wandellehrer nicht gleich ein, aber später setzte es grimmige Erörterungen ab; der Lehrer wollte von dem Kinde nicht lassen — so musste er denn endlich von der Schule lassen.

Er thats und bettelte sich mit dem Kinde ein paar Jahre durch, bis es in einen Dienst gehen konnte. Das undankbare Ding muss aber auf seinen Wohlthäter schmählich vergessen haben — denn der arme Greis bettelt noch heutzutage!

—•◆◆•—







DATE DUE			
AUG 1 7 1988			

